

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 70

KARL der Große und das REICH der Deutschen

800–1806



DAS HEILIGE RÖMISCHE REICH DEUTSCHER NATION

Die ersten Kaiser / Barbarossa / Der Kampf der Raubritter / Worms 1495 / Reformation in Nürnberg
Dreißigjähriger Krieg: Die Not der Bauern / Preußen gegen Österreich / Das Ende 1806

ISBN 978-3-622-00347-6
4 194875 510002 70

Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Belux € 11,80 · Finnland € 15,50 · Norwegen NOK 142,- · Frankreich € 17,50 · Italien € 13,50 · Spanien € 13,50

»Wer hat die Deutschen zu
Richtern über die Völker bestimmt?
Wer gab diesen plumpen und ungestümen
Menschen die Autorität, einen Fürsten
als Schiedsrichter über die Häupter der
Menschenkinder zu setzen?«

Johannes von Salisbury, englischer Geistlicher,

um 1160 über den »deutschen Tyrannen«

Kaiser Friedrich I. Barbarossa

Liebe Leserin, lieber Leser

Er war der wichtigste Herrscher des Mittelalters: ein Krieger und Zivilisationsbringer, ein Politiker und Glaubensbote, der Begründer eines gewaltigen Reiches und dessen erster Kaiser.

Karl der Große, geboren 748 als Sohn eines Mächtigen aus dem germanischen Volk der Franken, erkämpfte binnen weniger Jahre ein Imperium, das von der Nordsee bis nach Rom reichte, von den Pyrenäen bis zur Elbe. Dabei ging er brutal vor, ließ Gegner zu Tausenden meucheln und unterwarf selbst die eigene Familie seinen politischen Zielen. Er sah sich als Missionar mit dem Schwert, predigte das Christentum „mit eiserner Zunge“, so ein Zeitgenosse, und verfolgte all jene, die nicht bereit waren, den neuen Glauben anzunehmen.

Er führte nur in zweien seiner 46 Regierungsjahre keinen Krieg, zog mit seinen Truppen bis nach Spanien und auf den Balkan und legte auf seinen Feldzügen und Inspektionsreisen durch das Reich gut 40 000 Kilometer zu Pferde zurück.

Doch Karl wollte mehr sein als nur ein Eroberer: wollte sich erheben über all jene germanischen Stammeskönige, deren Reiche mehr oder minder schnell wieder zerfallen waren. Und welcher Titel würde ihm einen größeren Nimbus verleihen als der, den die legendärsten Staatenlenker der Geschichte getragen hatten: der Kaisertitel der antiken Imperatoren?

800 n. Chr. ließ er sich daher vom Papst zum Kaiser krönen – und wurde so zugleich zum Herrn Europas und Schutzenpatron der lateinischen Christenheit. Damit begründete er ein Bündnis zwischen den neuen Imperatoren und den Päpsten, das Jahrhundertelang andauerte und die Welt des Mittelalters prägte. Denn erst die Macht des Kaisers sicherte die Dominanz der römischen Kirche über die Gläubigen im Abendland.

Darüber hinaus war Karl ein Kulturstifter: als Bauherr, der allerorten Kirchen errichten ließ. Als eifriger Büchersammler, der Mönche dazu verpflichtete, antike Handschriften zu kopieren. Und als Förderer der Wissenschaft, der die gelehrttesten Köpfe des Kontinents um sich scharte.

Das Reich des Franken war zwar nicht von Dauer, es zerbrach in den Kämpfen seiner Nachfolger. Aber Karls Vision eines neuen Imperium Romanum mit einem christlichen Kaiser an der Spitze lebte fort, als sich ein Sachse zu seinem Erben aufschwang: Otto I., der im Jahr 962 ebenfalls nach Rom zog,

um sich vom Papst zum Kaiser krönen zu lassen.

Allerdings bestand Ottos Herrschaftsgebilde anders als das Karls weit über den Tod seines Gründers und das Ende seiner Dynastie fort.

Denn dieses (erst später so genannte) „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ war eines der am längsten existierenden Staatswesen der euro-



päischen Geschichte: Es verkraftete zahllose Angriffe äußerer Feinde, von Ungarn, Franzosen und Osmanen, sowie endlose Kämpfe seiner Fürsten untereinander. Es überdauerte den bitteren Zwist der Reformation, der zum Ende der Glaubenseinheit führte und zum Dreißigjährigen Krieg – und sogar die verbissene Konkurrenz seiner beiden mächtigsten Dynastien, der Habsburger und der Hohenzollern.

Dabei war das Heilige Römische Reich deutscher Nation ein merkwürdiges Konstrukt, vollkommen anders als alle anderen Staaten. Diesem Gebilde fehlte alles, was einen Staat ausmacht: eine klar festgelegte Grenze, eine Hauptstadt, eine einheitliche Verfassung und Verwaltung, ein stehendes Heer.

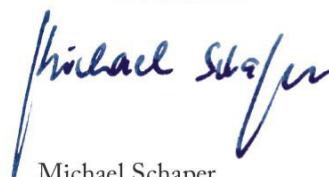
Stattdessen wechselte sein Territorium häufig. Es umfasste zeitweise halb Italien, die Niederlande, Burgund, die Schweiz – doch dann gingen diese Gebiete auch wieder verloren. Zudem teilten sich im Lauf der Jahrhunderte die wenigen Herzogtümer, die zu Beginn der Reichsgeschichte bestanden, in Hunderte Kleinstaaten auf, deren Oberhäupter eigene Münzen ausgaben, ein eigenes Recht hatten und eine eigene Außenpolitik betrieben. Zusammengehalten wurde das Reich allein von dem Herrscher an seiner Spitze.

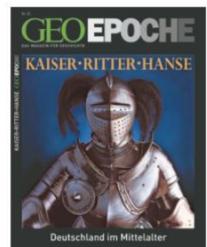
Die Einzigartigkeit dieses Gebildes macht seine Geschichte so interessant. Aber auch die Dauer seiner Existenz: Fast genau 1000 Jahre vergingen zwischen der Krönung Karls des Großen, mit der alles anfing, und dem Untergang des Imperiums im Jahr 1806.

Häufig schon haben wir in früheren Ausgaben (die auf Seite 174 abgebildet sind) von Wendepunkten in der Entwicklung dieses Staatswesens berichtet. Aber noch nie war es, so wie hier, ganz und gar Thema eines Heftes.

Das erste Reich der Deutschen.

Herzlich Ihr


Michael Schaper



Vorgänger

Das vorliegende Heft ergänzt eine frühere Ausgabe zum deutschen Mittelalter



Konzeption

Dr. Anja Fries (r.) hat das Heft redaktionell betreut, beraten von der Historikerin Viktoria Trenkle



HOFTAG Kaiser Otto I. begründet 962 das römisch-deutsche Imperium. Elf Jahre später empfängt er seine Fürsten zu einem denkwürdigen Treffen.



INSIGNIEN Mit unermesslich kostbaren Gegenständen, gefertigt von den besten Künstlern, zelebrieren die Herrscher des Reiches ihre Autorität.



RITTER Sie sind die kriegerische Elite des Reiches. Doch viele Schwertkämpfer rauben sich ihr Vermögen zusammen. Der berüchtigste: Götz von Berlichingen.



KARL DER GROSSE Gewaltvoll und berechnend kämpft sich der Frankenkönig an die Spitze Europas. Doch er strebt nach mehr: dem Titel der antiken Cäsaren. Im Jahr 800 krönt ihn der Papst tatsächlich zum Kaiser, zum christlichen Universalherrscher – und macht ihn damit zum Ahnherrn für das Reich der Deutschen.



KONFESSIONSKRIEG Im Glauben entzweit, stürzt das Imperium 1618 in einen drei Jahrzehnte währenden Konflikt, der brutaler ist und opferreicher als alle zuvor.



RIVALEN Ab 1740 ringen die Habsburgerin Maria Theresia und Friedrich II. von Preußen erbittert um Schlesien – und um die Vormacht im Heiligen Römischen Reich.

INHALT # 70

KAISETUM DAS REICH DER DEUTSCHEN

Im Zentrum Europas erschaffen Monarchen des Mittelalters das Heilige Römische Reich deutscher Nation 6

IMPERIUM AUFSTIEG UND UNTERGANG

844 Jahre lang regieren römisch-deutsche Könige und Kaiser ein Reich, dessen Gestalt sich immer wieder verändert 22

KARL DER GROSSE, UM 800 DER ERSTE KAISER

Vorbild für alle seine Nachfolger: Der König der Franken lässt sich vom Papst zum höchsten Herrscher des Abendlandes krönen 26

QUEDLINBURG, 973 EIN HERRSCHER HÄLT HOF

Otto I. lädt Fürsten und Gesandte zu einem Treffen. Sie sollen ihm huldigen: als Kaiser eines mächtigen Reiches 42

HERRSCHAFTSSYMBOLE INSIGNIEN DER MACHT

Künstler schaffen den Monarchen glänzende Kostbarkeiten, die mehr sind als nur Schätze – Sinnbilder imperialer Größe 54

BARBAROSSA, 1155 KAMPF IM SÜDEN

Immer wieder rebellieren die italienischen Untertanen gegen ihren Oberherrn Friedrich I. Bis der mit Härte reagiert 64

REICHSTAG, 1495 AUFSTAND DER FÜRSTEN

Der König braucht Geld. Doch die Großen zahlen nur gegen Mitsprache – und erzwingen so eine völlig neue Institution 76

GÖTZ VON BERLICHINGEN, 1512 DER RAUBRITTER

Über Jahrhunderte gelten die berittenen Reiter als die fähigsten Krieger, nun droht ihr Ende. Aber einer wird unsterblich 86

NÜRNBERG, 1525 STADT DER KETZER

Ausgerechnet die führende Metropole des Reiches bekennt sich zu den gefährlichen neuen Lehren Martin Luthers 98

DREISSIGJÄHRIGER KRIEG, AB 1618 IN DER HÖLLE

Ein beispielloser, schier endloser Kampf um Macht und Glauben verheert das Imperium. Vor allem auf dem Land 118

BERLIN GEGEN WIEN, 1740 DUELL DER MONARCHEN

Erbittert ringen Hohenzollern und Habsburger um ein Herzogtum. Ihre Rivalität gefährdet die Existenz des Reiches 130

NIEDERGANG, 1806 AM ENDE IST NAPOLEON

Gegen die Truppen des revolutionären Frankreich sammelt sich das zerrissene Reich noch einmal. Und geht schließlich doch unter 146

ZEITLEISTE DATEN UND FAKTEN

160

Bildquellen 167

Die Welt von GEO 168

Impressum 171

VORSCHAU

GEOEPOCHE SÜDAMERIKA 172

GEOEPOCHE PANORAMA DIE WEIMARER REPUBLIK 173

Ein Verzeichnis mit den Themen aller GEOEPOCHE-Ausgaben

sowie einen Briefkasten für Leserzuschriften finden Sie unter

www.geo-epoche.de – oder besuchen Sie uns auf Facebook

Titelbild: Die Büste Karls des Großen aus dem Domschatz Aachen, um 1350. Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEOEPOCHE-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht. Namen von weltlichen und geistlichen Würdenträgern werden in der Regel in ihrer eingedeutschten Form geschrieben, etwa Karl VIII. anstelle des französischen Charles oder Johannes von Salisbury anstelle von John.

Redaktionsschluss: 27. November 2014

AM ANFANG

Zu Weihnachten des Jahres 800 erhebt sich der Franke Karl der Große zum römischen Kaiser. In der Mitte Europas spätestens das »Heilige Römische Reich deutscher Nation« – jenes Hauptstadt noch ein stehendes Heer verfügt und dennoch die Geschicke des Kontinents



Am 25. Dezember 800 krönt Papst Leo III. den König der Franken in der Peterskirche zum Kaiser der Römer. Der Heilige Vater dankt Karl

IST K A R L

Kaiser, zum Schutzherrn der abendländischen Christenheit. Seine Nachfolger errichten einzigartige politische Gebilde aus verbündeten Territorien, das weder über eine mehr als acht Jahrhunderte maßgeblich bestimmen wird: das erste Reich der Deutschen



damit für seinen Schutz, denn der Feldherr hat ihn zuvor vor feindlich gesonnenen Adeligen gerettet (Friedrich August von Kaulbach, 1861)

IM KRIEG GEEINT

Bald nach dem Tod Karls des Großen zerfällt dessen fränkisches Reich in drei Teile. Fast 100 Jahre später wird Otto I. König in Ostfranken, und es gelingt ihm, sein Imperium militärisch und politisch so zu vergrößern, dass er sich in der Nachfolge Karls 962 zum Kaiser krönen lassen kann. Dies ist de facto die Geburtsstunde des späteren »Heiligen Römischen Reiches«





Otto I. (Mitte) attackiert 955 ungarische Krieger, die Ostfranken bedrohen. In der Schlacht auf dem Lechfeld vereint er Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern erstmals unter seinem Befehl. Nach dem Sieg feiern ihn deren Anführer als Retter der Christenheit und erkennen seine Autorität an, als er sich bald darauf zum Kaiser erheben lässt, zum höchsten Herrscher im Abendland (Michael Echter, 1860)



Kniefall eines Kaisers: Um aufständische Städte in Italien niederzuwerfen, bittet Friedrich I. Barbarossa 1176 Heinrich »den Löwen«, den mächtigen Herzog der Bayern und Sachsen, um Truppen – angeblich sinkt der Monarch vor Heinrich sogar auf den Boden. Doch der verweigert seine Hilfe. Dafür ächtet ihn eine Versammlung der Reichsfürsten und entzieht ihm seine Herzogtümer (Philipp Foltz, 1877)

DIE MACHT DER FÜRSTEN

Der Herrscher des Heiligen Römischen Reiches regiert im Konsens mit den Fürsten: Er ist einer von ihnen, sie haben ihn gewählt, seine Macht beruht wie die ihre meist auf Familienbesitz. Bei seiner Krönung schwören sie ihm Treue. Und versagt ihm einer seiner Gefolgsleute die Unterstützung, kann er ihn auch nur im Bund mit den anderen Großen bestrafen

Kaisertum



IM REICH DER PANZER- REITER

Die Ritter gehören zum niederen Adel im Reich der Deutschen – wie das einstige ostfränkische Territorium seit dem 11. Jahrhundert genannt wird. Ihr Stand hat sich während der Kreuzzüge herausgebildet. Doch gegen Ende des Mittelalters verlieren die Reiterkrieger an Bedeutung: Die Zukunft gehört den Söldnern





Im Schatten einer Burg zieht ein Fürst mit seinem Gefolge durch das Tor in eine Stadt ein. Von Festungen wie dieser aus bewirtschafteten Ritter jahrhundertelang vor allem im Südwesten der deutschen Lande Besitztümer mächtiger Adeliger. Dafür stellen sie im Kriegsfall den Fürsten und dem König ihre Kampfkraft zur Verfügung (Heinrich Anton Dähling, 1822)



1521 lädt Karl V. den rebellischen Luther vor den Reichstag nach Worms: Der Mönch soll seine Thesen widerrufen. Als er sich weigert, ächtet ihn der Kaiser und ordnet die Verbrennung seiner Schriften an. Dennoch breitet sich der neue Glaube rasch aus. Denn viele Fürsten sehen in der Reformation eine Waffe im Kampf gegen den selbstherrlichen katholischen Herrscher (Anton von Werner, 1877)

DER MÖNCH UND DER KAISER

Kaisertum

Martin Luthers Kritik an der Sittenlosigkeit der Kirche spaltet das Heilige Römische Reich ab 1517 tiefer als jeder andere Konflikt. Denn die Predigten des Augustinermönches finden rasch zahlreiche Anhänger. Trotz aller Versuche des Kaisers, die Reformation zu unterdrücken, sind vor allem die deutschen Lande schon bald konfessionell zweigeteilt



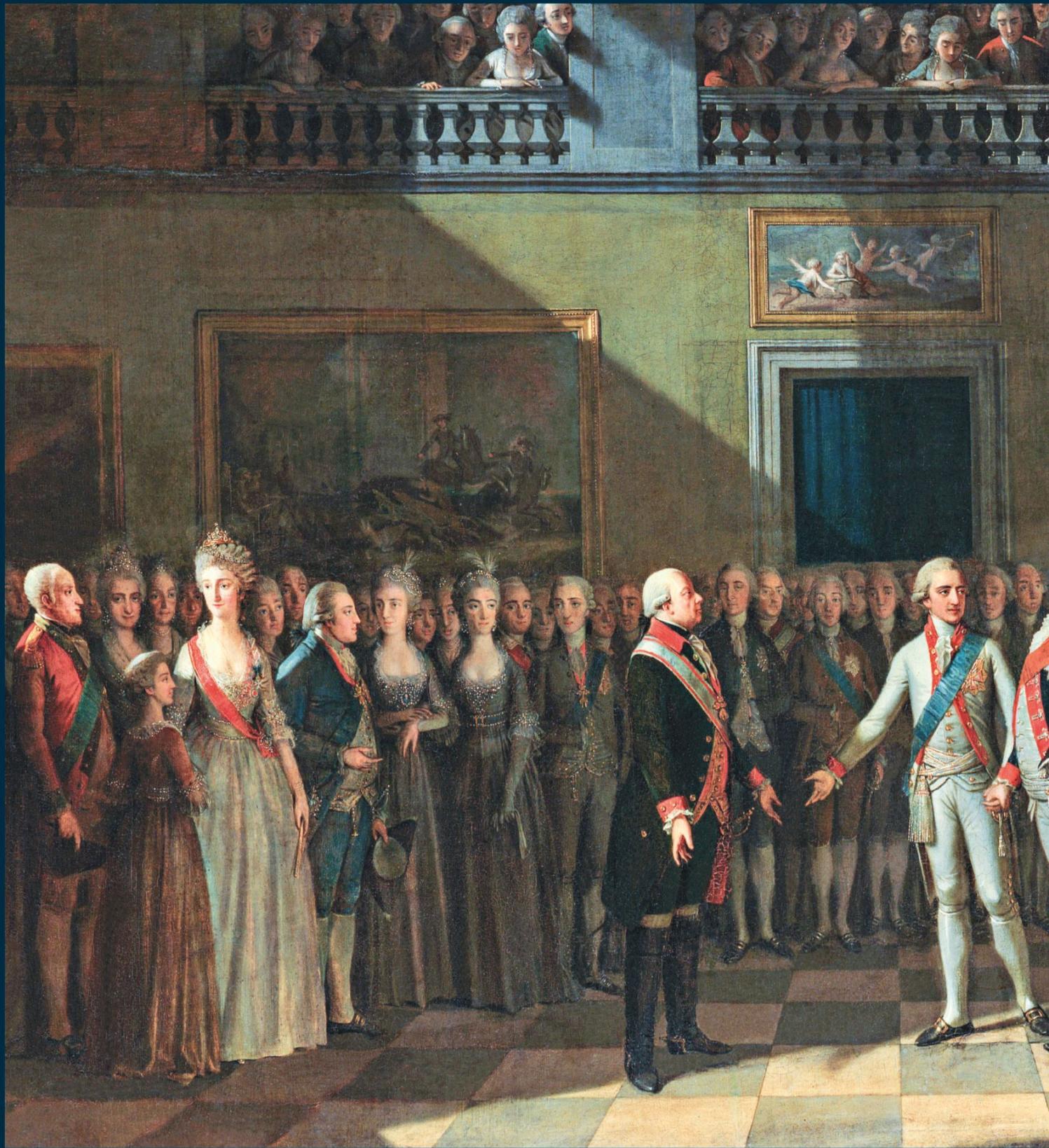
EIN KAMPF UM GLAUBEN UND MACHT

Der Religionsstreit, den Martin Luther entfacht hat, löst 1618 im Reich einen Krieg der Konfessionen aus, als protestantische Adelige gegen den katholischen Kaiser rebellieren. Aus diesem Aufstand entwickelt sich ein Großkonflikt, in dem Kaiserhaus, Reichsfürsten sowie mehrere europäische Könige insgesamt 30 Jahre lang um die Vorherrschaft ringen





Leichen liegen am Wegesrand oder hängen von den Bäumen: Es ist eine Landschaft des Todes, durch die der kaiserliche General Albrecht von Wallenstein reitet. Mindestens vier Millionen Opfer fordert der Dreißigjährige Krieg – durch die Kämpfe, aber auch durch Hunger, Seuchen und Plünderungen. Manche Gegenden, etwa im Nordosten, werden fast völlig entvölkert (Ernest Crofts, 1884)



Für die deutschen Fürsten ist die Französische Revolution eine existenzielle Bedrohung. 1791 schließen Preußens König Friedrich Wilhelm II. (rechts) und Kaiser Leopold II. (links) ein Bündnis, um die Monarchie in Frankreich zu bewahren – und lösen damit eine fatale Abfolge von Kriegen mit Paris aus: von Waffengängen, die das Reich nicht überleben wird (Johann Heinrich Schmidt, nach 1791)

BEDROHUNG DER ALTEN ORDNUNG

Um 1790 ist das Reich in zahllose Fürstentümer, Kleinstaaten und Reichsstädte zersplittert, deren Oberhäupter sich oft längst nicht mehr dem Willen der – meist aus Österreich stammenden – Kaiser beugen. Brandenburg-Preußen etwa führt dreimal Krieg gegen Wien. Erst als die Französische Revolution den Kontinent erschüttert, schließen die beiden Rivalen ein Bündnis

Kaisertum



DER NEUE IMPERATOR

Unter Napoleon triumphiert Frankreich im Krieg gegen das Reich. Der Franzose schlägt den Kaiser in mehreren Schlachten und zieht wichtige deutsche Fürsten auf seine Seite, um so den Herrscher zu schwächen. Am Ende, im Sommer 1806, bleibt dem Kaiser nur eines: das Heilige Römische Reich deutscher Nation aufzulösen





Gegen Napoleon – der sich 1804 selbstherlich zum Kaiser der Franzosen erhebt – und dessen moderne, hochmotivierte Armee können Europas Staaten nur wenig ausrichten. Mehrmals triumphiert der Franzose in Schlachten, wie hier in Ostpreußen. Und erreicht so 1806 sein wichtigstes Ziel: die Macht des römisch-deutschen Imperiums endgültig zu brechen (Horace Vernet, nach 1807) ●

Das Heilige Römische Reich deutscher Nation

800: KARL DER GROSSE BEGRÜNDET DAS KAISERTUM



Der Franke Karl führt das Reich seiner Väter zu größter Machtfülle. Als er im Jahr 800 vom Papst zum Kaiser gekrönt wird, gebietet er über ein Imperium, das von der Nordsee bis ans Mittelmeer, vom Atlantik bis an die Donau reicht. Mehr als 300 Jahre hat niemand im Abendland den Kaisertitel getragen. Karls Wiederherstellung dieses höchsten weltlichen Amtes wird zur Grundlage für das spätere Heilige Römische Reich

844 Jahre lang regieren römisch-deutsche Könige und Kaiser ein Imperium, dessen Territorien anfangs allein durch eine Idee zusammengehalten werden: den Glauben an den Herrscher als Beschützer der lateinischen Christenheit. Erst 1806 zerbricht das »Heilige Römische Reich deutscher Nation«. Die Zukunft in Europa gehört den erwachenden Nationalstaaten

Am Anfang steht eine Vision: die Idee von einem christlichen Reich, mit einem Kaiser als Beschützer der römischen Kirche an der Spitze – einem Fürsten, den sein Titel über alle anderen Monarchen des Abendlandes erhebt.

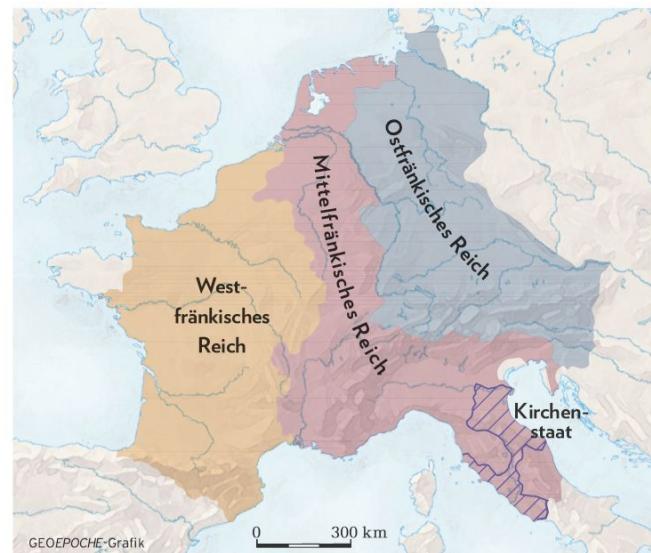
Am 25. Dezember des Jahres 800 nimmt diese Vision Gestalt an. An diesem Tag lässt sich der mächtige Frankenkönig Karl (den schon Zeitgenossen „den Großen“ nennen werden) von Papst Leo III. in Rom zum Kaiser krönen. Diese Erneuerung des antiken weströmischen Kaisertums ist der Nukleus des „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“, das aus dem östlichen Teil des 843 aufgespaltenen Reiches Karls des Großen entstehen wird.

Nur wenige Generationen später tritt dort ein ehrgeiziger Herrscher die Nachfolge Karls an: Am 2. Februar 962 erhält der ostfränkische König Otto I. die Kaiserkrone in Rom aus der Hand des Heiligen Vaters.

Mit militärischer Härte und diplomatischem Geschick hat Otto zuvor seine Autorität über die Stämme der Sachsen, Franken, Schwaben, Thüringer und Bayern behauptet. Und so ein Herrschaftsgebilde geschaffen, das man bald das „Reich der Deutschen“ nennt – und das zum Kerngebiet des Heiligen Römischen Reiches wird.

Zudem bringt Otto die Anführer der Stämme dazu, seinen Sohn zum Nachfolger zu wählen. Damit etabliert er eine einzigartige Kombination aus Erbmonarchie und Wahlkönigtum: Der älteste Sohn eines Königs hat fortan die besten Chancen, zum Nachfolger gekürt zu werden – aber er hat keinen Anspruch auf das Amt; jeder Prätendent muss es sich aufs Neue sichern (später wird ein fester Kreis von Fürsten das alleinige Recht erhalten, den König zu wählen). Diese Wahl ist Voraussetzung für die Erhebung zum Kaiser durch den Papst. Traditionell verleiht der Heilige Vater das höchste weltliche Amt der lateinischen Christenheit

843: KARLS ERBE ZERFÄLLT



Der Sohn Karls ist mit dem Erbe überfordert. Er kann die Kaiserherrschaft nicht festigen. Die eigenen Söhne erheben sich gegen ihn. 843 teilen sie das Reich unter sich auf. Aus dem Westen wird später Frankreich entstehen, aus dem Osten Deutschland. Das Mittelfränkische Reich existiert nur bis 870, dann wird es ebenfalls aufgeteilt

962: DIE GEBURT DES REICHES



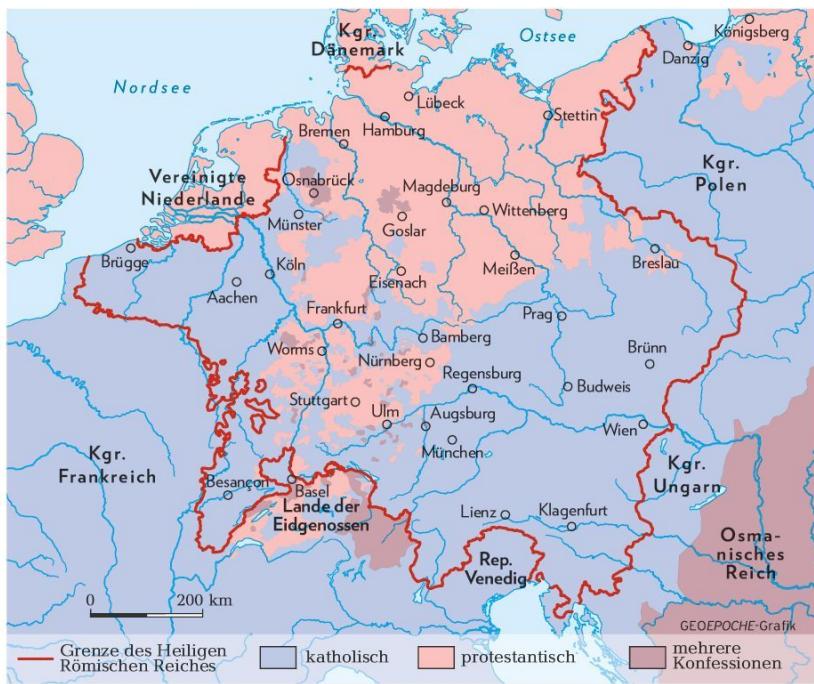
Otto I., König im ostfränkischen Reich, lässt sich 962 vom Papst zum Schutzherrn der Kirche erheben, zum Kaiser, der über allen anderen Monarchen steht. Mit diesem universalen Herrschaftsanspruch begründet er jenes Imperium, das man später das »Heilige Römische Reich deutscher Nation« nennen wird

1380: DER DEUTSCHE WEG



Um 1380 besteht das Heilige Römische Reich aus einer verwirrenden Vielzahl unterschiedlichster Territorien, die sich weit über die deutschen Lande – die aus dem ostfränkischen Reich hervorgegangen sind – hinaus erstrecken. Weltliche und geistliche Fürstentümer sind entstanden, dazu Reichsstädte, die nur dem Kaiser unterstellt sind. Bischöfe wie die von Würzburg oder Metz gebieten über Ländereien, die noch nicht einmal zusammenhängen. Im Gegensatz zu Frankreich, das bereits im späten Mittelalter den Weg zum modernen Staat einschlägt, etwa eine landesweite Verwaltung einrichtet und ein stehendes Heer, fehlt dem Reich der Deutschen auch weiterhin eine echte Zentralgewalt

1648: NEUORDNUNG



Am Ende des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) ist das Reich in eine protestantische und eine katholische Hälfte gespalten. Der katholische Kaiser hat Macht eingebüßt, er ist in Europa nur noch ein Monarch neben anderen

1806: DER UNTERGANG



Gegen Napoleon hat das durch Rivalitäten zwischen Berlin und Wien geschwächte Reich keine Chance. Als auf dessen Druck 16 Fürstentümer als Rheinbund aus dem Imperium austreten, löst sich das erste Reich der Deutschen auf

an den jeweiligen deutschen König. Eine Garantie gibt es dafür jedoch nicht.

Im Lauf der Jahrhunderte entsteht aus den wenigen Stammesherzogtümern der Zeit Ottos I. eine verwirrende Vielfalt unterschiedlichster weltlicher und geistlicher Herrschaften, die allein durch die Treue zum Kaiser und den Glauben an dessen heiligen Auftrag zusammengehalten werden, ansonsten aber eigenständig sind.

Der Kaiser hat in den Territorien jenseits seiner Stammlande de facto kaum etwas zu sagen. Das Reich kennt keine Zentralgewalt, keine Hauptstadt, kein stehendes Heer, keine einheitliche Verwaltung, selbst die Grenzen sind nicht eindeutig.

Auch Reichsgesetze werden nur nach und nach schriftlich fixiert. So schreibt erst Kaiser Karl IV. 1356 verbindliche Regeln für die Königswahl fest. Und feste Institutionen wie der Reichstag – ein Gremium der verschiedenen Herrschaften im Imperium, das über finanzielle oder militärische Vorhaben entscheiden kann – entstehen noch später; erstmals tagt der Reichstag 1495 in Worms.

Bald darauf zerfallen mit der Reformation die deutschen Lande in zwei konfessionelle Lager, die sich wenig später bekämpfen werden. Der blutigste dieser Kriege um Macht und Glauben währt 30 Jahre. Als er 1648 mit dem Westfälischen Frieden endet, ist die Zersplitterung des Reiches zementiert: Unter dem Kaiser, der durch den Kirchenstreit seinen Nimbus als Hüter der gesamten Christenheit verloren hat, sind die einzelnen Fürsten, Äbte oder Stadtoberen nun souveräne Herrscher.

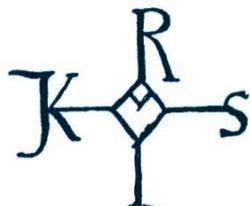
Und als sich das Reich ab 1792 in den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich verstrickt und kurz darauf etliche Niederlagen gegen die Truppen Napoleons erleidet, zerreißt das alte Band zwischen den deutschen Ländern endgültig. Unter dem Druck des Franzosen verlassen 16 Fürsten den Reichsverband.

Franz II., dem amtierenden Kaiser, bleibt da nur noch eines: Er legt im Sommer 1806 die Krone nieder und erklärt das Heilige Römische Reich deutscher Nation für aufgelöst – mehr als ein Millennium nach der Restaurierung des abendländischen Kaiserstums durch Karl den Großen und 844 Jahre nach der Reichsgründung durch Otto I.

Im Zeitalter der erwachenden Nationalstaaten ist kein Platz mehr für das über-nationale Gebilde. ⚭

Karten: Stefanie Peters; Text: Anja Fries

DER ERSTE KAIISER



Mit Klugheit, Brutalität und Hinterlist steigt Karl, der Herrscher der Franken, ab 768 zum mächtigsten König Europas auf. Doch der ehrgeizige Monarch will mehr: Sein Ziel ist der ruhmvolle Titel der antiken Cäsaren. Zu Weihnachten des Jahres 800 erfüllt sich sein Streben. In Rom lässt er sich vom Papst zum Kaiser erheben – und wird so zum Urvater für das Reich der Deutschen — Von CAY RADEMACHER

Karl formt sein Imperium mit Waffengewalt und im Namen Christi. Schwert und bekreuzter Reichsapfel (rechts) sind allerdings erst später kaiserliche Insignien. Schreiben konnte der Kaiser vermutlich nicht. Sein Monogramm (oben) setzten Notare unter die herrscherlichen Urkunden. Von Karl selbst stammt nur der winzig kleine Strich durch die untere Ecke der Raute in der Mitte



R

Rom, Santa Maria Maggiore, 25. Dezember 800, Mitternacht. Die ersten Stunden des Geburtstags Christi verbringt der Papst im Gebet, wie es die Tradition verlangt. Hymnen wehen durch die Basilika auf dem Esquilin, einem der legendären sieben Hügel der Tiberstadt.

Kerzen flackern, kostbare Lichtspender in einer Welt der Dämmerung. Ihr rötlicher Glanz umspielt Seine Heiligkeit Leo III. vor dem Altar. Im Kirchenschiff knien Bischöfe und Grafen, Mönche, Gelehrte, Handwerker, Diener, Pöbel, das Volk von Rom. Die Gläubigen werden, auch wenn das keiner so überliefert hat, aufmerksam aus dem Dämmer starren, vielleicht sensationslüstern, vielleicht in stummer Scheu – doch nicht auf den Papst, nicht auf das Kreuz.

Sondern auf den geheimnisvollen, den schrecklichen Fremden.

Der Mann überragt die Römer und selbst die Angehörigen seines eigenen Gefolges um Haupteslänge. Graue Haare, auffallend große Augen, Stiernacken; die geschmeidigen Bewegungen eines Schwertkämpfers und der Gang eines Mannes, der die meisten seiner 52 Jahre im Sattel verbracht hat.

Der Frankenkönig Karl aus dem Geschlecht der Karolinger, der übermächtige Verbündete des Papstes, ist mit Prinzen, Beratern und einem Heer seiner schlachterfahrenen Panzerreiter aus dem Norden gekommen, und er wird Weihnachten in Rom feiern.

Jede seiner Gesten werden die Gestalten im Kirchendämmer beobachten.

Spürt Karl die tausend Blicke? Die Verse der Psalmen spricht er mit tiefer Frömmigkeit, Latein fließt aus seinen Lippen. Zur Messe steigen Papst und König hinab in die Geburtsgrotte unter Santa Maria Maggiore.

Anschließend führen Leo III. und Karl die Gläubigen in einer Prozession zu Santa Anastasia. Das Gotteshaus steht am Fuße des Palatin, eines anderen der sieben Hügel Roms.

Vorbei geht es an Ruinen des Imperium Romanum. Oben auf dem Palatin, im Dunkel des Wintermorgens noch verbüllt, Klippen aus Ziegeln und Marmor, selbst im Verfall noch ehrfurchttheischend: die Reste der römischen Kaiserpaläste. Kaiser ...

Karl wohnt, in angemessener Demut, auch dem Gottesdienst in Santa Anastasia bei. Dann eine weitere Messe der Weihnacht. Papst und Herrscher führen das Gefolge quer durch die Tiberstadt. Überall schäbige Häuser, hineingeängt in antike Theater und Thermen. Viehweiden und Rebstöcke, wo früher Pflastersteine den Boden versiegelten. Der Fluss, überspannt von Brücken, die noch die antiken Römer schlügen. Am jenseitigen Ufer eine Basilika aus Konstantins Zeiten: Sankt Peter.

Das Innere der Kirche eine Allee polierter Säulen. Der Altar errichtet an jener Stelle, wo der Überlieferung nach die Gebeine Petri ruhen. Der König betet die Oratio, liegend auf dem winterkalten Boden vor dem Hochaltar, wie es die Tradition verlangt.

Dann aber brechen Herrscher und Heiliger Vater die Tradition in grundstürzender Weise: Als Karl sich wieder erhebt, setzt ihm Leo III. eine kostbare Krone aufs Haupt.

Unmittelbar darauf bricht im Kirchenvolk ganz und gar unfrommer Lärm aus. Dreimal brandet dem Gekrönten ein Satz entgegen, hält wider zwischen Säulen und Altären: „dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedensstiftenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!“

Mit dieser Formel akklamieren die Römer den Franken zum Kaiser Roms.

Es sind Worte, wie sie seit Jahrhunderten nicht mehr vernommen worden sind. *Renovatio imperii* werden schon Zeitgenossen dies nennen, die Wiedererrichtung des Imperiums.

Karl begründet ein neues Zeitalter. Er wird durch die Krönung des Papstes

und die Akklamation der Römer zum Erben der antiken Cäsaren, zum ersten abendländischen Kaiser des Mittelalters.

Er wird damit zum Vorbild all jener Dynastien – der Ottonen, Salier, Staufer und Habsburger –, die ihm Jahrhunderte später im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation nacheifern werden.

Und er wird eine Tradition begründen, die einem Tausendjährigen Reich Glanz und Fluch sein wird.

Dabei sind die Franken keine Deutschen, sie hätten einen Begriff wie „Deutschland“ nicht einmal verstanden. Sie treten noch in der Antike, etwa um 250 n. Chr., aus dem Dunkel der Geschichte, als römische Chronisten erstmals ein Germanenvolk bei diesem Namen nennen – wahrscheinlich sind es mehrere Stämme, die ursprünglich zwischen Rhein und Weser siedeln.

Als die Herrschaft der Römer im heutigen Frankreich um das Jahr 400 n. Chr. mehr und mehr zusammenbricht, dringen kriegerische Verbände der Franken bis an die Somme vor. Unter König Chlodwig I. aus der Dynastie der Merowinger erobern sie später weitere Regionen im Norden Frankreichs sowie Gebiete zwischen Rhein und Donau.

Die Franken übernehmen die antiken Städte, die Garnisonen, die Münzen, die Waffenmanufakturen und schließlich auch die Religion der Besiegten: Um 500 n. Chr. lässt sich Chlodwig taufen.

Er ringt die Alamannen nieder, er schlägt die Westgoten, einer seiner Nachfolger gewinnt 537 die Provence und erlangt so den Zutritt zum Mittelmeer. Kein anderes Germanenvolk rafft sich aus den Trümmern Westroms ein so großes Reich zusammen. Um 560 beherrschen die Franken große Teile des heutigen Frankreichs, Österreichs, Deutschlands und der Schweiz – ein Territorium, das sich von der Nordsee bis zum Mittelmeer, vom Atlantik zum Oberlauf der Donau erstreckt.

Ein Imperium jedoch mit einer fatalen Schwäche: der Nachfolgeregelung.

Das Reich wird beim Tod eines Königs unter dessen Söhnen geteilt, jeder



Karl der Große

Erbe herrscht über ein Teilreich – theoretisch. Tatsächlich jedoch ist Machtgier stärker als Familienbande, und so zerfleischen sich die Könige in Bruderkämpfen, da neue Erben stets das ganze Reich für sich beanspruchen.

In den mörderischen Wirren büßt die Merowinger-Dynastie ihre Autorität ein: Statt der oft minderjährigen oder jugendlichen Könige bestimmen nun einflussreiche Adelige als „Hausmeier“, als herrschaftliche Verwalter, die Geschicke des Reiches.

Vor allem die Männer einer Familie reißen das hohe Amt immer wieder an sich und führen die Reichsgeschäfte, als seien sie die rechtmäßigen Monarchen: die Karolinger.

Bald nachdem er 20-jährig König geworden ist, weitet Karl sein Reich durch Krieg aus: 772 zerstört er das säulenförmige Heiligtum der Sachsen, jener als Barbaren geschmähten, heidnischen Nachbarn im Osten. Hier – wie auf den folgenden Seiten – ein Druck von 1870 nach einem Motiv von Alfred Rethel

Karl Martell (nach dem die Dynastie später benannt wird) ist der erste Hausmeier, der zur Legitimation seines Regimes keinen Schattenkönig mehr braucht. Er lässt nach dem Tod des Herrschers im Jahr 737 den Thron unbesetzt.

Der Karolinger führt Feldzüge von Friesland bis Bayern, er schlägt die Araber, die Spanien erobert haben und über die Pyrenäen bis nach Aquitanien vorgedrungen sind – ein gewaltiger König in allem, bloß dem Titel nicht. Kurz vor

seinem Tod teilt er das Reich unter seinen Nachkommen auf.

Doch schon wenige Jahre später hat sein Sohn Pippin die anderen Erben von der Macht verdrängt. 748 wird ihm ein Sohn geboren, der nach seinem kriegerischen Großvater den Namen Karl erhält. Dieser Knabe ist drei Jahre alt, als Pippin sich, mit Zustimmung des Papstes, zum König der Franken erhebt.

768 wird Karl Nachfolger seines verstorbenen Vaters. Er ist 20 Jahre alt, nach den Maßstäben der Zeit ein gestandener Mann. Der neue Herrscher hat gelernt, scharfe Eisen zu führen: Er ist gewandt im Schwertkampf wie in der gefährlichen Eberjagd mit der Lanze. Er kann lesen, allerdings wohl nicht schrei-



Mit seinen Panzerreitern nimmt Karl 774 die Stadt Pavia ein und erobert das italienische Langobardenreich. Der Papst im nahen Rom betrachtet ihn nun als Schutzherrn – eine folgenreiche Verbindung

ben. Er beherrscht Latein und ist, trotz seiner hohen Stimme, ein erfahrener Redner.

Mit sechs Jahren ist Karl das erste Mal dem Papst gegenübergetreten, mit 13 ritt er auf seinem ersten Feldzug mit, wohl mit 15 heiratete er erstmals und zeugte einen Sohn: Pippin, den Chronisten später „den Buckligen“ nennen.

Der Mann, der nun die Königswürde annimmt, ist in der Welt des Hofes und des Krieges groß geworden. Er ist gut vorbereitet auf sein Erbe.

Doch es ist ein lebensgefährliches Erbe, denn es kann zum Fluch werden, König der Franken zu sein.

Am selben Tag nämlich wird noch ein weiterer Karolinger zum König erhoben: Karlmann, der jüngere Bruder Karls. Denn es ist ja fatale Tradition, das Reich unter die Söhne aufzuteilen. Karl beherrscht ungefähr den nordwestlichen Teil des Frankenreiches, der Rest untersteht nun seinem Bruder.

Es ist keine Verwünschung Karls über diese Teilung überliefert, kein einziges Zorneswort. Man kann das, was Karls Geist bewegt, nur durch seine Taten erahnen, nicht durch seine Worte: Denn drei Jahre später ist die Familie des Bruders so gut wie ausgelöscht.

Es sind bloß Namen (und manchmal nicht einmal das), die eine Ahnung geben vom rücksichtslosen Machtkampf hinter Residenzmauern: Karl hat seinen Erstgeborenen Pippin genannt, nach dem Vater, dem Alleinherrscher. Und Karlmann tauft seinen später geborenen ersten Sohn auf den gleichen Namen.

Eine Provokation? Ein Zeichen, dass jeder Bruder für sich und die Seinen die alleinige Macht beansprucht?

Karl hat zudem seine erste Gattin Himiltrud ins Kloster abgeschoben und statt ihrer eine Tochter des Langobardenkönigs in Norditalien geheiratet.

Die Prinzessin, deren Namen kein Chronist überliefert, bedeutet ihm nichts. Diese Ehe ist für Karl nicht mehr als ein

strategisches Bündnis mit einem mächtigen König an der Südgrenze der Territorien seines Bruders. Denn irgendwann könnten er und Karlmann Heere gegeneinanderschicken.

Doch der Tod kommt schneller als der Krieg: Kurz vor Weihnachten 771 stirbt Karlmann überraschend, wohl auf natürliche Weise. Seine inzwischen zwei kleinen Söhne müssten nach fränkischem Brauch seinen Reichsteil erben.

Doch stattdessen proklamieren die mächtigsten Gefolgsleute des Verstorbenen Karl zum Herrscher. (Gut möglich, dass er die Männer schon vor dem Tod des Bruders auf seine Seite gezogen hat.)

Damit aber ist das Bündnis mit den Langobarden für Karl wertlos geworden. Und so schickt er die Langobardenprinzessin wie eine nutzlos gewordene Sache zurück an ihren Vatershof – und nimmt eine junge Adelige zur Gemahlin, deren Vater großen Einfluss im ehemaligen Reichsteil seines Bruders besitzt.

Wieder eine Ehe als strategischer Zug: Durch diese Verbindung festigt Karl seine Herrschergewalt. (Hier, immerhin, berichten die Chronisten knapp: Kaum 13 Jahre alt ist seine Braut Hildegard, als Karl sie nimmt. Fast jedes Jahr wird sie ihm ein Kind gebären, bis sie, man möchte sich ihren körperlichen und seelischen Zustand kaum vorstellen, mit 26 ins Grab sinkt.)

Nun sucht die Witwe Karlmanns Schutz bei einem starken Herrscher, und zwar ausgerechnet bei den Langobarden: Mit ihren Kindern flieht sie, nichts Gutes ahnend, über die Alpen an den Hof von Karls früherem Schwiegervater.

Es wird sie nicht retten.

Denn Karl offenbart nun erstmals jene Eigenschaften, die ihn weit über die halbbarbarischen Germanenkönige erheben werden: effiziente Brutalität, strategischen Weitblick, eine fast fanatische Beharrlichkeit.

Anderthalb Jahre rüstet er, dann führt er eine Armee über die Alpen, gegen die Langobarden, die nun seine Feinde sind. Seine Panzerreiter verheeren Norditalien, die Verteidiger ziehen sich in die Städte zurück. Doch Karl lässt die Festungen belagern, Monat um Monat

um Monat. Im Sommer 774 kollabiert das Langobardenreich, die ausgehungerten Verteidiger strecken die Waffen.

Rex Francorum et Langobardorum lässt sich Karl fortan nennen, „König der Franken und Langobarden“.

Die Besiegten liefern ihm die Witwe seines Bruders und deren Söhne aus, lebend. Was Karl mit der Schwägerin und seinen Neffen macht, weiß niemand: Kein Zeitgenosse schreibt auch nur ein Wort. Es ist, als hätten sie nie existiert.

Mit 26 Jahren ist Karl unangefochtener Alleinherrscher der Franken; sein Einfluss erstreckt sich zudem nun bis an die Pforten Roms, denn bis dorthin reicht das Territorium der Langobarden. Der Karolinger wird zum übermächtigen Nachbarn des Papstes.

Doch falls er sich in diesem Moment von Gott erwählt fühlt, dann wird er nur zu bald eines Schlimmeren belehrt: Im Osten seines Reiches lodert ein uralter Konflikt wieder auf, und der wird jahrzehntelang brennen.

T

Teutoburger Wald, Sommer 783. Karl reitet durch eine Welt der Vorzeit, durch ein riesiges Gehölz, in dem schon Roms Legionen für immer verschwunden sind.

Der Herrscher verfolgt mit seinen Fußsoldaten und Reitern die Kämpfer einer wilden Völkerschar. Der König und seine Reiterkrieger sind eisenbewehrt, ihre Häupter sind halb unter Helmen verborgen, die Leiber von schweren Kettenhemden geschützt, in den Fäusten tragen sie Schilde, Lanzen, Schwerter.

Hier, zwischen Rhein und Elbe, siedeln die Sachsen. In den Augen der christlichen Franken sind sie „Heiden“,

Anhänger eines „Dämonenkults“. Seit mehr als zwei Jahrhunderten ringen die Franken mit den Nachbarn.

Schon 772 ist Karl in ihr Land eingefallen, ein Angriffskrieg ohne Vorwarnung. Wahrscheinlich wollte er Beute machen – und Gottes Wort verbreiten.

Denn Karl ist auf brutale Art fromm: „Unsere Aufgabe ist es, Christi heilige Kirche vor der Zerstörung durch Ungläubige nach außen mit Waffen zu schützen, im Innern durch die Erkenntnis des katholischen Glaubens zu stärken“, schreibt er einmal an den Papst.

Er predigt das Christentum, so ein Zeitgenosse, „mit eiserner Zunge“: Missionsstationen richtet er im Heidentum ein, schickt Truppen, presst den Besiegten den Kirchenzehnten ab.

Bei seinem Feldzug 772 zerstörte er die Irminsul, das bedeutendste Heiligtum des Heidenvolks, vielleicht ein großer Baum, der den Sachsen als „Weltensäule“ galt, die alles trägt.

Ein Triumph, so mag er geglaubt haben, der dem Gegner mit einem Schlag das Rückgrat brechen würde.

Doch die Sachsen wehrten sich. Während Karl etwas später gegen die Langobarden kämpfte, drangen sie auf fränkisches Gebiet vor, plünderten und zerstörten Kirchen.

Voller Zorn schwor der Frankenfürst, die Sachsen so lange zu bekämpfen, bis sie sich unterwerfen und taufen ließen oder „gänzlich ausgerottet“ seien.

Und er machte die Drohung wahr: Als ihm einige Sachsenstämme, die er niedergezwungen hatte, vermeintliche „Aufrührer“ aus ihren eigenen Reihen auslieferierten, ließ er diese angeblich 4500 Gefangenen an einem einzigen Tag köpfen. Hier, immerhin, hat ein Chronist einmal eine Zahl überliefert. Doch waren es wirklich so viele? Auf jeden Fall färbte sich die Erde rot vom Blut.

Zudem deportierte Karl Männer, Frauen und Kinder, ganze Dorfgemeinschaften ins Frankenreich, erließ für die, die bleiben durften, Gesetze, die schon bei geringen Vergehen den Tod vorsahen.

Nun, im Teutoburger Wald, will er den Feind zu einer Entscheidungsschlacht stellen.

Einzelheiten dieses Kampfes werden zwar nirgendwo niedergeschrieben. Doch wie die Reiterkämpfer aufeinander einschlagen, das beschreibt das althochdeutsche Hildebrandslied, eine Sage, die zur Zeit Karls entsteht: „Sie strafften

ihre Panzerhemden und gürteten ihre Schwerter über die Eisenringe, als sie zum Kampf ritten. Dann ließen sie die Eschenlanzen gegeneinanderrasen, mit einem so harten Stoß, dass sie sich fest in die Schilder gruben. Darauf ließen sie ihre laut dröhnenden Schilder selbst aufeinanderprallen. Sie schlügen voll Ingrimm auf die weißen Schilder ein, bis ihnen das Lindenholz zu Spänen zerfiel.“

Einhard, ein fränkischer Gelehrter und Vertrauter Karls, bilanziert lakonisch: „Die Feinde wurden so niedergeworfen, dass sie es danach nie wieder wagten, den König selbst herauszufordern, wenn sie nicht durch eine Befestigung geschützt waren.“

Wird Karl wie besinnungslos mit dem Schwert um sich hauen? Oder wird er selbst auf einem scheuenden Ross und unter den Hieben der Feinde kühlen Kopf bewahren?

Einhard lobt jedenfalls „die Ausdauer und das große Kriegsglück des Königs“, und verletzt wird er offenbar nicht. Die Sachsen, die nicht unter den fränkischen Schwertern fallen oder in Gefangenschaft geraten, fliehen in die Dämmerung des Waldes.

Doch sie werden noch mehr als 20 Jahre weiterkämpfen.

Karl ist 24, als er die Irminsul zerstört. Er ist 56, als vor ihm, endlich, die letzten Sachsen ihre Waffen strecken – *et Francis adunati unus cum eius populus efficerentur*, bilanziert Einhard: „und sich mit den Franken zu einem Volk zusammenschließen“.

Ein sanfter Satz für die brutale Realität, dass die Sachsen ihre Religion, ihre Traditionen, ihre Lebensart, ihre Unabhängigkeit aufgeben, um im nun gewaltig angewachsenen Frankenreich aufgesaugt zu werden.

Während der mehr als 30 Jahre andauernden Schlächterei im Sachsenland hat Karl unfassbarerweise auch noch Willen und Kraft, an anderen Fronten zu kämpfen: Herzog Tassilo von Bayern, seinem eigenen Vetter, raubt er das Land und lässt den Besiegten hinter Klostermauern verschwinden. Er schickt Heere

gegen die Mauren und entreißt ihnen Nordostspanien um Barcelona. Die Awarer, ein heidnisches Reitervolk, besiegen seine Truppen im heutigen Ungarn. Er bezwingt Aufstände in Aquitanien und der Bretagne.

Gut möglich, dass sich Karl zum Krieg verdammt fühlt. Er, der Herrscher einer neuen Dynastie, gewinnt mit jedem Sieg Ansehen und Beute – Raubgut, das er an die Adeligen verteilt, um sich deren Loyalität zu erkaufen.

Doch ausgerechnet dieser Kriegerkönig, der wohl mehr als drei Jahrzehnte im Sattel sitzt (rechnet man alle Feldzüge und Reisen durch sein Imperium zusammen) und auf dem Pferderücken eine Strecke zurückgelegt hat, die um die ganze Erde reichen würde: Ausgerechnet dieser rücksichtslose Totschläger ahnt, dass man auf Dauer mit dem Schwert allein kein Reich zusammenfügen kann.

S

Schon die Frage nach den Grenzen dieses Reiches kann niemand beantworten. Wo genau liegen sie? Manchmal am Meer, das ist noch einfach. Doch oft genug verlaufen sie – im Norden, Osten, in Spanien, in Italien – im Ungefährn. Kein Mensch weiß also, welche Ausmaße dieses Imperium überhaupt hat.

Eine Million Quadratkilometer groß könnte es gewesen sein, werden Gelehrte später schätzen. Wohl 180 Diözesen gibt es auf diesem Territorium, 700 Abteien und mehr als 250 Grafschaften.

Vielelleicht 20 Millionen Menschen verlieren sich in den Weiten dieses Reiches. Man kann wochenlang auf den verschlammten Wegen, den unregulier-





Das Schwert gezogen, reitet der Frankenkönig eine Attacke gegen ein muslimisches Heer in Spanien. Doch der Herrscher festigt seine Macht nicht allein durch Waffengewalt: Konkurrenten unter der Verwandschaft schaltet er kompro misslos aus, Hochzeiten folgen politischem Kalkül

ten Flüssen unterwegs sein, ohne eine einzige Seele zu sehen.

Karl träumt davon, Schneisen durch dieses Dickicht zu schlagen. Er lässt einen Kanal vom Main zur Donau graben, doch in unendlichen Regenfällen rutscht die Erde weg, sodass die Arbeiter bald erschöpft aufgeben.

Er lässt bei Mainz eine hölzerne Brücke über den Rhein bauen, „die zehn Jahre schwerste Arbeit gekostet hatte“, berichtet Einhard. „Durch ein zufällig entstandenes Feuer wurde sie dann binnen dreier Stunden vollkommen eingeeäschert, sodass nicht einmal ein Holzspan von ihr übrig blieb.“

Alle drei bis fünf Jahre, das verraten Skelettbefunde aus der Zeit, suchen Hungersnöte einige der Regionen heim.

Wie es den Menschen geht?

Karl, der privilegierteste, am aufmerksamsten umsorgte Mann im ganzen Reich, hat 18 Kinder von diversen Ehefrauen und Konkubinen – doch drei Königskinder sterben schon als Säuglinge, die meisten anderen holt der Tod im zweiten, dritten, vielleicht vierten Jahrzehnt, eine einzige Tochter und ein Sohn werden älter als 60.

Für Karls Untertanen schweigen die Quellen, doch sicher ist wohl, dass der Tod in den Hütten noch früher erscheint als in den Palästen.

Was an Städten noch aufragt, sind die Reste römischer Gründungen: Paris und Arles, Köln und Trier, Mainz und Regensburg. Karl ist der erste Franke, der in die Wälder systematisch Siedlungen setzt: Königsresidenzen wie Frankfurt, Klöster wie Fulda, Bischofssitze wie Münster, Handelsplätze wie Bremen.

Ganz langsam verschiebt er so das politische und geistige Zentrum seines Reiches nach Osten an den Rhein. Und neben den alten Römerprovinzen Galliens und Germaniens tritt nun das Land bis zur Elbe in die Geschichte ein.

Die Frankenherrscher sind Reiseherrscher. Niemals bleiben sie mehr als ein paar Wochen an einem Ort. Zwar erlässt Karl Dutzende Gesetze, lässt die bis dahin nur mündlich überlieferten Rechte von Franken, Friesen und Sachsen erstmals aufschreiben, verwalten



Im Jahr 785 ergibt sich der Sachsenführer Widukind (M.) und lässt sich taufen. Karl missioniert aus Überzeugung. Doch er erkennt auch, dass das Christentum hilft, sein Riesenreich zusammenzuhalten

Grafen für ihn noch die entlegensten Regionen, ziehen adelige Königsboten als Oberaufseher durch das Reich.

Doch in einer Welt, in der selbst der König oft Wochen warten muss, bis er auf einen Brief eine Antwort erhält; in der kaum je ein Untertan ein Wort äußert (denn wer könnte schon schreiben, wer strapaziöse lange Reisen auf sich nehmen?), in der sogar Adelige noch der archaischen Blutrache verpflichtet sind und Grafen ob ihrer Brutalität von Mönchen als „Freunde Satans“ geschmäht werden; in einer Welt der Finsternis also reicht die Macht des Herrschers nur so weit wie sein Augenlicht.

Da, wo Karl ist, beseitigt er Missstände, sitzt zu Gericht, verwaltet seine Güter, setzt Gefolgsmänner auf vakante Grafenposten. Hat er in einer Region Ordnung geschaffen, muss er weiterziehen und weiter und weiter – gut 150 Königshöfe stehen zwischen Ebro und Elbe. Manche dieser „Pfalzen“, etwa Worms, sind bedeutender als andere, hierhin werden die Adeligen des Reiches zu Versammlungen einbestellt.

Die meisten Pfalzen sind kaum mehr als große Gutshöfe: Holzhaus für

den Herrscher, Kapelle, Schmieden, Ställe, Speicher, eine Mühle, Werkstätten.

Für eine Pfalz nahe der französischen Kanalküste hat eine Liste des Viehbestands die Zeiten überdauert: Zu dem Hof gehören in jenen Jahren unter anderem 51 ältere Stuten, fünf dreijährige, sieben zweijährige, sieben einjährige Stuten, zehn zweijährige und acht einjährige Füllen, drei Hengste, 16 Ochsen, zwei Esel, 50 Kühe, 88 Kälber, drei Stiere, 260 Schweine, 100 Ferkel.

Karl wird morgens mit Pferdewiehern aufwachen, und in den Duft nach Wein und Braten mischt sich der Gestank von Dung und feuchtem Stroh.

A

Aachen, Marienkirche, 796. Eine Messe zur Einweihung der noch unvollendeten Kirche. Schon der Rohbau lässt erkennen: Dieses Gotteshaus wird ein Gebet in Stein, ein gelehrtes Buch, das nur der Eingeweihte zu lesen versteht.

Der Baumeister Odo von Metz hat das Gotteshaus mit der höchsten Kuppel nördlich der Alpen überwölbt, 30 Meter über den Häuptern der Gläubigen. Er hat eine byzantinische Kirche in Ravenna zum Vorbild genommen, in der Karl einige Jahre zuvor gebetet hat. Antike Säulen und anderen wertvollen Schmuck für den Innenausbau lässt der König aus Italien ins Frankenreich holen.

Der Grundriss der Kirche folgt einer mystischen Logik, bei der es vor allem um die Zahlen 6, 8, 16 und 144 geht.

Die 6 gilt gelehrten Theologen als vollkommene Zahl, denn Gott schuf die Welt in sechs Tagen. Die 8 ist das Zahlzeichen der Auferstehung und Erlösung, nach Matthäus zudem die Zahl der Seligpreisungen, und acht Mühen muss der Gläubige nach einem Brief des Petrus auf sich nehmen, um Jesus Christus zu erkennen. 16 Eigenschaften hat die Liebe, so schreibt der heilige Paulus. Und 144 000 Gläubige werden gemäß der Bibel am Tag der Apokalypse als einzige Menschen gerettet werden.

Daher formen im Zentrum des Gotteshauses acht Pfeiler ein Oktogon. Der Durchmesser dieses Achtecks beträgt sechs mal acht karolingische Fuß (ein Fuß entspricht gut 32 Zentimetern), darüber wölbt sich in sechs mal acht Fuß Höhe die Kuppel. Umschlossen ist dieses Achteck von einem 16-seitigen Umgang.

Die Länge der Kirche misst 144 Fuß, und in der Höhe leuchtet ein Bild des Weltenrichters, um den 144 Sterne glänzen. Drei Bogenfelder sind unter dem Bild errichtet, Symbol der heiligen Dreifaltigkeit. Und drei mal sechs mal acht ergibt wiederum 144: Die Zahl der gelehrten Anspielungen im Gotteshaus ist so unendlich wie im Text der Bibel.

Aus Jerusalem lässt Karl antike Marmorplatten aus der Grabeskirche nach Aachen bringen und sie zu einem gewaltigen Thron zusammenfügen. Der kostbare Stein zeigt noch Einritzungen aus dem Altertum. An einer Stelle hat jemand eine Kreuzigung in die Oberfläche gegraben, anderswo erkennt man noch das Feld eines Mühlespiels. Haben

nicht die Soldaten am Kalvarienberg unter dem Gekreuzigten gewürfelt?

In der Aachener Kirche verdichtet sich die Kraft des Riesenreiches auf wenigen Quadratmetern unter einem einzigen Dach: Karl schafft die wertvollsten Materialien aus dem Reich, ja von jenseits des Meeres heran. Und er fordert die intellektuelle Kraft der Baumeister bis zum Äußersten, sie zu entwerfen.

Der König errichtet hier mehr als nur eine Kirche: Er baut ein Abbild des Himmlischen Jerusalem ins Zentrum seines Reiches.

Zwar wird er niemals offiziell eine Pfalz zur alleinigen Hauptstadt erheben. Doch nach und nach, je gesicherter seine Herrschaft ist und je älter er wird, hält er sich immer länger in Aachen auf. Die Kirche ist bloß der monumentalste Ausdruck seines Willens.

Aachen mit seinen bis zu 60 Grad heißen Quellen ist, einmal mehr, ein

Von rücksichtsloser Härte ist Karl, aber gleichzeitig auch von ungewöhnlichem Bildungseifer. So lässt er beispielsweise das neue Gotteshaus in seiner Hauptresidenz Aachen von Gelehrten akribisch planen



Relikt der Antike. Auf den Trümmern der römischen Bäder erbaute schon Karls Vater eine Pfalz. Der Sohn, ein begeisterter Schwimmer, entspannt sich im Thermalwasser und lässt die Quellen in Becken fassen. In den Wäldern von Ardennen und Eifel stellt er Eber nach.

Schon sein erstes Weihnachtsfest als König zelebriert Karl in Aachen. Wohl von dieser Zeit an baut er die Pfalz dann Zug um Zug aus. Die Königshalle und die meisten anderen Bauwerke sind in späteren Zeiten allerdings wieder verschwunden.

Nur seine Kirche, die ist geblieben.

W

Wie leben, wie arbeiten Karl und seine Gefolgsleute in Aachen? Wenig weiß man von seinen Höflingen, nicht viel von den meisten Ehefrauen, Konkubinen, Kindern. Wohl 2000 Menschen umschirren den Herrscher, vom Senschall, dem obersten Hofbeamten, bis hinunter zum Küchengesinde.

Der Mächtige genießt es, überliefert Einhard, mit seinen Getreuen in den heißen Quellen zu baden.

Wird dort ein Graf in wohligen Nebelschwaden über den nächsten Feldzug flüstern? Wird eine seiner Frauen auf irgendeiner Schlafstatt irgendeiner Pfalz durch ein wohlgesetztes Wort einen Günstling auf einen wichtigen Posten hieven? Scharen sich um die erberechtigten Söhne Anhänger, Opportunisten, Unzufriedene?

Denn Pippin, dem ersten Sohn Karls mit Hilmltrud, sind drei Sprösslinge mit Hildegard gefolgt, der dritten Gattin, sodass sich nun vier junge Männer Hoffnung machen dürfen, einen Teil

von Karls Reich zu erben – oder gar das ganze Imperium? Planen sie oder ihre Einflüsterer schon die Machtduelle nach dem Hinscheiden Karls?

Ganz selten zerstört ein Chronist einmal für einen Moment an jenem Schleier, der über den Hofintrigen liegt. Nur so viel ist bekannt: Im Jahr 792, so raunt Einhard, sei Pippin der Bucklige zum Kopf einer Verschwörung gegen den eigenen Vater geworden.

„Führende Franken“ hätten sich um den Prinzen geschart. Die „Grausamkeit“ seiner Stiefmutter Fastrada – der inzwischen vierten Gattin Karls – habe sie zur Rebellion getrieben.

Was genau sich zugetragen hat und warum, das berichtet Einhard nicht. Möglich, dass Pippin aufgeehrt, weil der Vater die drei jüngeren Söhne aus der Ehe mit Hildegard bereits vor Jahren zu Königen in verschiedenen Teilen seines Reiches erhoben hat.

Möglich aber auch, dass Karl ihn nun doch an der Regierung beteiligen will. Und dass Fastrada – in der Hoffnung auf einen eigenen Sohn – Pippin nun durch Intrigen beiseiteschaffen will.

Sicher ist nur, dass Karl zuschlägt, wie stets rasch und gnadenlos: Pippin der Bucklige wird zum Mönch geschoren und nach Prüm gebracht. Das Eifelkloster liegt bloß wenige Tagesreisen von Aachen entfernt, und doch verschwindet der Älteste für immer aus der Welt.

18 Jahre wird er noch hinter Mauern leben, und falls Fastrada wirklich seinen Sturz betrieben hat, dann wird ihm wenigstens die Befriedigung vergönnt, sie überdauert zu haben. Denn die Königin stirbt, kinderlos, schon zwei Jahre nach der Verschwörung.

Dass überhaupt ein paar Zeilen jener mörderischen Hofintrigen durch die Jahrhunderte wehen, verdankt sich einer Tat von Karl, die folgenreicher ist als jeder seiner Feldzüge: Er holt sich, als erster Frankenherrscher überhaupt, Gelehrte an den Hof, Männer der Schrift und nicht des Schwertes.

Als Karl an die Macht gelangt, sind seine Franken eine Bande rücksichtsloser Analphabeten, von den Nachbarn gefürchtet, aber nicht bewundert. Der Kaiser muss sich von jenseits der Grenzen gelehrt Männer des Wissens holen, er ernennt sie zu Beratern und Lehrern am Hof, lässt sie Schulen gründen, antike Manuskripte retten, Klöster und Bistümer leiten.

Es sind Männer wie der Angelsachse Alkuin von York und der Westgote Theodulf (der vor den Mauren aus Spanien ins Reich geflohen ist), wie Paulinus von Aquileia und Paulus Diaconus von den Langobarden, wie der Ire Dungal.

All diese Geistesgrößen haben die Bildung von einst bewahrt. Sie haben antike Klassiker studiert und die Texte von Kirchenvätern wie Augustinus, sie beherrschen nicht nur die rohen Volks sprachen, sondern auch gelehrtes Latein, sie interessieren sich für Philosophie und Astronomie.

An Karls Hof und in Klosterschulen erziehen die Neuankömmlinge die erste Generation gebildeter Franken, darunter Einhard, den Berater Karls, sowie Adal hard, einen Vetter des Königs, den Abt des bedeutenden Klosters Corbie in der Picardie.

Dort wahrscheinlich entwickeln Mönche die karolingische Minuskel, eine schöne, gut lesbare Schrift mit Groß- und Kleinschreibung, Ober- und Unterlängen, deutlich voneinander getrennten Wörtern.

Die Männer um Alkuin von York retten von der Antike, was noch zu retten ist: Denn die im Altertum verfassten Millionen Textrollen sind vor allem auf Papyrus geschrieben worden, einem vergänglichen Material – Kopien der „Germania“ des Tacitus etwa existieren vermutlich nur noch in zwei Klosterbibliotheken, in Fulda und in Hersfeld.

Nun wird das Werk wieder abgeschrieben, auf wesentlich haltbarerem Pergament. Was von der römischen Literatur heute noch existiert, das wird unter anderem in jenen Jahrzehnten der „karolingischen Renaissance“ geborgen.

Die Gelehrten hämmern ihren Schülern die Kunst der Rhetorik in die Köpfe, die Finessen der Grammatik sowie die auf Aristoteles zurückgehende Logik des Denkens. Die Ausbildung soll dem Seelenheil der jungen Männer dienen. Denn die antike Weisheit, davon sind die Lehrer überzeugt, befähigt zum wahren Glauben, zur Erkenntnis der von Gott gestifteten Weltordnung und damit auch zur rechten Herrschaftsverwaltung im Dienste des Königs.



Karl der Große

Karls Männer des Wissens schreiben neue Bücher, die über die Antike hinausgehen: Einhard wird eine Vita des Herrschers verfassen, eine einzigartige Quelle als mittelalterliche Biografie.

Theodulf wird eigenhändig in winziger, gestochener Schrift die gesamte Bibel in einem einzigen Band aufschreiben, die erste einbändige Heilige Schrift überhaupt.

Und Adalhard wird in seinem Kloster den *Liber Glossarum* zusammenstellen lassen, eine Art Lexikon, 368 Blatt dick (gut 200 Schafe oder Ziegen werden allein für dieses eine Buch die Häute abgezogen und zu Pergament verarbeitet). 10 000 Bände, so schätzt man, entstehen unter Karls Regentschaft.

Von früh an trachtet Karl danach, die anderen Fürsten und Könige zu überflügeln, von Gottes Gnaden an der Spitze zu stehen. Als der Papst ihn am Weihnachtstag 800 zum Kaiser krönt, ist es so weit

Weshalb ordnet Karl an, was keiner seiner Vorgänger je angeordnet hat?

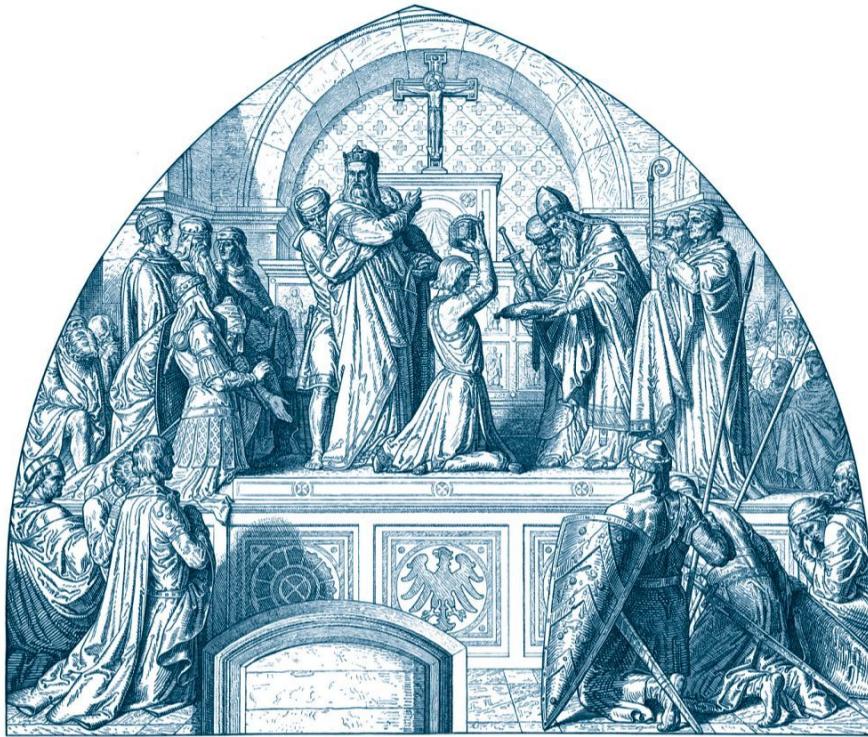
Wieso nimmt er, zwischen all den endlosen Zügen von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, die intellektuellen Mühen auf sich, über Philosophie oder Astronomie zu disputieren? Warum verschafft ein Herrscher, der mit brutaler Hand und zynischer Ehepolitik gerade riesige Ländereien erobert hat, militärisch nutzlosen Fremden reiche Pfründe?

Prius tamen est nosse quam facere, diktirt der Herrscher in einem Brief: „Das Wissen geht dem Handeln voraus.“ Das ist es, was ihn über seine Zeitgenos-

sen heraushebt: Er sieht, dass die antiken Wissenschaften der Schlüssel zum Verständnis der Welt sind. Und nur wer die Welt versteht, kann sie beherrschen.

Gelehrte verfassen in offiziellen Annalen die Reichsgeschichte so, wie Karl es sich wünscht. Sie schreiben mündlich überlieferte Gesetze der Untertanen auf, auf dass fortan Karls Grafen und Boten leichter über sie zu Gericht sitzen können.

Und diese Gelehrsamkeit weist über das Weltliche ins Spirituelle. Karl, tief religiös, glaubt auf nahezu magische Weise an die Korrektheit des Gotteswortes: Nur wenn Gebete und Evangelien, Hymnen und Psalmen fehlerfrei gesprochen werden, sind sie wirksam vor Gott.



Mehr als ein Jahrzehnt lang regiert Karl als Kaiser, erlässt Dutzende Gesetze. Kurz vor seinem Tod erhebt er seinen Sohn Ludwig zum Nachfolger (oben). Doch bald darauf bricht das Imperium auseinander

Hat Gott ihn, Karl, nicht wegen seiner Frömmigkeit zum mächtigsten Mann des Erdkreises werden lassen – und weil er den rechten Glauben verbreitet? Hat er ihn damit nicht schon über all die anderen weltlichen Herrscher erhoben? Und gebührt ihm dann nicht auch das allerhöchste weltliche Amt?

Das des Kaisers?

Niemand kann sagen, wann in Karls Geist die Idee heranwächst, er könnte sich zum Imperator aufschwingen. Seit dem Untergang Westroms in den Wirren der Völkerwanderung ist kein Fürst auf den Gedanken gekommen, sich den legendären Cäsarentitel anzumaßen. In Byzanz, in Ostrom, residiert ja weiterhin ein Kaiser, der allein gilt Griechen, Italienern und auch den Eroberern aus dem Norden als legitimer Erbe antiker Pracht.

Folgen schon Karls schier endlose Kriegszüge dem Traum vom Imperium? Steht schon am Beginn seiner Eroberungen die Gier nach dem Kaisertitel? Erobert er sich, soweit seine militärische

Kraft reicht, die Ländereien Westroms, damit er schließlich auch dessen Titel beanspruchen kann?

Oder steht das Kaisertum nicht am *Beginn*, sondern am *Ende* jener Eroberungen? Rafft Karl zusammen, was er bekommen kann – und macht sich dann erst, als Sieger, Gedanken, wie er seine Beute nun regieren soll? Und entscheidet er sich dann erst für den alten Titel?

Kein Wort von ihm ist dazu überliefert, doch von anderen sehr wohl – und sie deuten an, dass Karl schon zu Beginn oder jedenfalls sehr früh während seiner Eroberungen vom Kaisertum träumt.

Als der 26-Jährige die Langobarden in Italien vernichtet und damit Papst Hadrian vor deren Übergriffen bewahrt, besucht er erstmals Rom. Rom! Antike Tempel, prachtvolle Kirchen, Paläste und Thermen, die noch als Ruinen glänzender sind als jede Pfalz.

Als *patricius Romanorum* empfängt der Heilige Vater den jungen König: als „Schutzherrn Roms“. In einem Brief von 778 redet Hadrian dann Karl bereits als *novus christianissimus Dei Constantinus imperator* an, als „neuen, Gottes aller-

christlichsten Kaiser Konstantin“. Auch Alkuin, der angelsächsische Hofgelehrte, beschreibt Karls Herrschaft 796 als *imperiale regnum*, als „kaiserliche Königs-herrschaft“.

Schon lange predigen Geistliche zudem, dass im 6000. Jahr nach der Schöpfung ein Zeitalter zu Ende geht. Entweder wird die Apokalypse heraufdämmern – oder ein neues Zeitalter beginnen. Wann wird sich dieser Zyklus vollenden?

Bischof Hildebold von Köln, einer der engsten Berater des Herrschers, lässt 798 mehrere christliche und jüdische Weltaltersberechnungen zusammenstellen. Zumindest einige davon erwarten den Beginn einer neuen, der letzten Ära, an deren Ende Christus als Weltenrichter erscheint, für die nächste Zukunft: für Weihnachten im Jahr 800.

Womit aber könnte eine neue Ära sinnfälliger beginnen als mit einem neuen Kaiser?

U

Um die Zeit, als der Bischof die Berechnungen der Weltzeitalter kompiliert, schickt Karl Gesandte bis zum Kalifen Harun al-Raschid nach Bagdad. Warum?

Al-Raschids Vorgänger haben Chronisten stets als *sarracenus* beschrieben – er jedoch wird in Reichsdokumenten „Perser“ genannt. Weil, so kann man heute spekulieren, die Perser lange Zeit machtvolle Gegner des Römischen Reiches waren, weil der Großkönig des Mittleren Ostens dem Kaiser von Gleich zu Gleich gegenübertrat.

Wenn Karl nun mit dem Kalifen von Gleich zu Gleich Gesandtschaften austauscht, so diese Logik, dann meldet

er den Anspruch an, der Erbe der Cäseren zu sein.

Bischof Hildebald erwähnt gar in einer Schrift, im Jahr 798 hätten „Gesandte aus Griechenland“ angeboten, „Karl die Kaisergewalt zu übertragen“.

Offizielle Chroniken der Franken schweigen zwar darüber, auch die Geschichtsschreiber des Papstes oder des Kaisers von Byzanz erwähnen nichts davon. Trotzdem ist es möglich, dass Karl nicht bloß mit dem Kalifen, sondern auch mit Byzanz, der anderen Hochzivilisation der Epoche, Geheimverhandlungen aufgenommen hat, um sich vielleicht abzusichern, dass seine bevorstehende Kaiserkrönung dort nicht als Kriegsgrund gesehen wird.

In den Gemächern des Papstes wie in den Hallen der Pfalzen und vielleicht auch in den Palästen von Konstantinopel und sogar von Bagdad ahnt man wohl spätestens 798, dass sich der Karolinger zum Kaiser erheben will.

Es spricht alles dafür, dass auch Karl selbst sich so sieht, als Wiederhersteller alter Größe, als jemand, der dem Verfall entgegentritt: dem Verfall des antiken Glaubens der Kirchenväter, der antiken Straßen und Städte, der antiken Gesetze, der antiken Literatur und Gelehrsamkeit, des antiken Lateins.

Daher führt er nicht bloß Kriege, sondern gründet Schulen, fördert Gelehrte, sammelt Manuskripte, lässt Brücken und Kanäle bauen, errichtet in Aachen eine Kirche nach antiken Vorbildern, gründet Bistümer und Klöster, überschüttet seine Untertanen mit Gesetzen um Gesetzen.

Weil Karl Kaiser sein will, regiert er wie ein Kaiser. Und weil er wie ein Kaiser regiert, hat er irgendwann das Anrecht auf den Kaisertitel.

Am Ende ist es der Papst selbst, der zum Anrecht auch noch den passenden Anlass liefert.

Leo III. ist der Nachfolger Hadrians – und ein Niemand, ein Aufsteiger, der es 795 irgendwie bis auf den Stuhl Petri geschafft hat. Bei den alten stadtrömischen Adelsfamilien, die bislang das

Papsttum unter sich verschachert haben, ist er verhasst.

Genaueres weiß man, wie so oft, nicht über die Intrigen hinter Palastmauern. Nur dies: Bei einer Prozession zum Markustag, dem 25. April 799, wird der Heilige Vater mitten in Rom von Schlägern überfallen, verprügelt und in den Kerker geworfen. Seine Gegner aus den alten Adelsfamilien werfen ihm „Meineid“ und „Ehebruch“ vor.

Doch der Papst kann aus der Haft entkommen und rettet sich zu Karl auf dessen Pfalz Paderborn.

Welche Seite in der Seele des Kaisers mag in den kürzer werdenden Tagen des verwehenden Jahrhunderts nun die Oberhand gewinnen?

Zum einen ist da seine tiefe Frömmigkeit: Leo III. von den Römern gestürzt und entehrt – ist das möglicherweise ein Vorzeichen der Apokalypse, die Karl selbst in seiner Aachener Kirche so mächtig heraufbeschworen hat?

Wird, wie in Bischof Hildebalds Berechnungen, am 25. Dezember 800 tatsächlich ein neues Zeitalter beginnen?

Zum anderen ist da der kühle Machtmensch Karl: Sieht er nicht die Endzeit heraufdämmern, sondern vielmehr eine günstige politische Gelegenheit? Der Papst ist ja nahezu machtlos in seiner Hand. Wenn Karl nun nach dem Kaisertitel griffe – wer würde es noch verhindern können?

So oder so: Seine Getreuen flüstern ihm jedenfalls ein, die Tat zu wagen. „Auf Dir allein beruht das ganze Wohl der Kirche Christi“, versichert Alkuin.

„Du führst die Schlüssel der Kirche“, souffliert Theodulf.

Noch im Herbst 799 lässt Karl den Papst von einer Eskorte heim nach Rom geleiten. Er selbst macht sich mit seinen Kämpfern ein Jahr später auf den Weg.

In der Tiberstadt leiten König und Papst gemeinsam eine Versammlung hoher Geistlicher und Laien, an deren Ende Leo III. durch einen Eid beschwören muss, dass alle gegen ihn gerichteten Vorwürfe erfunden sind. Karl ist derjenige, der die Kirche ordnet, der Papst tritt vor ihn, als sei er sein Gefolgsmann.

Dann ist Weihnachten, das neue Zeitalter dämmert herauf.

Was genau während jener Messe am Abend des 25. Dezember 800 zu Rom geschieht, wird wohl niemals ganz geklärt werden, obwohl, nein gerade weil vier Berichte darüber vorliegen: zwei

fränkische Annalen, eine Chronik der Päpste sowie Einhards Zeugnis.

Quo tempore imperatoris et augusti nomen accepit, schreibt Einhard in erstaunlicher Lakonie: „Bei dieser Gelegenheit erhielt er den Kaiser- und Augustustitel.“ Dann fügt der Biograf bloß noch hinzu, dass Karl dieser Titel „anfangs so zuwider war, dass er erklärte, er würde die Kirche selbst an jenem hohen Feiertage nicht betreten haben, wenn er die Absicht des Papstes geahnt hätte“.

Karl, der Herr des Abendlandes und Beschützer der Kirche, vom Papst überrumpelt? Ein Titel zuwider, den er doch offenbar seit Jahren anstrebt?

Nein, vielmehr hat sich Einhard, der Verehrer der Antike, an der Augustus-Biografie des Sueton orientiert. Darin berichtet der Schriftsteller, dass der legendäre Kaiser sich zierte, als ihm die Römer den Titel „Vater des Vaterlandes“ antrugen – um vor dem Volk als rechtschaffen zu erscheinen.

Tatsächlich wird jene Weihnachtsmesse bis ins kleinste Detail mit Karl abgesprochen worden sein. Zwar sind genau jene Einzelheiten nicht überliefert, doch klar ist, dass Karl bewusst in Rom und zu Weihnachten den antiken Kaisertitel annimmt.

Anders jedoch als in der Antike spielt der Papst bei der Kaiserkrönung nun eine herausragende Rolle: Kaisertum und Papsttumketten sich an diesem Wintertag für Jahrhunderte aneinander.

Beide, Kaiser wie Papst, sind fortan, zumindest in der Theorie, die Köpfe der Christenheit: sind durch ihr Amt aus dem normalen Irdischen hinausgehoben und in eine sakrale Aura gehüllt.

Aber kann ein Leib zwei Köpfe tragen? Sind Kaiser und Papst gleichrangig?

Ist nicht der Papst, wie jeder andere Bischof im Kaiserreich, dem Herrscher letztlich Gefolgsamkeit schuldig?

Oder muss nicht umgekehrt der Kaiser vor dem Papst das Haupt beugen, denn ist nicht der Nachfolger Petri der alleinige Herr der Kirche und der Kaiser bloß dessen mächtigster Diener?

Jahrhunderte werden über solche Dispute vergehen, Kriege werden geführt, Gegen-Päpste eingesetzt werden,

HERRSCHAFT AUF REISEN



Das Reich, über das Karl der Große bis zu seinem Tod 814 gebietet, wirkt wie ein Block inmitten Europas, ist aber keineswegs so fest gefügt: Denn im Mittelalter muss ein Potentat seine Herrschaft immer wieder durch Präsenz neu zur Geltung bringen. Daher ist er permanent unterwegs (hier ein Teil seiner Reisen und Feldzüge) und regiert von insgesamt etwa 150 Residenzen aus.

es wird der Fluch des späteren Heiligen Römischen Reiches sein, fast während des gesamten Mittelalters: Kaiser oder Papst? Wem gebührt die höchste Macht?

Für Karl (und wohl auch für Leo) stellt sich diese Frage noch gar nicht: Der Papst ist froh, in seiner eigenen Stadt wieder sicher zu sein. Alles, was er hat, sein Amt, seine Würde, sein bisschen Macht verdankt er dem Franken.

Der Herrscher aus dem Norden wiederum, Sohn eines Hausmeiers, ist

auf dem Zenit abendländischer Größe.
Fortan führt er den Titel *Serenissimus
augustus a Deo coronatus magnus pacificus
imperator Romanum gubernans imperium
qui et per misericordiam Dei ex Francorum
et Langobardorum: „Erhabener Augustus,
von Gott gekrönt, großer, friedesbringender
Kaiser, der das Römische Reich lenkt
und der durch die Gnade Gottes König
der Franken und Langobarden ist.“*

Der das Römische Reich lenkt ... Karl hat etwas Neues geschaffen, das mittelalterliche Kaisertum. Mehr noch: Eigentlich beginnt erst mit und durch ihn

das Mittelalter wirklich. Doch gerade er sieht seine Schöpfung nicht als etwas Neues, sondern als Wiederaufrichtung des Alten: Das Imperium der Kaiser – und zwar das der spätantiken, weströmischen Kaiser – ist wiedererstanden. *Renovatio Romani Imperii.*

Und Karl macht sich nun auch jenseits aller Politik und Symbolik daran, das Reich zu renovieren.

Statt Soldaten schickt der Herrscher fortan Paragrafen. Vorschriften regnen auf die Untertanen herab: 14 Gesetzes-

sammlungen hat Karl in den 31 Jahren seiner Königsherrschaft erlassen – in den 13 Jahren seiner Kaiserschaft werden ihnen nun 55 weitere folgen.

Mit ihnen will der Herrscher „Fehlendes ergänzen, Widersprechendes ausgleichen und alles Falsche und Verkehrte verbessern“, wie Einhard lobt.

Milder werden die Strafen freilich nicht: „Leugnet jemand den Mord“, so bestimmt es ein Gesetz, „so soll er sich dem Gottesurteil der neun glühenden Pflugscharen unterziehen.“ Wer also einer solchen Tat bezichtigt wird, hat nur eine Möglichkeit, der Hinrichtung zu entgehen: Er muss über neun glühende Pflugscharen laufen; eitern die fürchterlichen Brandwunden danach nicht, gilt er als unschuldig.

Wie viele Männer werden je den Höllenweg über die Pflugscharen gehen? Kümmern sich die Grafen in den Pyrenäen oder in Friesland um das, was der mit den Jahren hinfälliger werdende Kaiser in Aachen dekretiert?

Niemand vermag es zu sagen. Doch Karl selbst wird wohl ahnen, auf wie tönerinem Sockel sein Kaiserthron steht. Im Frühjahr 801 erschüttert ein Erdbeben Italien, das Dach der Basilika Sankt Paul stürzt ein. Ein böses Omen?

„Pestilenz“, so notieren Chronisten, verheert das Reich. An den Küsten von Nordsee und Atlantik tauchen urplötzlich „Nordmänner“ auf: Wikinger, deren Raubzüge seit 799 ins Frankenreich führen. Karl lässt bald darauf in Flussmündungen und Häfen Wachposten stationieren, die vor herannahenden Wikingern warnen sollen. Dennoch überfallen die skandinavischen Krieger mit ihren schnellen Drachenbooten immer wieder fränkische Siedlungen an den Küsten und Flussläufen.

Der Tod holt sich Karls Familie. Die letzte der Ehefrauen ist schon vor der Kaiserkrönung ins Grab gesunken. In den folgenden Jahren stirbt der Vertraute Alkuin, die Äbtissin Gisela als letzte aller Geschwister Karls, es stirbt eine Tochter und dann ein Sohn mit 33 Jahren und dann noch ein Sohn und dann auch Pippin der Bucklige, der ins Kloster Verbannte.

Im Jahr 810, auf einem Feldzug gegen den Dänenkönig, stürzt Karl vom Ross. Ein epileptischer Anfall?

Danach wird er, so jedenfalls Einhard, immer wieder „vom Fieber“ geschüttelt und verlässt kaum je noch seine geliebte Aachener Pfalz.

Dort stirbt er am 28. Januar 814, nachdem er 46 seiner 65 Lebensjahre mit Schwert und Pergament, mit Hinterlist und Bildungsgier geherrscht hat. Noch auf dem Sterbelager kreuzt er mit schwindender Kraft selber die Arme über der Brust zur Todesgeste: ein souveräner Herrscher bis zum letzten Atemzug.

D

Doch das Reich, das er seinem einzigen noch lebenden (und legitimen) Sohn Ludwig hinterlässt, ist zu groß für einen Mann mit bloß durchschnittlichen Qualitäten: Zu lang und zu beschwerlich sind die Wege, einander zu fremd die vielen unterworfenen Völker, viel zu dünn ist die Elite der Gebildeten, die mit Verstand und kaltem Herzen ein Imperium verwalten könnte und nicht bloß mit der Faust im Eisenpanzer und einer Gier, die nur bis zum nächsten Tag denkt.

Allein Karl hat es mit seinen außerdurchschnittlichen Fähigkeiten, mit seiner Zähigkeit, mit seiner Langlebigkeit vermocht, dieses Imperium aufzubauen, zusammenzuhalten und – bei der Kaiserkrönung – zum Gipfel zu führen.

In den Jahrzehnten darauf erschüttern Thronwirren, Rebellionen sowie die Reichsteilungen unter den Erben – der ewige Fluch der Franken – das Imperium, das zudem unter den immer heftigeren Schlägen der Nordmänner erbebt.

Das Reich zersplittert in drei mittelgroße Territorien, es kommt zu weiteren Intrigen, Machtkämpfen; Grenzen werden gezogen und wieder verschoben, das Erbe des großen Karl verkommt.

Es zerfällt in lokale Herrschaften, in Italien, Nord- und Südfrankreich –

sowie in jene Regionen, aus denen später einmal Deutschland erwachsen wird.

Und auch wenn es immer noch Herrscher gibt, die sich als „Kaiser“ ansprechen lassen, verliert der Titel nun an Bedeutung, denn keiner dieser Monarchen hat sonderlich viel Einfluss.

Karls mächtiges Reich ist bald nur noch eine ferne, blasse Erinnerung.

Und doch ...

Das Kaisertum leuchtet wie eine Verheißung aus dem Dunkel der Geschichte. *Renovatio Romani Imperii*: Es ist möglich, hat Karl das nicht bewiesen?

Es ist möglich, die allerchristlichste Macht und den Glanz der römischen Cäsaren wiederauferstehen zu lassen. Es ist möglich, Beschützer, ja Herr der abendländischen Christenheit zu sein. Es ist möglich, ein Reich zu errichten, das Europa überspannt.

Carolus Magnus, „Karl den Großen“, werden bereits Zeitgenossen ihren Herrscher nennen. Und schon bald werden andere Dynastien Teile seines einstigen Reiches übernehmen, ihn sich zum Vorbild erküren und davon träumen, Karl und die Cäsaren zu beerben.

Und sie werden sich daran machen, ein noch bedeutenderes Imperium zu errichten als das des legendären Karolingers.

Das Heilige Römische Reich deutscher Nation. ♦

Cay Rademacher, Jg. 1965, Autor im Team von GEOEPOCHE, hörte 1985 am ersten Tag seines Geschichtsstudiums in seiner allerersten Vorlesung Professor Odilo Engels – der über Karl den Großen referierte.

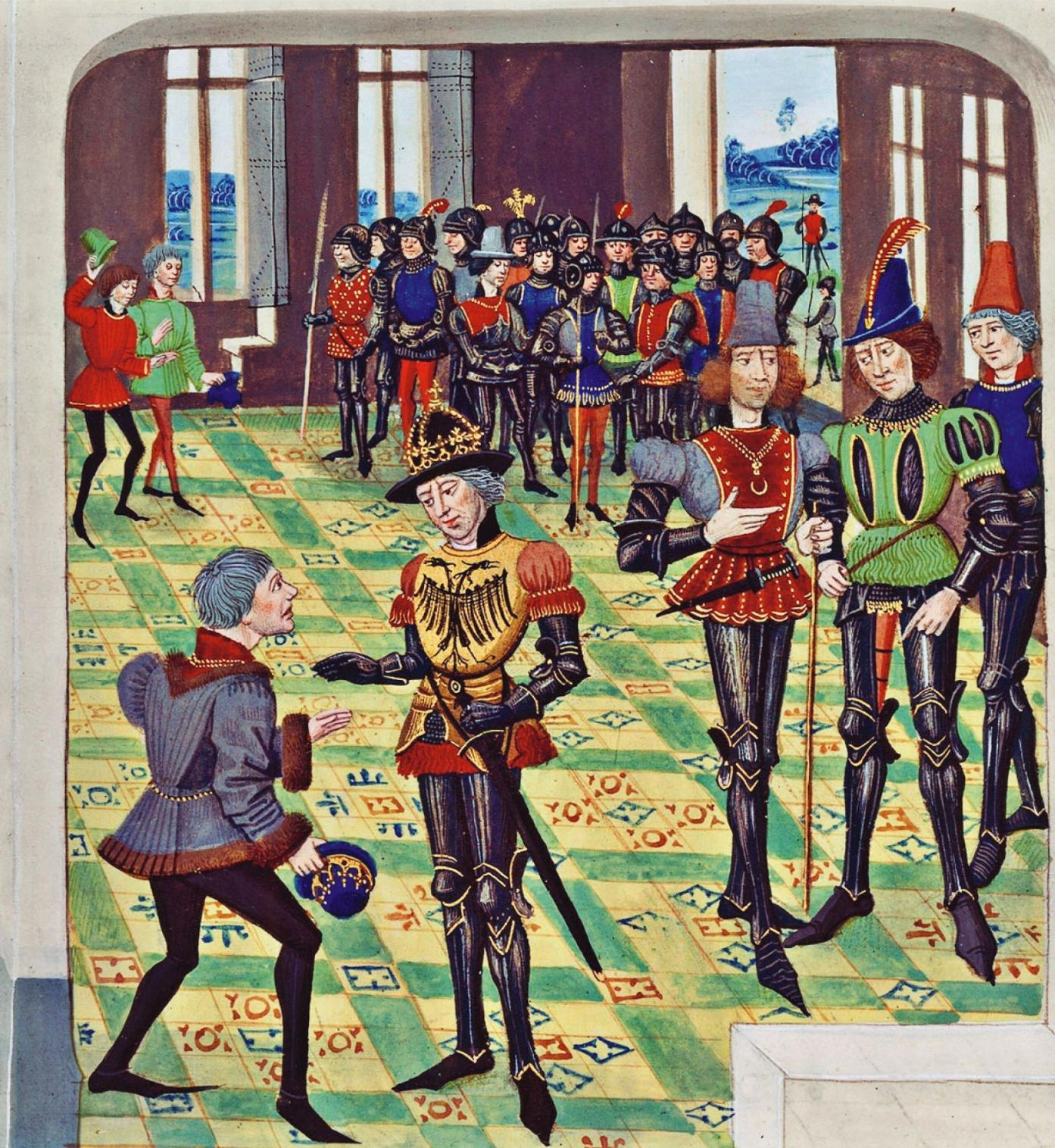
LITERATUREMPFEHLUNGEN: Johannes Fried: „Karl der Große“, Beck: moderne, allerdings nicht unumstrittene Darstellung des Herrschers und seines Reiches. Einhard: „Vita Karoli Magni“, Reclam: lateinisch-deutsche, mit Anmerkungen und einem Nachwort versehene Ausgabe der klassischen Biografie eines Vertrauten des Karolingers. Matthias Becher: „Merowinger und Karolinger“, WBG: guter Überblick zum Frankenreich und zu jenen beiden Dynastien, die es zur Größe und später in den Untergang führten.

Geburt eines REICHES

Bald nach dem Tod Karls des Großen zerbricht sein Imperium. Doch 962 nimmt ein Sachse das Erbe Karls auf: Otto I., König des Ostfränkischen Reiches, lässt sich ebenfalls in Rom zum Kaiser krönen – und begründet damit jenes Imperium, das man später das »Heilige Römische« nennen wird. Elf Jahre darauf lädt der Monarch Fürsten aus seinem Reich und Gesandte aus ganz Europa zum Hoftag nach Quedlinburg: Die Zusammenkunft soll eine Demonstration seiner neu gewonnenen Macht sein

— Text: REYMER KLÜVER;
Illustrationen: DAVID AUBERT





Der Kaiser im Gespräch mit einem Gefolgsmann. Der Monarch ist kein Alleinherrcher über das Reich. Otto I. regiert im Konsens mit seinen wichtigsten Vasallen, mit denen er sich auf dem Quedlinburger Hoftag berät. Diese und die folgenden Szenen illustrieren höfisches Leben im Mittelalter. Gefertigt hat sie der französische Buchmaler David Aubert um das Jahr 1460

G

Gerade sind die letzten Zeilen des Te Deum verweht. Gregorianische Melancholie. Feierlich. Demütig.

In te, Domine, speravi, haben die Kleriker und die Stiftsdamen in der kalten, hohen Kirchenhalle gesungen – „auf Dich, oh Herr, hoffe ich“.

Duftende Weihrauchschwaden liegen schwer in der Luft. Kerzenlicht erhellt das Dunkel der Osternacht in der Quedlinburger Servatius-Kirche am Nordrand des Harzes.

Die Besucher des Gottesdienstes schließen den prächtig gekleideten Mann in ihre Gebete ein, der erhöht auf einem Thron am westlichen Ende des Kirchenschiffs sitzt: der König des Ostfränkischen Reiches, der römische Kaiser Otto I.

Mitten unter den Menschen und doch in höhere Sphären entrückt – das ist die Botschaft des Monarchen an die Teilnehmer dieser Heiligen Ostermesse am 23. März 973.

Die Jahre sind nicht spurlos an dem Herrscher vorübergegangen, die Feldzüge, die Schlachten, die Strapazen der Reisen zu Pferd bei Wetter und Wind, die vielen Nächte in Zelten (und ja, auch die zahllosen Saufgelage). Im Sommer erst hat er die Alpen überquert, ist nach sechs langen Jahren in Italien nach Sachsen, in seine Stammlande, zurückgekehrt.

Mit 60 Jahren ist Otto nun ein alter Mann. Das lichte Haar und der lange, spitz zulaufende Bart sind ergraut. Der Schritt wirkt vielleicht nicht mehr ganz so fest, so entschlossen wie einst. Seit Jahren plagen ihn chronische Schmerzen. Aber seine Augen schauen noch immer

hellwach. Hart, erbarmungslos können sie blicken, aber offenbar auch gütig und barmherzig, wenn sie sich, wie immer wieder von den Chronisten berichtet, in aller Öffentlichkeit mit Tränen füllen.

In eine feine Seidenrobe ist er gehüllt, die Ränder mit Goldbändern besetzt. Darüber trägt er einen schimmernden Umhang, prachtvoll bestickt und an der Schulter von einer glänzenden Spange zusammengehalten. An den Füßen Lederschuhe, funkeln vor Edelsteinen. Niemand sonst in der Kirche trägt so kostbare Kleider.

Gut möglich, dass der Erzbischof von Köln die kostbaren Stoffe aus Konstantinopel mitgebracht hat, wohin er im Herbst 971 in einer delikaten Angelegenheit gereist war: Am Hof des byzantinischen Kaisers hatte er eine Braut werben sollen für Ottos gleichnamigen Sohn und designierten Nachfolger.

Die Mission war erfolgreich. Denn nun sitzt Theophanu, wohl 13 Jahre alt,

Um ihre Macht für alle sichtbar werden zu lassen, inszenieren mittelalterliche Herrscher ihr politisches Handeln oft wie ein großes Fest. Am Anfang steht dann der prachtvolle Einzug des Monarchen etwa in den Ort einer Zusammenkunft mit anderen Fürsten. Bereits eine Woche vor dem eigentlichen Treffen zum Quedlinburger Hoftag präsentiert sich Otto I. mit einer feierlichen Prozession in der Stadt Magdeburg



nur wenige Schritte von ihrem Schwiegervater entfernt an der Seite ihres 17-jährigen Mannes. Sie ist eine Nichte des Kaisers von Byzanz und – hier in dieser Kirche nun für alle sichtbar – ein Beweis für die gegenseitige Anerkennung der beiden mächtigsten Herrscherhäuser der christlichen Welt.

Otto präsentiert sich im Kreis seiner Familie: Bei ihm sind seine selbstbewusste Frau Adelheid, die die italienische Krone der Langobarden mit in die Ehe eingebracht hat, und ihre gemeinsame Tochter Mathilde, 18 Jahre alt und bereits Äbtissin des neben der Kirche gelegenen Kanonissenstifts.

In Zeiten, in denen auch unter den Adeligen kaum jemand lesen und schreiben kann, in denen Rituale mächtiger sind als das geschriebene Wort, ist nichts Zufall, hat alles öffentliche Tun und Sein des Kaisers, seiner Entourage und seiner Familie größte Bedeutung.

Und das gilt immer: ob der Herrscher wie jetzt Ostern feiert, das höchste, bedeutsamste Kirchenfest des Jahres, oder ob er sich gerade auf Jagd befindet. Ob es sich um einen hochoffiziellen Akt handelt oder um ein scheinbar zwangloses Gelage mit anderen Männern.

Nichts ist nebensächlich, mit jeder Handlung, jeder Äußerung, jedem Kleidungsstück kann es eine besondere Bewandtnis haben. Es sind Zeichen, die den anderen zu verstehen geben, welchen Platz man in der gesellschaftlichen Rangfolge einnimmt und wie der Kaiser zu jemandem steht.

Selbst Gefühle werden nicht spontan gezeigt, sondern in Szene gesetzt: Tränen signalisieren Reue, Lachen bedeutet Einverständnis und Harmonie.

In den Wochen zuvor hat Otto gefastet, so wie er es als frommer Christ vor Ostern immer tut, aber wohl auch vor anderen festlichen Anlässen, bei denen er die Reichskrone trägt. Um Geist und Körper vorzubereiten für den wichtigen Moment, wenn ihm der schwere, goldene Reif auf seinen Kopf gesetzt wird.

Die Krone ist das Zeichen seiner von Gott verliehenen Herrscherwelt. Ihre acht Ecken spielen auf Gottes Bund mit den Menschen an, die Acht ist eine bedeutende Zahl für die Christen, die Zahl der Auferstehung und Erlösung.



Die Insignien der römisch-deutschen Kaiser, die Otto I. hier trägt, symbolisieren den Anspruch der Monarchen auf universale christliche Welt-herrschaft (um 1490)

Je zwölf große und kleine Steine schmücken die goldene Stirnplatte. Sie verweisen auf die Zahl der Apostel Christi und der Stämme des Volkes Israel.

Schon oft hat der Kaiser das Osterfest hier in St. Servatius begangen, der Kirche mit den mächtigen Mauern am Steilhang des Schlossbergs von Quedlinburg. Ein schlchter Bau in der Form des Kreuzes: ein Langhaus, zwei niedrigere Querarme. Die Stiftsdamen wohnen den Gottesdiensten auf einer Empore im südlichen Querarm bei. Und hinter dem Altar im Chorraum liegen Ottos Eltern in einer Krypta bestattet.

Wie an den großen Kirchenfesten üblich, hat der Herrscher nicht nur zur Osterfeier in den Harz geladen, sondern auch zum Hoftag: zur Versammlung der weltlichen und kirchlichen Vornehmen und Mächtigen seines Reiches, das sich von der Schelde im Westen bis zur Oder im Osten ausdehnt und von Nord- und Ostsee bis nach Mittelitalien reicht.

Hoftage sind für den Kaiser Versammlungen, auf denen er gemeinsam mit den führenden Männern aus allen Teilen dieses Reiches Beschlüsse fasst, Lehen an Gefolgsleute vergibt, neue Bischöfe in ihrem Amt bestätigt, Feldzüge verkündet oder Streitigkeiten unter Adeligen schlichtet.

Doch der Osterhoftag zu Quedlinburg übertrifft alles bislang Dagewesene.

Zu Hunderten sind sie angereist. Manche waren wochenlang unterwegs auf unbefestigten Straßen und ungebändigten Flüssen: Bischöfe, Herzöge und Grafen, Adelige aus allen Reichsregionen mit ihrem Gefolge. Otto hat gerufen, und sie alle sind gekommen.

Außerdem haben sich Sendboten und Würdenträger aus Territorien jenseits der Grenzen des Imperiums auf den Weg gemacht – dem Kaiser und der gesamten Christenheit zum Beweis, dass er der mächtigste Mann im Abendland ist.

Unter den Gästen sind zwölf ungarische Adelige, zwei Fürsten aus Bulgarien, der Sohn des Herzogs von Polen sowie der Herzog von Böhmen, dazu Gesandte des Papstes.

Harald Blauzahn, der Dänenkönig, hat eine Abordnung geschickt, und Pandulf Eisenkopf, der Fürst von Capua und Benevent, hat sich aus seinen Ländern südlich von Rom auf die beschwerliche Reise über die Alpen gemacht.

Sogar der Kalif von Cordoba, islamisches Oberhaupt von al-Andalus auf der Iberischen Halbinsel, und der nun mit Otto verwaltungsmäßig verbundene Kaiser von Byzanz haben Delegierte auf den langen Weg entsandt.

Es ist das größte internationale Treffen, das es nördlich der Alpen jemals gegeben hat.

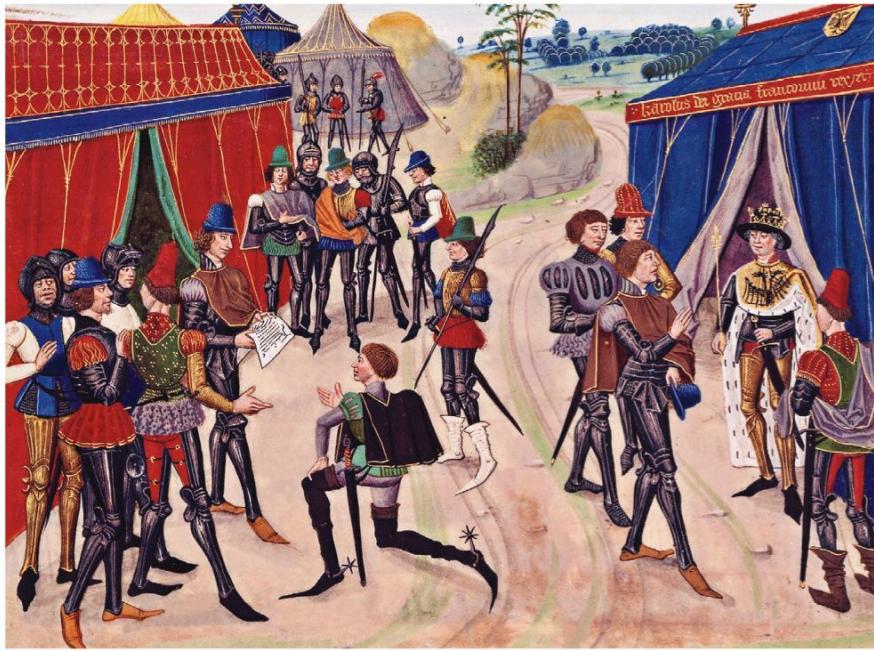
Mit dieser Zusammenkunft will Otto sein Lebenswerk besiegen. Allen will er seine Machtfülle vor Augen führen, im Reich und jenseits davon.

Der Hoftag soll die Größe des Reiches bestätigen, das er im Laufe seiner langen Regierungszeit geschaffen hat, mit ihm, dem Kaiser, dem Patriarchen, als ordnender Kraft über allem.

Und die Kunde davon sollen die Teilnehmer dieses Treffens hinaus bis in die fernsten Regionen der damals bekannten Welt tragen: Otto ist der würdige Erbe Karls des Großen.

Die Nachkommen des großen Franken-herrschers haben Karls Reich nach dessen Tod im Jahr 814 nicht zusammen gehalten. 843 wird es dreigeteilt:

- in das ostfränkische Territorium, die Kernlande des späteren Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation;



Dutzende Würdenträger mit Gefolge sind 973 zum Hoftag angereist. Vermutlich finden nicht alle geistlichen und weltlichen Herren Platz innerhalb der Mauern Quedlinburgs. Viele Reiter müssen in Zelten außerhalb der Stadt übernachten

- das westfränkische Gebiet, aus dem Frankreich hervorgehen wird;
- und ein mittleres Reich dazwischen, das sich anfangs von der Nordsee bis zum Mittelmeer erstreckt (siehe Karte Seite 23).

Im Ostfränkischen Reich wird 919 Herzog Heinrich I. zum König erhoben, wahrscheinlich – so werden es jedenfalls die seiner Familie nahestehenden Chronisten behaupten – vom kinderlosen Vorgänger als einziger geeigneter Thronfolger ausersehen. Doch Heinrich ist kein Franke: Mit ihm wird vielmehr ein Sachse zum Herrscher – ein Angehöriger jenes Volkes also, das Karl der Große nur wenige Generationen zuvor brutal unterjocht und zwangschristianisiert hatte.

Heinrich übernimmt ein zerbrechendes Königreich. Das ostfränkische Gebiet wird immer wieder von ungarischen Reiterkriegern heimgesucht, und im Inneren weigern sich die mächtigen Herzöge der Bayern und der Schwaben, den neuen Monarchen anzuerkennen. Er muss seine Stellung militärisch durchsetzen, droht dem Schwaben mit einem

Feldzug und belagert den Bayern. Doch nachdem sich beide unterworfen haben, söhnt er sich mit den Besiegten aus und lässt ihnen ihre Herzogwürde – so ist ihm ihre künftige Unterstützung gewiss.

Heinrich versteht sich durchaus als fränkischer König und beruft sich auf die Nachfolgeregelung durch Karl den Großen: Die vom Adel durch einen Wahlakt vergebene Königswürde soll in der Familie bleiben.

Doch anders als bei den Franken bislang üblich, will Heinrich I. das Reich nach seinem Tod nicht unter seinen männlichen Nachkommen aufgeteilt sehen, sondern bestimmt seinen Sohn Otto zum alleinigen Thronfolger.

Am 2. Juli 936 stirbt Heinrich I. Einen Monat später wird sein Sohn Otto in Aachen von den Großen des Reiches zum König erhoben, gekrönt und gesalbt – mit dem Krönungsort zieht Otto eine direkte Traditionslinie zu Karl dem Großen, der in Aachen bestattet liegt.

Vor der Kirche setzen die versammelten mächtigen Grafen und Herzöge Otto auf einen Thron. Formal ist diese Akklamation der Wahlakt – tatsächlich aber hatten die Fürsten bereits vorher

signalisiert, dass sie Heinrichs Regelung zustimmen würden.

Dann schwören die Herzöge und Grafen Otto die Treue.

E

Es ist ein Pakt auf Gegenseitigkeit: Als Gefolgsleute sind sie fortan zum Kriegsdienst für den König verpflichtet, müssen auf Verlangen zu den Hoftagen erscheinen, ihrem Herrn mit Rat und Hilfe zur Seite stehen. Dafür gewährt der Herrscher ihnen Beistand, wenn sie bedroht werden. Nur diese persönlichen Bande zwischen den Männern halten das Ostfränkische Reich zusammen.

Dieses Reich ist kein Staat im modernen Sinn, es ist ein lockerer Verbund von Anführern, die über eine Vielzahl an Gebieten herrschen. Es gibt keine Institutionen, keine Reichssteuer, keine Hauptstadt: Dort wo sich der König gerade aufhält, ist das Zentrum des Reiches. Wie Karl der Große ist auch Otto ständig unterwegs, um den Untertanen zu beweisen, dass er fähig und stark genug ist, sie zu schützen und für sie zu sorgen.

Gemessen an anderen Teilen Europas, ist Ottos Herrschaftsgebiet rückständig, lange nicht so entwickelt wie Italien oder Byzanz oder das muslimische Spanien. Die meisten der vielleicht vier Millionen Einwohner leben entlang des Rheins; nur ein paar Überlandstraßen führen von dort zu wichtigen Siedlungen im Landesinneren und verbinden Klöster und Pfalzen miteinander. In den Mittelgebirgen sind weite Regionen noch von Wäldern bedeckt.

Für den Hof sorgen Adelige, die mit ihm von Pfalz zu Pfalz ziehen: Sie überwachen die Finanzen, ziehen Erkundigungen aus dem gesamten Reich ein.

Schon bald zeigt sich, dass Ottos Herrschaft noch keineswegs gesichert ist. Aufstände im Inneren und äußere Feinde bedrohen den König und sein Reich.



Otto I.

Immer wieder wird das Quedlinburger Treffen von Feierlichkeiten unterbrochen – unter anderem von mehreren Gottesdiensten täglich. Für die Festmäher des Kaisers, seiner Familie und seiner hohen Gäste müssen die Bauern aus der Umgebung Gemüse und verschiedene Sorten Fleisch herbeischaffen, Getreide zum Brotbacken und große Mengen an Bier und Wein

Als Erste ziehen seine eigenen Brüder gegen ihn zu Felde. Sein älterer Halbbruder Thankmar erhebt sich, weil Otto seiner Familie ein Lehen entzogen hat, wird aber in einer Kirche hinterrücks von dessen Männern umgebracht.

Auch der jüngere Bruder Heinrich kämpft gegen ihn und findet 939 etliche Verbündete im ostfränkischen Adel, darunter Herzöge und Bischöfe, denen Ottos Herrschaftsstil nicht passt.

Später erhebt sich Ottos Sohn Liudolf, der (nach der Wiederheirat seines Vaters und der Geburt eines Halbbruders) um seine Thronfolgerechte fürchtet.

Doch der König kann beide Konflikte nach blutigen Kämpfen für sich entscheiden. Zum Zeichen ihrer Unterwerfung fallen Ottos Bruder und sein

Sohn jeweils in einem sorgfältig choreografierten Ritual barfuß und unter Tränen vor ihm auf die Knie. Otto erhebt sie zu sich, verzeiht ihnen weinend und gewährt ihnen seine Freundschaft.

Diese Versöhnungsgeste erlaubt es allen Beteiligten, das Gesicht zu wahren. Denn obwohl der König niemanden neben sich dulden kann und entschlossen Krieg mit seinen Kontrahenten führt, weiß er doch, dass er auf Dauer nicht gegen die eigene Familie und die führenden Adelsgeschlechter regieren kann.

Erst als sein Heer 955 die Ungarn, die seit Jahrzehnten immer wieder räubend und mordend in das Ostfränkische Reich eingebrochen sind, auf dem Lechfeld bei Augsburg schlägt, hat Otto die vereinten Fürsten auf seiner Seite. Zugleich steigt er mit diesem Sieg zum mächtigsten König Europas auf.

Und nun strebt er nach Höherem: nach der Kaiserkrone Karls des Großen.

Denn wie sein Vorbild glaubt Otto an die Vision eines christlichen Imperiums unter der Obhut eines mächtigen Kaisers, der als Schutzherr über die Kirche und die Gläubigen wacht.

Dreimal wird er zu langen Feldzügen gen Süden aufbrechen, um seine Ansprüche durchzusetzen. Und am 2. Februar 962, während des zweiten Italienzugs, krönt ihn Papst Johannes XII. in der Peterskirche zum Kaiser.

Fast ein Jahrtausend lang, bis zur Niederlegung der römisch-deutschen Krone durch Franz II. 1806, wird die Kaiserwürde nun mit dem ostfränki-



Bei Gottesdiensten führt der Kaiser seine göttliche Auserwähltheit vor. Otto I. lässt sich während der Osterfeiertage in Quedlinburg von Klerikern, die vielleicht wie hier in golddurchwirkte Prunkgewänder gehüllt sind, dreimal am Tag zur Messe geleiten. Für den Kaiser ist die Demonstration seiner besonderen Nähe zu Gott von größter Bedeutung: Er wurde vom Papst gekrönt und begreift sich selbst als Stellvertreter des Herrn

Der Kaiser lässt sich als CHRISTUS porträtieren

schen, später dem deutschen Königtum verknüpft bleiben. Diese Verbindung, die Otto geschaffen hat, gilt als die Geburtsstunde jenes Reiches, für das die Zeitgenossen zunächst noch gar keinen eigenen Namen haben, das man viel später aber das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ nennen wird.

Das von Karl dem Großen restaurierte und nun von Otto übernommene Kaisertum wird sich – zumindest nördlich der Alpen – als die Idee erweisen, die das Reich der Franken, Sachsen und vieler anderer Stämme zusammenhält und im Zentrum Europas allmählich die Nation der Deutschen entstehen lässt.

Schon Karl der Große hat im Jahr 800 seinem Herrschertitel den Zusatz „von Gott gekrönter Kaiser“ hinzugefügt. Otto nennt sich nun „durch göttliche günstige Gnade erhabener Kaiser“.

Eine höhere Legitimation für den Herrschaftsanspruch gibt es im christlichen Abendland nicht.

Daher ist es für Otto unerlässlich, dass Papst Johannes XII. als Stellvertreter des Apostels Petrus ihn in der Peterskirche zum Kaiser krönt. Mit der Nachempfindung der Kaiserkrönung Karls des Großen durch den Papst führt Otto so eine Tradition fort, die das gesamte Mittelalter über Bestand haben wird.

Aber auch der Papst braucht Otto. Daher ist die Krönung das Ergebnis einer Waffenbrüderschaft. Denn Johannes erbittet den militärischen Schutz Ottos, um sich als Herr von Rom gegen einen für ihn bedrohlichen König aus Oberitalien zu behaupten.

F

Freilich: Otto verbindet noch mehr mit dem Kaisertitel, und dieser Anspruch wird Europa in Atem halten. Denn er wird sich bald „Stellvertreter“ des Herrn nennen – ähnlich wie die Kaiser im Osten, zu denen er nun engere Beziehungen

sucht. Und wie die Herrscher von Byzanz lässt sich Otto in Bildern nun immer unverhohler als Christus darstellen.

Dieser Anspruch wird unter Ottos Nachfolgern zum Machtkampf zwischen dem weltlichen und dem religiösen Oberhaupt des Abendlandes führen: Wer steht höher, Papst oder Kaiser?

Und wie viele seiner späteren Nachfolger sieht sich Otto gezwungen, wiederholt in Italien einzugreifen, um die Machtansprüche als Kaiser auch südlich der Alpen durchzusetzen.

Während eines dritten Feldzugs lässt der neue Imperator seinen zwölfjährigen Sohn Otto am Weihnachtstag des Jahres 967 zum Mitkaiser erheben (Liudolf ist bereits gestorben).

Das alles dient der dynastischen Vorsorge. Und zugleich ist es Weltpolitik.

Denn mit der weihnachtlichen Krönung schafft Otto die Voraussetzung für den dauerhaften Verbleib der Kaiserwürde in seiner Familie – sollte ihm etwas zustoßen, hat sein Sohn nun ein unbestreitbares Recht auf die Nachfolge.

Zudem untermauert er damit nochmals seinen Anspruch, mindestens den gleichen Rang einzunehmen wie der Herrscher von Byzanz, der sich nach wie vor als einziger legitimer Nachfolger der christlichen Kaiser des antiken Imperium Romanum sieht. Daraus erwächst eine machtpolitische Konkurrenz zwischen den beiden Kaiserhäusern.

Otto sucht jetzt beides zugleich: den Ausgleich und den Streit mit Konstantinopel. Er beginnt jahrelange Verhandlungen mit dem Ziel, in Byzanz eine passende Braut für seinen Sohn finden zu lassen. Zur gleichen Zeit aber führen die beiden Herrscher in Italien

erbittert Krieg gegeneinander um Apulien und die Gebiete südlich von Rom.

Doch die Hochzeit seines Sohnes Otto mit Theophanu im Jahr 972 führt zu einer Annäherung der zwei Kaiserhäuser und besiegelt de facto den Aufstieg Ottos zum mächtvollen Imperator im Herzen Europas.

All das will der Kaiser nun der Welt mit dem spektakulären Treffen in Quedlinburg vor Augen führen. Der Herrscher demonstriert seine neue, fast den gesamten Kontinent umspannende Autorität.

Die Inszenierung beginnt bereits ein paar Tage vor der eigentlichen Zusammenkunft in Magdeburg.

Die Elbestadt hat Otto einige Jahre zuvor mit Zustimmung des Papstes zum Sitz eines Erzbistums gemacht und die prächtige, mit Marmor, Gold und Edelsteinen geschmückte neue Kirche als seine Grablege bestimmt.

Mehr als 20 Mal hat er sich dort bereits aufgehalten, 57 Urkunden allein dieser Kirche gewidmet. Viele betreffen die Überführung von Reliquien.

Knöcherne Überreste von Heiligen haben für Otto wie für seine Zeitgenossen eine fast magische Bedeutung. In ihrer Gegenwart spüren die Menschen besonders die Nähe Gottes.

Und in den Urkunden verspricht sich Otto Schutz von den Verehrten: persönlich für Leib und Leben, aber auch für sein gesamtes Imperium. Vor allem jedoch für sein Seelenheil im Jenseits und das seiner Familienangehörigen.

„Aus Liebe zu Gott und wegen des Heils unserer Seele“, so heißt es in einem der Dokumente, habe er die Kirche in Magdeburg errichtet; in anderen Diplomen hofft er auf „eine Belohnung durch Gott“ und „Vergebung der Sünden“.

Magdeburg ist für Otto eine Art bevorzugte Residenz, ein Ort, der in Zeiten des Reisekaisertums einer Hauptstadt vielleicht am nächsten kommt.

Am Palmsonntag des Jahres 973 zieht der graubärtige Herrscher feierlich in Magdeburg ein. Seine Ankunft an diesem Tag hat eine Parallele, die jeder Zeitgenosse sofort versteht: Christi Einzug ins irdische Jerusalem, an den am Sonntag vor Ostern stets gedacht wird.

Mehr als 1000 MENSCHEN umfasst sein Tross

Bereits eine Meile vor den Toren begrüßen die Geistlichen von Magdeburg den hohen Gast. Von überallher ist das Volk zusammengekommen. Gemeinsam mit den anwesenden Adeligen und den Würdenträgern der Stadt geleiten ihn die Kleriker unter Glockengeläut in feierlichem Zug in die Kirche.

Ehrfurchtgebietend ist das. Denn der Kaiser trifft in Begleitung seines gewaltigen Hofstaats ein. Der umfasst neben der kaiserlichen Familie seine engsten Gefolgsleute sowie mitreisende Gäste, dazu das Ehrengeleit von einigen Hundert Reitern, die den Kaiser auf seinen Wegen beschützen und ein Zeichen seiner Bedeutung und Würde sind.

Zum Gefolge gehören auch die Hofkapellane. Sie feiern mit ihm die Gottesdienste, verwahren die Reliquien, die Otto stets begleiten, und agieren gemeinsam mit einem Kanzler als seine Notare, die des Königs Dokumente ausstellen.

Hinzu kommen Hunderte von Bediensteten. Die gepanzerten Reiter brauchen Waffenschmiede und Waffenknechte und Hufschmiede für die Pferde. Zeltmeister gehören zum Tross und Stallknechte, Jäger und Bäcker und Köche, Boten, Diener und Mägde. Auch Heilkundige fehlen nicht. Fahrendes Volk schließt sich dem kaiserlichen Zug an, Musiker, Sänger, Gaukler.

Wohl weit mehr als 1000 Menschen kommen an diesem Sonntagmorgen in Magdeburg an, mit Pferden und Lasttieren, Fuhrwerken und Karren. Vermutlich schlagen sie auf den Wiesen vor den Mauern Zelte auf, Lagerfeuer brennen. Zwischen den Zelten herrscht reges Treiben, die Truppe muss versorgt werden.

Bereits tags darauf setzt sich der Tross wieder in Bewegung. Das Ziel Quedlinburg liegt noch knapp drei Tagesreisen entfernt. Der Einzug in Magdeburg war nur das Präludium zur Feier der Auferstehung des Herrn, die Otto am Grab seines Vaters zelebrieren will.

Von Weitem schon ist der Schlossberg von Quedlinburg für die Reisenden sichtbar. Ottos Vater hat das Plateau mit einer Ringmauer aus mächtigen Quadern versehen lassen. Die kleine Burgkapelle wurde in den Jahrzehnten seit seinem Tod durch die Stiftskirche ersetzt, dem heiligen Servatius geweiht.



Am Mittwoch, dem 19. März 973, trifft die kaiserliche Familie in Quedlinburg ein. Am Tag darauf, Gründonnerstag, beginnen die Osterfeierlichkeiten wie immer mit der Weihe jener heiligen Salböle, die den Rest des Kirchenjahres verwendet werden: des „Katechumenen-

Öl“ für die Täuflinge, des „Oleum Infirmorum“ für die Kranken sowie des „Chrisam“ für die Firmlinge und verschiedene Weiheakte.

Es sind Tage der geistigen Einkehr, aber auch prunkvoller Prozessionen, die Rang und Geltung des Herrschers zeigen. Denn bis zur Ostervigil, dem Gottesdienst in der Nacht der Auferstehung, lässt sich Otto nun dreimal täglich von Bischöfen und Priestern, von Herzögen und Grafen hinüber in die Servatius-Kirche geleiten, in einem feierlichen Zug mit Kreuzen, Reliquien und Räucherfässern: zur Vesper am Abend, zur Mette in der Nacht, schließlich zum Hochamt der Messe – und jeweils wieder zurück.

Die Ostervigil, die große Auferstehungsfeier, beginnt um Mitternacht und dauert bis in die Morgenstunden des Sonntags. Zur Segnung der Osterkerze singen die Kleriker „Frohlocket, ihr Chöre der Engel“. Stunden nun verharren die Großen des Reiches, der Kaiser an ihrer Spitze, in Andacht und Gebet.

Und nach dem Te Deum am Ende folgt zum Abschluss die Eucharistiefeier mit der Segnung der Osterspeisen.

Otto trägt während der Messe die Reichskrone. Wieder ist es ein hochsymbolischer Akt. Sie soll zeigen, dass die Gnade Gottes auf ihm ruht – ein Zeichen der besonderen Verbundenheit des Kaisers mit dem Herrscher aller Welten.

So wird der Ostergottesdienst vor den Augen der wichtigsten Würdenträger des Reiches und Zeugen aus weiten Teilen des Abendlands zum Staatsakt. Er unterstreicht den Herrschaftsanspruch Ottos als König von Gottes Gnaden.

Am anbrechenden Tag, dem 23. März, beginnt nach einer weiteren Prozession vom Schlossberg hinab zur Kaiserpfalz der eigentliche Hoftag, der sich bis weit nach Ostern erstreckt.

Und das heißt zunächst einmal: Es ist Zeit für Geschenke. Denn keiner der weitgereisten Gesandten ist mit leeren Händen gekommen. Alle haben kostbare Präsente mitgebracht, um Otto zu huldigen oder ihm Tribut zu zollen. Je wertvoller die Gabe, umso größer der Beweis ihrer Achtung vor dem Kaiser.

So bringen die Gesandten des Dänenkönigs Harald Blauzahn zum Beweis seiner guten Absichten eine vereinbarte

Tributzahlung – denn schon länger vermuten die Berater des Kaisers, dass er sich gegen das Reich erheben will: Erst wenige Jahre zuvor ist Otto mit seinem Heer nach Dänemark gezogen und hat die Bekehrung des wilden Nordmanns zum Christentum erzwungen.

Doch nun beteuern Blauzahns Diplomaten dessen Friedensliebe, die Ruhe jenseits der nördlichen Grenzen scheint gesichert zu sein. (Erst nach Ottos Tod wird Blauzahn den Angriff doch noch wagen, was ihm freilich missglückt: Otto II. erobert einen Teil des Dänenreichs.)

Anschließend versammeln sich Reichsfürsten und Gesandte zu einer Sitzung, in welcher der Kaiser als höchste Instanz einen Streit schlichten soll.

Im Osten hat es eine blutige Schlacht gegeben zwischen dem Markgrafen der Lausitz und seinem Nachbarn, dem Herzog von Polen. Noch von Italien aus hat der Kaiser verlangt, die Kämpfe ruhen zu lassen, und beide nach Qued-

linburg einbestellt, um sie zu hören und einen Schiedsspruch zu fällen, denn beide erkennen Ottos Oberhoheit an.

Der Herzog von Polen erscheint nicht persönlich, sondern schickt seinen sieben Jahre alten Sohn und Thronerben als Geisel, als lebendes Unterpfand seiner Treue. Deutlicher kann er sich nicht der Gnade des Kaisers unterwerfen.

Von dem erbittet er nicht Gerechtigkeit, sondern Milde – und beugt sich seiner Autorität. Auch der Markgraf ist erschienen.

So sind die Voraussetzungen geschaffen für Verhandlungen. Gut möglich, dass Otto die Vertreter der Kontrahenten in Rede und Gegenrede ihre Streitpunkte darlegen lässt – Chronisten berichten von solchen Verfahren bei früheren Hoftagen. Am Ende jedenfalls ist der Streit geschlichtet, denn von dem Konflikt ist in den wenigen Quellen, die die Zeiten überdauert haben, fortan keine Rede mehr.

Der Markgraf behält sein Amt. Und das Kind, das sich als Geisel in Ottos Hand begeben hat, wird zu seinem Vater in die Heimat zurückkehren, ihn später

beerben und schließlich der erste König von Polen werden.

Höchstwahrscheinlich, wenn auch nicht überliefert, legt zudem der Herzog von Böhmen einen Treueid ab: Kniend faltet er vor dem Kaiser seine Hände. Der wiederum legt seine Hände auf die des Herzogs – ein Versprechen gegenseitiger Verbundenheit. Der Herzog schwört als Vasall dem Kaiser Gefolgschaft, Otto verspricht seinem Untertan Schutz.

Auf derartige Gesten versteht sich Otto. Schließlich braucht der Kaiser seinen Gefolgsmann: Der Herzog soll die Schaffung eines neuen Bistums in Prag unterstützen, um die Christianisierung der Slawen voranzutreiben, eines der großen Anliegen Ottos. (Das Bistum wird wenige Jahre später tatsächlich gegründet.)

Zudem sieht sich der Monarch als Schutzherr des Papstes, ja der gesamten römischen Kirche. Während des Hoftages stellen Ottos Kapellane eine

Während der Hoftage hält der Herrscher Gericht, bespricht Fragen der Innen- und Außenpolitik mit den anderen Großen des Reiches, schlichtet Streitereien zwischen seinen Gefolgsleuten und empfängt die Abgesandten fremder Länder, die Geschenke oder Tributzahlungen überbringen. Die Autorität Kaiser Ottos I. ist so groß, dass ihn ausländische Fürsten sogar als Vermittler in Grenzkonflikten akzeptieren





17 Tage lang bleibt Otto I. in Quedlinburg, dann zieht er mit seinem Hof weiter. Eine feste Residenz hat der Kaiser nicht, das Reich regiert er vom Sattel aus. Doch nur vier Wochen später stirbt der 60-jährige Herrscher. Das mit seiner Kaiserkrönung 962 begründete Imperium indessen, das später einmal das »Heilige Römische Reich deutscher Nation« genannt wird, übersteht den Tod seines Schöpfers um mehr als 800 Jahre

Urkunde aus, die dem Bischof von Cremona die weltlichen Rechte an dem norditalienischen Bistum überträgt – denn auch Nachfolger im Bischofsamt müssen vom Kaiser bestätigt werden.

Allerdings ist Otto nicht immer frei in kirchlichen Fragen: Der Erzbischöfssitz in Magdeburg etwa ist erst nach Jahren harter Verhandlungen mit dem Papst und anderen Bischöfen eingerichtet worden.

Dann werden die Beratungen überschattet von einer traurigen Nachricht: Am 27. März stirbt plötzlich Hermann Billung, der Herzog von Sachsen, einer der engsten Vertrauten Ottos und sein Stellvertreter in diesem Teil des Reiches.

Das Verhältnis der beiden war nicht ohne Spannungen: Ein Jahr zuvor, am Palmsonntag, ist Hermann anstelle des noch in Italien weilenden Kaisers wie ein König in Magdeburg eingezogen, hat sich dort bei einer festlichen Tafel auf dessen Platz gesetzt und für die Nacht gar das kaiserliche Bett usurpiert.

Otto hatte diese Amtsanmaßung Billungs zunächst sehr erzürnt. Es muss ihm eine Warnung gewesen sein, so schnell wie möglich nach Sachsen zurückzukehren, um seine Herrschaft zu sichern. Doch offenbar hat er seinem Vertrauten verziehen.

Denn als er vom Tode Billungs erfährt, trauert er offen um den alten Weggefährten. Und vielleicht überkommt den alten Mann auch die Erkenntnis, wie einsam es um ihn geworden ist, nun auf dem Höhepunkt seiner Macht.

Sehr viel mehr Details des Hoftages lassen sich den schriftlichen Quellen aus jener Zeit nicht entnehmen. Ausführlich aber listen die Chronisten auf, wer alles gekommen ist, und betonen, wie weit die Delegationen gereist sind – quer durch den Kontinent. Sie berichten von Geschenken aus Gold und Silber, die dem Kaiser dargebracht wurden. Und sie erwähnen auch jene kostbaren Gaben, die Otto wiederum bereitwillig verteilen ließ, um seinem Ruf als großzügiger Herrscher alle Ehre zu machen.

Der Kaiser absolviert die geschäftigen Tage ohne erkennbares Zeichen von Schwäche. Er ist ein disziplinierter Mann, der für gewöhnlich die Frühmesse besucht und persönlich Almosen an die Bittsteller verteilt, die auf seine Frei-

gebigkeit hoffen. Den Tag widmet er den zahllosen Gesprächen und Beratungen. Abends tafelt er im Kreis der anwesenden Fürsten und besucht stets noch die Abendvesper.*

Anfang April geht der Hoftag zu Ende. 17 Tage bleibt Otto selbst in Quedlinburg, so vermerken es die Chroniken. Dann zieht sein Gefolge weiter.

Doch nur vier Wochen später ist der große Sachse tot: Er stirbt nach kurzer Krankheit am 7. Mai 973 in der Kaiserpfalz von Memleben, etwa 100 Kilometer südlich von Quedlinburg. Sein Leichnam wird einbalsamiert und seinem Wunsch entsprechend in Magdeburg bestattet.

Nachfolger wird sein 17-jähriger Sohn Otto II., dem die Großen des Reiches am Morgen nach dem Tod seines Vaters huldigen. Die Kontinuität der Herrschaft bleibt gewahrt.

S

Schon den Zeitgenossen ist klar, dass der Hoftag von Quedlinburg etwas Besonderes war: ein europäisches Großtreffen, wie es bis dahin kein vergleichbares gegeben hat. Es ist ein Beweis dafür, dass Ottos Autorität weit über sein eigentliches Herrschaftsgebiet hinausreicht.

Die Herrscher Polens und Dänemarks haben sich ihm unterworfen. Byzanz, Rom und selbst der Kalif von Cordoba haben diplomatische Missionen geschickt, weil sie in dem Sachsen den Ordnungsfaktor im Herzen des Kontinents sehen.

* Die Quellen über den Hoftag im Jahr 973 enthalten keine detaillierten Beschreibungen über die Osterfeierlichkeiten und die Beratungen. Doch finden sich in zeitgenössischen Berichten genügend Informationen darüber, wie solche Versammlungen abliefen und wie hohe Kirchenfeste gefeiert wurden. Mithilfe dieser Belege und weiterer Erkenntnisse schildert der Autor, was sich damals wahrscheinlich in Quedlinburg zugetragen hat.

Vor allem aber: Wie sein Vorbild Karl der Große hat sich der Sachse zum Kaiser erhoben.

Dies war eine ungeheure Herausforderung, es war geradezu eine Anmaßung. Denn als Kaiser reklamierte dieser rau Krieger vom damaligen Rand der zivilisierten Welt für sich nichts weniger als die Nachfolge der römischen Cäsaren – die Nachfolge des römischen Imperiums, jenes Weltreiches, das in heilsgeschichtlicher Deutung den Raum geboten hatte für die Ausbreitung des christlichen Glaubens.

Otto war gottesfürchtig und hochfahrend zugleich. Und so war es nur passend, dass er als Kaiser auch die Schirmherrschaft über die gesamte Christenheit übernahm – und für sich einen höheren Rang als alle Könige des Abendlandes forderte. Und er konnte diesen Anspruch durchsetzen, mit eisernem Willen und brutaler militärischer Macht: einen Anspruch, an dem sich alle seine Nachfolger messen werden.

Otto erhält den Beinamen „der Große“, weil er die Umrisse jenes Imperiums schafft, aus dem nach und nach das erste Reich der Deutschen erwachsen wird.

Es ist ein Reich, das nicht durch seine Grenzen bestimmt wird, sondern durch die persönlichen Bindungen seiner mächtigen Männer an den Kaiser, der dem Ganzen symbolisch seine Einheit verleiht. Denn die Krönung zum Herrscher der Herrscher überträgt dem jeweiligen Kaiser keine reale Macht, sondern verleiht lediglich höhere Autorität.

Es gibt auch keine staatlichen Institutionen, auf die sich Ottos Nachfolger stützen könnten, keine Reichsverwaltung, kein stehendes Heer.

Vielmehr ist der Kaiser das Haupt, und das Reich sind die Glieder. Er ist oberster Lehnsherr, oberster Richter, oberster Krieger, alles in einem.

Aber er ist kein absoluter Herrscher, sondern stets auf Rat und Zustimmung, auf den Konsens der Großen im Reich angewiesen – so wie es der Hoftag in Quedlinburg zeigt, wo er sich mit seinen Gefolgsleuten immer wieder berät und aus dem sich in einem allmählichen Prozess über ein halbes Jahrtausend nach und nach die Reichstage entwickeln werden, eine der ersten festen Institutionen des Imperiums der Deutschen.

Und noch etwas versucht Otto zu verankern, nicht zuletzt auf dem Hoftag, auf dem er Sohn und Schwiegertochter

den Großen des Reiches als Mitkaiser und Mitkaiserin präsentierte: das Prinzip der dynastischen Nachfolge.

Nicht die anderen Fürsten sollen König und Kaiser bestimmen, sondern das soll de facto die Erbfolge. Für seinen Sohn kann er seinen Willen durchsetzen. Auch sein Enkel folgt noch auf dem Kaiserthron. Doch auf Dauer wird das Reich zur Wahl-, nicht zur Erbmonarchie. Und nach dem Tod Heinrichs VI. im Jahr 1197 werden König und Kaiser auf die Bestätigung durch bestimmte Wahlmänner angewiesen sein: die Kurfürsten.

Ottos Griff nach der Kaiserwürde und sein Anspruch, als Stellvertreter Christi gesehen zu werden, beschwören zugleich einen der großen abendländischen Konflikte herauf, der Jahrhunderte währen wird: den Kampf um den Vorrang päpstlicher oder kaiserlicher Gewalt.

In den kommenden Jahrhunderten wird aus dem Reich, das Otto geschaffen hat, nach und nach das Imperium der Deutschen entstehen und sich im Laufe der Zeit immer mehr Institutionen mit immer klarer gefassten Aufgaben geben.

Und so wie sich das Reich verändert, verändert sich auch sein Name. Im 12. Jahrhundert, dem Zeitalter der Kreuzzüge, erhält es den Zusatz „sacrum“, heilig. Und noch einmal 300 Jahre wird es dauern, ehe es erstmals in einer Urkunde den Namen trägt, unter dem wir es noch heute kennen: das Heilige Römische Reich deutscher Nation.

Bis dahin aber wird das von Otto begründete Imperium ein ganz anderes sein. ●

Reymer Klüver, Jg. 1960, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“. Der französische Buchmaler David Aubert illustrierte um 1460 Chroniken im Auftrag des burgundischen Hofs.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Matthias Becher, „Otto der Große. Kaiser und Reich“, C. H. Beck. Johannes Laudage, „Otto der Große“, Verlag Friedrich Pustet; gleichermassen lesenswerte Biografien – die allerdings zu ganz unterschiedlichen Einschätzungen des Herrschers kommen.

Herrschaftssymbole



DIE INSIGNIEN DER MACHT

Im Dienste der römisch-deutschen Kaiser stehen die begabtesten Künstler ihrer Zeit: Goldschmiede, Seidensticker und Elfenbeinschnitzer. Die mittelalterlichen Meister erschaffen unermesslich wertvolle Schätze, die doch stets mehr sind als nur Kostbarkeiten. Denn im Glanz der Kronen, Heiligschreine und perlenbesetzten Gewänder spiegelt sich die Herrlichkeit des ganzen Reiches

— Texte: JOACHIM TELGENBÜSCHER



Die Büste Karls des Großen (um 1350 geschaffen) birgt eine der kostbarsten Reliquien des Heiligen Römischen Reiches: die Schädeldecke des berühmten Franken. Der Reichsapfel symbolisiert den Anspruch der Kaiser auf die Weltherrschaft

DER MANTEL DER GESCHICHTE

Seit dem 13. Jahrhundert hüllen sich die Kaiser bei ihrer Thronbesteigung in einen prächtigen Umhang aus roter Seide, den goldene Stickereien und angeblich mehr als 100 000 Perlen zieren. Das Ornat gehört zu den »Reichskleinodien« – dem Kronschatz des Imperiums





Mehr als drei Meter misst der Krönungsmantel der deutschen Kaiser – ein Meisterstück aus den Werkstätten der Könige von Sizilien (um 1130). Die prächtigen Stickereien verherrlichen die Macht des Monarchen: Sie zeigen Löwen, die gerade zwei Kamele gerissen haben



Der erste römisch-deutsche Kaiser, der die mit Perlen und Edelsteinen geschmückte goldene Reichskrone auf seinem Haupt trägt, ist vermutlich Otto I. (gestorben 973). Der Kopfschmuck ähnelt dem Diadem der byzantinischen Herrscher. Denn mit deren Macht will sich der deutsche Monarch messen

SYMBOLE EINES WIRKMÄCHTIGEN RITUALS

Krone, Zepter, Handschuh und Reichsapfel sind Zeichen weltlicher Pracht, aber auch der Nähe zum Schöpfer: Erst wenn ein Herrscher sie trägt, wandelt er sich in den Augen seiner Untertanen von einem sterblichen Menschen in einen Kaiser von Gottes Gnaden



Zum Reichsschatz, der ab 1424 fast vier Jahrhunderte lang in Nürnberg verwahrt wird, gehört auch ein Paar scharlachroter Handschuhe, die die Herrscher bei ihrer Krönungsmesse tragen. Vermutlich sind sie das Werk sizilianischer Künstler, die im Dienste Kaiser Friedrichs II. standen

Herrschaftssymbole

IM DIENSTE EINER HÖHEREN GEWALT

Ihre Macht stammt von Gott – davon sind die Kaiser des Mittelalters überzeugt. Um sich seiner würdig zu erweisen, fördern sie das Christentum, stiften heilige Bücher, Kirchen und Altäre. Und verhelfen auch einer antiken Kunst zu neuer Blüte: der Elfenbeinschnitzerei



Vor dem thronenden Christus fällt selbst das Kaiserpaar auf die Knie: Otto II. küsst den rechten Fuß des Heilands, seine Frau Theophanu – die Nichte eines byzantinischen Herrschers – hält ihren dreijährigen Sohn in den Armen, als wolle sie ihn segnen lassen (Elfenbeintafel aus Mailand, um 983)



In Gestalt einer Taube flüstert der Heilige Geist
Papst Gregor I. (gestorben 604) zu, was er notieren soll:
Es ist der Kanon jener Gebete und Lieder, die fortan
alle Priester in der Messe zelebrieren werden – und den
auch Karl der Große in seinem Reich für verbindlich
erklärt (Elfenbeintafel, 10. Jahrhundert)



DER SCHREIN DER KÖNIGE

Unter Kaiser Friedrich I. Barbarossa erbeuten die Deutschen 1162 in Mailand einen der größten Schätze der Christenheit: die vermeintlichen Gebeine der Heiligen Drei Könige. Fortan werden die Reliquien im Dom zu Köln ausgestellt – in einem goldenen Schrein, dem größten des gesamten Mittelalters

Der goldene Dreikönigenschrein, den Nikolaus von Verdun um das Jahr 1200 entwirft, lockt so viele Pilger nach Köln, dass die alte Kathedrale dem Ansturm bald nicht mehr genügt. So beschließt der Bischof, ein neues Gotteshaus zu errichten: einen gewaltigen gotischen Dom





Sechs Mal zieht Kaiser Friedrich I. (1122–1190) aus der Stauferdynastie, der wegen seines rötlichen Bartes »Barbarossa« genannt wird, über die Alpen, um seine Autorität bei den zum Reich gehörenden italienischen Städten durchzusetzen

KAMPF UM ITALIEN



Das »Heilige Römische Reich deutscher Nation« – wie es seit dem späten Mittelalter genannt wird – umfasst von Beginn an auch große nichtdeutsche Ländereien; im 12. Jahrhundert erstreckt es sich bis zum Südrand der Toskana. Doch die italienischen Reichsgebiete widersetzen sich immer wieder der Autorität des Kaisers. So lehnen es die Mailänder 1153 ab, sich einem Schiedsspruch Friedrichs I. Barbarossa zu unterwerfen. Darauf reagiert der Herrscher mit maßloser Gewalt

— Von JOHANNES STREMPFL

Reitknecht, so berichtet es später ein Chronist, „in manhaftem Kampf einen bewaffneten Ritter durch seine Streiche zu Boden“ und kehrt sodann ins Feldlager zurück, unversehrt und wohlbehalten.

Wie sich herausstellt, ist es nicht die Gier nach Ruhm, die den Mann zu seinem Heldenstück getrieben hat. Denn als der König ihn zu sich holen lässt, um ihn mit dem Rittergürtel auszuzeichnen, winkt er ab. Er sei mit seinem Los und Stand zufrieden, nur „der langen Belagerung überdrüssig geworden“.

Mag sein, dass die Geschichte vom selbstmörderisch tapferen Reitknecht eine Legende ist, eine Ausschmückung des Chronisten. Aber sie versinnbildlicht den Gemütszustand, in dem sich die Krieger des Königs nach wochenlangem Ausharren vor der Stadt befinden müssen. Und vor allem die Verfasstheit des Königs selbst: Friedrich I. Barbarossa.

Am 14. Februar 1155 ist der deutsche Herrscher mit seinem Heer vor den Mauern Tortonas aufgezogen, einer kleinen Handelsstadt in der Lombardei, auf halbem Wege zwischen Genua und Mailand. Eigentlich war Barbarossa mit dem

Ziel nach Italien aufgebrochen, in Rom die Kaiserkrone in Empfang zu nehmen.

Nun aber muss er Krieg führen.

Schon beim ersten Angriff konnten seine Männer die Unterstadt der Siedlung überrennen und Klöster, Mühlen, Scheunen niederbrennen. Nur dank eines heraufziehenden Unwetters vermochten sich die meisten der Bewohner von Tortona in die Oberstadt mit der Burg zu retten, die gut geschützt auf einem Berg mit jäh abfallenden Seiten liegt.

Doch seither ist der Ansturm ins Stocken geraten. „Unverzüglich wurden Maschinen und Geschütze verschiedener Art gebaut, und Bogenschützen und Schleuderer behielten die eingeschlossene Burg im Auge“, berichtet der Chronist. „Alles versuchte der energische König, und wo er schwächere Stellen der Burg entdeckte, griff er mit stärkerer

Ein Mann von niederem Stand, ein gemeiner Reitknecht schließlich ist es, der des endlosen Wartens müde wird. Ganz allein, nur mit Schwert und Schild bewaffnet, stürmt er den Wall zur Stadt hinauf und schlägt sich mit einem kurzen Beil Stufen in den steilen Untergrund.

Er achtet nicht auf die Steinbrocken, die von den Katapulten seiner Männer in seinem Rücken gegen die Mauern der Befestigung geschieudert werden. Kümmert sich nicht um die Wurfspieße und Steine der Belagerten, die von vorn auf ihn niederprasseln.

Bis an die Spitze des Walls klettert der Mann hinan, wo sich ein jahrhundertealter Turm aus Ziegelstein erhebt, von den Geschossen der Angreifer nun schon halb zerstört. Dort streckt der

Mannschaft an.“ Aber Tortona will nicht fallen. Und Barbarossa sitzt nun in der Lombardie fest.

Statt sich vom Papst in der prächtigen Peterskirche salben und krönen zu lassen, rennt er mit seinen Rittern gegen Mauern an. Statt in den Palästen Roms zu tafeln, kampiert er auf einem Hügel östlich von Tortona, in Schmutz und Schlamm.

IN BLUTIGEN FEHDEN ZEIGT BARBAROSSA SEINE ENTSCHEIDENHEIT

Rings um ihn, auf Äckern und in Gärten, lagern die Großen des Reiches, die ihn nach Rom begleiten wollten: die Erzbischöfe von Köln und Trier, die Bischöfe von Bamberg, Worms und Konstanz, die Herzöge von Sachsen, Burgund und Zähringen.

Dazu 1800 Ritter, die Barbarossa aus den deutschen Landen nördlich der Alpen gefolgt sind und nun ohnmächtig vor einer unbedeutenden, doch stark befestigten Stadt stehen. Mit jeder weiteren Woche der Belagerung verliert Barbarossa Männer bei den Scharmützeln vor den Toren, verliert er Proviant für sein Heer. Verliert er vor allem Zeit.

Aber dem König bleibt keine Wahl, er kann die Belagerung unmöglich aufgeben. Denn Tortona hat seine Autorität herausfordert. Hat sich – angeklagt von einer anderen italienischen Stadt – geweigert, zur Verhandlung vor seinem Hofgericht zu erscheinen. Hat gar nicht erst sein Urteil abgewartet, sondern ihn, der als römisch-deutscher König auch höchster Richter des Reiches ist, von vornherein der Befangenheit bezichtigt.

„Seht, ihr Ritter“, soll Barbarossa daraufhin zu den Fürsten gesagt haben: „In unserem eigenen Reich werden wir gering geschätzt. Die königliche Majestät und Macht wird verachtet. Eine kleine Stadt widersetzt sich meinen Befehlen. Was werden die großen Städte und mächtigen Einwohnerschaften tun?“

Barbarossa muss ein Zeichen setzen. Wie steht es auf der Reichskrone,

die ihm der Erzbischof einst in Aachen überreicht hat? „Die Ehre des Königs liebt den gerechten Urteilsspruch.“

Und nun wagt es diese Stadt, seine Gerechtigkeit anzuzweifeln – und damit nicht weniger als seine Ehre.

Drei Jahre ist es her, dass Friedrich I. Barbarossa in Aachen zum römisch-deutschen König gekrönt worden ist. Dass er auf dem Marmorthron Karls des Großen die Reichskrone, das Zepter und den Reichs-

apfel in Empfang genommen und den Eid geschworen hat, „dem ganzen uns anvertrauten Volk Gesetz und Frieden zu schaffen“.

Wohl 29 Jahre ist Barbarossa damals alt, ein mittelgroßer, athletischer Mann mit einem einnehmenden Gemüt: „Sein Antlitz war heiter, und immer schien er lächeln zu wollen“, so beschreibt ihn eine Chronik. Doch die Augen sind scharf und durchdringend, die Lippen schmal. Die Ohren liegen frei, weil des Königs Barbier Haupthaar und Bart „aus Rücksicht auf die Würde des Reiches“ regelmäßig stutzt. Rotblond der Schopf, rot der Bart.

Den Namen Barbarossa, Rotbart, geben ihm die Italiener. Wohl auch deshalb, weil im Mittelalter Rothaarige als bösartig und jähzornig gelten – und ebendiese Charaktereigenschaften schreiben sie dem König zu. Denn etwas stimme nicht mit ihm, finden die Südeuropäer: Zwar spreche er häufig in scherhaftem Ton, aber er sei auch geübt darin, das eine zu sagen „und anderes im Herzen zu bergen“. Für falsch und verschlagen halten ihn seine Gegner, für gerissen seine Anhänger. Schon den Thron habe er „listig wie ein Fuchs“ errungen.

Friedrich I. ist der Abkömmling einer lange Zeit unbedeutenden Adelsfamilie, der erst unter Heinrich IV. der Aufstieg unter die Großen des Reiches gelingt: Der römisch-deutsche König erhebt Barbarossas Großvater 1079 zum Herzog von Schwaben und gibt ihm seine Tochter zur Frau.

Das geschieht allein aus Machtpolitik: Heinrich IV. benötigt einen treuen

Vasallen in Süddeutschland, weil dort mehrere Fürsten gegen seine Herrschaft opponieren. Friedrichs Großvater ist es auch, der auf dem Bergkegel des Hohenstaufen am Rand der Schwäbischen Alb eine Burg errichtet, die der Dynastie später ihren Namen gibt: die Staufer.

Der neue Herzog von Schwaben und seine Söhne werden zu wichtigen Vertrauten der deutschen Herrscher. 1138 wählt die Versammlung der Fürsten sogar einen Staufer auf den Königsthron: Konrad III., Barbarossas Onkel.

Barbarossa wächst derweilen wohl auf, wie es für einen jungen Adeligen üblich ist: Er lernt den Umgang mit Schwert und Lanze, mit Pferd und Jagdfalken, jedoch niemals Lesen und Schreiben, erst als alter Mann Latein. Er beweist seine Tapferkeit zunächst bei ritterlichen Turnieren, dann in blutigen Fehden mit verfeindeten Adelsfamilien.

Ein aufbrausendes Temperament bescheinigen ihm die Zeitgenossen, immer nach Ruhm gierend, immer angriffslustig, mit einem langen Gedächtnis für erlittene Beleidigungen. Einen „Freund der Kriege“ nennt ein Chronist den Staufer, der noch als Greis von fast 70 Jahren in vorderster Linie an der Seite seiner Ritter kämpfen wird – „keiner mehr bereit, sich Gefahren auszusetzen“.

Mit wohl 24 Jahren vermählt sich Barbarossa mit Adela, der Tochter eines bayrischen Markgrafen. Die Ehe bleibt kinderlos, später als König wird Barbarossa sich von der nicht mehr standesgemäßen Gattin scheiden lassen und Beatrix heiraten, eine Tochter des Grafen von Burgund, die ihm drei Töchter und acht Söhne gebiert, darunter seinen Nachfolger Heinrich VI.

Gegen den Willen des Vaters begleitet Barbarossa im Mai 1147 seinen Onkel, König Konrad III., auf einen Kreuzzug ins Heilige Land. Auch hier berichten die Chroniken von seiner maßlosen Wesensart: Als ein Ritter in einer Herberge auf dem Weg ermordet wird, schickt Konrad den Neffen zurück, um Rache zu üben. Barbarossa kehrt um und lässt „sinnloserweise das ganze ehrwürdige Kloster, zu dem die Herberge gehört hat, in Flammen aufgehen“.

Die Heerfahrt endet in demütigen Niederlagen, aber Barbarossa macht



Friedrich I. Barbarossa

Im Oktober 1154 bricht Barbarossa zum Zug über die Alpen auf, um sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Anfangs empfangen ihn die Abgesandten der italienischen Städte mit Geschenken. Doch schon bald kommt es zu Zusammenstößen

zum ersten Mal Erfahrungen in der großen Politik: Als Gesandter trifft er auf den französischen König, in Byzanz erlebt er die Konflikte mit dem oströmischen Kaisertum.

Vor allem wird er seinem Onkel zum wichtigen Begleiter.

Trotzdem rechnet niemand damit, dass Barbarossa zum König der Deutschen werden könnte, als Konrad nach der Rückkehr überraschend stirbt, wahrscheinlich an Malaria. „Bald darauf schied König Konrad aus dem Leben und hinterließ die Königsherrschaft seinem Neffen Friedrich“, heißt es knapp

und auffallend harmlos in einem zeitgenössischen Geschichtswerk.

Aber wenn die Nachfolge im besten Einvernehmen geregelt ist – warum dann die Eile, mit der Barbarossa zu Werke geht? Schon 17 Tage nach Konrads Tod versammeln sich die Fürsten in Frankfurt, um ihn zu küren. Wenig später trifft er in Aachen zur Krönung ein. Die Hälfte der Strecke zwischen den beiden Städten, 150 Kilometer, legen er und sein Gefolge in zwei Tagen zu Pferd zurück, ein kaum vorstellbarer Gewaltritt.

Der Grund für die Hast: Konrad hatte eigentlich den eigenen, achtjährigen Sohn als Nachfolger vorgesehen und noch vor seinem Tod das Treffen in Aachen für dessen Krönung einberufen.

Aber Barbarossa ist es binnen Kurzem gelungen, die wichtigsten Bischöfe und Fürsten, darunter das mit ihm verwandte Geschlecht der Welfen, mit Zugeständnissen auf seine Seite zu ziehen und den Königssohn zu verdrängen.

Als „scharfsinnig und rasch im Entschluss“ beschreibt ihn ein Beobachter, erkennt zudem in Friedrich die Fähigkeit, Anhänger zu gewinnen und Menschen für sich einzunehmen: „Leutselig und freigiebig“ sei der neue Herrscher.

Denn Barbarossa weiß sehr wohl, dass es nicht genügt, nur diejenigen unter den Fürsten mit Land und Titeln zu belohnen, die ihn bei dem Griff nach der Krone unterstützt haben – er muss auch Rücksicht auf die Ehre der Großen nehmen, die nicht zu seinem Lager zählen.

So überträgt er zwar später das Herzogtum Bayern an Verwandte aus der

Welfen-Dynastie, als Lohn für ihren Beistand – doch zugleich bildet er aus einem Teil davon ein neues Herzogtum mit dem Namen Österreich, um damit den bisherigen Herrscher zu entschädigen.

Schon wenige Wochen nach der Krönung erlässt er Bestimmungen über einen „Landfrieden“, der die immer wieder aufflackernden Fehden zwischen den Adeligen begrenzen soll – ein deutliches Zeichen für seinen Willen, als Herrscher Recht und Eintracht durchzusetzen.

Außerdem reist er im Verlauf von neun Monaten durch alle Reichsteile nördlich der Alpen, um Konflikte unter den Fürsten zu schlichten. Und so kann er dank der nun geordneten Verhältnisse Vorbereitungen für seinen Zug nach Rom treffen. Denn seit der Kaiserkrönung Ottos I. im Jahr 962 ist es Tradition, dass dem römisch-deutschen König auch die Kaiserkrone zusteht.

Mit dem Papst haben Gesandte des Reichs schon alles besprochen: Der Heilige Vater sei bereit, so wird signalisiert, den Staufer „ohne Schwierigkeit und Widerspruch“ zum Kaiser zu krönen.

Doch dann treten auf einem Hoftag 1153 zwei Bittsteller mit einem Ansinnen vor den König, das seinem Italienzug eine völlig neue Wendung gibt.

Ein bemerkenswerter Auftritt: Aus einer nahen Kirche haben sich die zwei Männer Kreuze auf die Schultern geladen, um sich nun weinend und wehklagend zu Barbarossas Füßen in den Staub zu werfen. Sie kämen aus der Stadt Lodi, um Klage gegen Mailand zu erheben, das ihren Heimatort seit Langem unterdrückt und beraubt und nun auch noch ihren Markt verboten habe, wodurch „viele Menschen von Lodi in Mittellosigkeit gesunken“ seien. Der König als Wahrer des Rechts müsse den Mailändern befehlen, den Markt wieder wie früher auszurichten.

Es ist das erste Mal, dass Barbarossa von den Verhältnissen in der Lombardei erfährt. Und noch weniger kann er ahnen, dass ihn der Streit über das Verbot eines bedeutungslosen Markts in einen jahrzehntelangen Krieg mit den Städten Oberitaliens verstricken wird.

Die beiden Orte liegen nur 30 Kilometer voneinander entfernt in der Lombardei, dem ehemaligen Reich der Lan-

gobarden. Bereits Otto I. hat 951 deren Krone errungen und sie mit seiner Königswürde verbunden. Traditionell gehört die Region seither zum römisch-deutschen Herrschaftsgebiet. Doch die Autorität des Monarchen ist südlich der Alpen eher Anspruch als Realität.

Die Lombardei ist eine nicht klar umrissene Region – im Norden begrenzt von den Alpen, im Süden vom Po –, zu der in jener Zeit auch das heutige Piemont und das schweizerische Tessin zählen. (Mittelitalien wird im Wesentlichen vom Papst beansprucht, und normannische Könige halten den Süden besetzt).

Barbarossas Vorgänger haben sich in den Jahrzehnten zuvor nur selten in Oberitalien aufgehalten und den Entwicklungen dort nicht viel Beachtung geschenkt, auch nicht dem Erstarken Mailands, das in ständigen Kriegen immer mehr Städte und Landstriche erobert hat.

Dennoch: Die Mailänder sind nach wie vor Untertanen des Königs und das eigenmächtige Verbot eines Marktes ist ein Eingriff in sein Hoheitsrecht.

Barbarossa schickt den Mailändern den Befehl, den Markt von Lodi wieder zuzulassen. Doch die Oberen der Stadt, anstatt demütig zu gehorchen, werfen „ganz erregt von Zorn und Wut, den Brief mitsamt dem Siegel auf den Boden“, so der Chronist, und „zerknüllen und zertreten ihn mit ihren Füßen“. Auch der königliche Gesandte wird gedemütigt. Weder beschenkt noch geehrt, muss er Mailand bei Nacht verlassen.

Der König und die Fürsten können es nicht glauben, als sie davon erfahren: Denn wer einen Gesandten Barbarossas beleidigt, beleidigt ihn selbst. Wer sein Siegel zertritt, führt ihm symbolisch seine Machtlosigkeit vor Augen.

Was ist nur in die Herren dieser italienischen Stadt gefahren? Welche Kräfte wirken in der Lombardei?

Lange Zeit stützte sich die Herrschaftsgewalt des Reiches in Oberitalien auf Bischöfe, die wie weltliche Fürsten das Land verwalteten. Aber die fruchtbaren Böden, der rege Handel und wachsender Wohlstand ließen die Städte aufblühen und machten deren Bürger selbstbewusster.

Mailand ist die mächtigste italienische Kommune. Ihre selbstbewussten Bürger weigern sich, den Befehlen des Kaisers zu gehorchen. Daraufhin lässt Barbarossa die stark befestigte Stadt von seinen Truppen belagern





Friedrich I. Barbarossa

Nach zehnmonatiger Blockade kapituliert Mailand. Barbarossa lässt ein Exempel statuieren, die Mauern schleifen und die Stadt verwüsten. Die italienischen Reichsteile regiert der Kaiser fortan wie ein Besatzer

Seit dem späten 11. Jahrhundert forderte die städtische Führungsschicht immer mehr Teilnahme an der Herrschaft ein und gründete „Kommunen“, die von gewählten Konsuln geführt wurden.

Die römisch-deutschen Könige und Kaiser hielten sich in der Regel nördlich der Alpen auf. Mächtige Stadtstaaten bildeten sich in Italien, die Nachbarn unterwarfen und sich gegenseitig in einem Netz aus Bündnissen und Feindschaften bekriegten.

Die stärkste dieser Städte ist 1153 Mailand. Und obwohl ihre Führer den König theoretisch als den höchsten Herrscher des Reiches und damit auch der Lombardei anerkennen, wollen sie ihm nicht zu viel Einfluss zugestehen.

Schließlich hat sich jahrzehntelang kein Herrscher an der Autonomie der Kommunen gestört, auch nicht an der Macht Mailands, das sich Städte wie Lodi unterworfen hat. Der Brief mit den Befehlen Barbarossas erscheint den Konsuln daher wie eine Anmaßung.

Anfang Oktober 1154 bricht Barbarossas Heerzug nach Rom auf, wo

der Deutsche zum Kaiser gekrönt werden soll, und erreicht Ende des Monats die Lombardei. Viele Kommunen dort schicken ihm Gesandte und Geschenke entgegen – auch Mailand.

Offenbar sind die Einwohner der Stadt gespalten in der Frage, wie mit dem Staufer umzugehen sei. Eine Gruppe von Konsuln glaubt noch an eine Aussöhnung. Verhandlungen beginnen, man einigt sich auf die Zahlung von 900 Kilo Silber an den König, um ein Bündnis einzugehen. Auf der Seite Mailands erhofft man sich damit, dass die bestehenden Machtverhältnisse anerkannt werden und der Konflikt beigelegt wird.

Aber noch vor der Geldübergabe kommt es zu einem weiteren Zwischen-

fall: Mailänder Bürger sollen Barbarossas Zug ein Stück begleiten, sich um Lagerplätze und Versorgung des Heeres kümmern, wie es für die Städte Pflicht ist.

Tatsächlich aber, so zumindest berichten es die (königstreuen) Quellen, führen die Männer die Truppen drei Tage lang durch ödes Gebiet fernab von Siedlungen und Märkten – wohl, um Mailänder Besitz zu schützen: Denn wenn

Barbarossa ist nicht besänftigt. Er ordnet an, das Umland der Stadt zu verwüsten und Brücken zu zerstören. Nun erscheinen Unterhändler Mailands mit dem vereinbarten Silbergeld, doch er jagt sie fort und fordert die Unterwerfung unter sein Hofgericht.

Das aber will die Kommune nicht akzeptieren: Sie setzt jene Konsuln ab, die sich für eine Einigung mit ihm eingesetzt haben, und weigert sich, „den Nacken zu beugen“. Als Reaktion darauf schleifen Barbarossas Krieger zwei Bur-

Tortona noch vor Barbarossas Kriegern. Eine zweite Streitmacht aber kommt zu spät, Barbarossas Belagerungsring hat sich da schon eng geschlossen.

Über Wochen bereitet das Heer des Königs nun die Festung. Mit Mauerbrechern, metallbeschlagenen Stoßbalken, versuchen die Krieger, Breschen in Tore und Mauerwerk zu schlagen.

Leichte und schwere Wurfmaschinen schleudern unablässig Steine und Pfeile über die Zinnen der Mauern. Einer der Felsbrocken aus den Katapulten ist so gewaltig, dass er mit einem Schlag drei Ritter Tortonas tötet, die sich neben der Domkirche beraten haben.

Barbarossas Männer legen sogar Tunnel an, in denen sie sich bis an die Fundamente der Türme vorarbeiten wollen, um die zum Einsturz zu bringen – doch die Grabenden werden verschüttet.

Um den Willen der Eingeschlossenen endlich zu brechen, lässt der König Gefangene in Sichtweite der Festung aufhängen sowie den Fluss vergiften, der die Stadt mit Trinkwasser versorgt: Seine Knechte werfen verwesende Leichen in den Fluss, dann „Fackeln mit Flammen aus Schwefel und Pech“, die das Wasser endgültig ungenießbar machen.

Das gibt den Ausschlag. Nicht Waffengewalt, sondern Durst, Hunger, Krankheiten und Pestgestank besiegen die Tortonesen.

Am 18. April 1155, neun Wochen nach Beginn der Belagerung, ziehen die Bewohner, „leichenblass, als ob sie aus den Gräbern hervorkämen“, aus der Stadt hinaus in Barbarossas Lager, um sich zu unterwerfen.

Im Gegenzug ist ihnen vom König zugesagt worden, „dass sie wenig oder nichts an Sach- und Personenschäden haben“ und „auch die Befestigungen nicht zerstört würden“. So jedenfalls steht es zu lesen in der Schrift eines anonymen Autors, wohl eines Geistlichen aus Tortona, der die Belagerung seiner Heimatstadt selbst miterlebt.

Mit einem Lächeln – und das ist es, was den Berichterstatter besonders empört – nimmt der König die Einwohner wieder in seine Huld auf.

Am nächsten Morgen aber lässt er Tortona plündern, niederbrennen und bis auf die Grundmauern zerstören.

FRIEDRICH I. MUSS SICH HEIMLICH IN DIE PETERSKIRCHE SCHLEICHEN

einem Heer die Vorräte ausgehen, versorgen sich die Soldaten aus dem Land, durch das sie ziehen, plündern Siedlungen, Gärten, Felder, rauben Futter für ihre Pferde und Nahrungsmittel für sich.

Barbarossa bebt vor Wut. „Es steigerte seinen Zorn noch mehr“, berichtet ein Chronist, „dass das ganze Heer infolge starker Regengüsse so erbittert gewesen sein soll, dass wegen dieser doppelten Belastung durch Hunger und schlechtes Wetter alle, so viel sie konnten, den König gegen die Mailänder aufhetzten.“

Eine schwierige Situation für den Herrscher: Erbost umringen ihn die Fürsten, nass und hungrig erwarten die Ritter den nächsten Schritt. Erneut hat Mailand ihn beleidigt. Sein Ansehen ist in Gefahr, seine Ehre steht auf dem Spiel.

Und die ist zu jener Zeit im Zentrum des ritterlichen Denkens. Nur wer die Verletzung seiner Ehre rächt, hat Anspruch auf Gefolgschaft.

Als Herzogssohn, der nicht zum König vorgesehen war und seine Eignung für den Thron den anderen Fürsten immer aufs Neue beweisen muss, reagiert Barbarossa besonders reizbar auf jeden Angriff seines Rangs. Ein Kompromiss ist von nun an ausgeschlossen.

Als Erstes lässt er einen Ort plündern, um sein Heer zu versorgen. Die Gruppe jener Mailänder, denen an einem Ausgleich mit dem Staufer gelegen ist, reißt daraufhin demonstrativ das Haus eines der Männer nieder, die das königliche Heer in die Irre geführt haben.

gen: Wie bei einer Fehde zwischen zwei Rittern schraubt sich der Konflikt immer weiter in die Höhe.

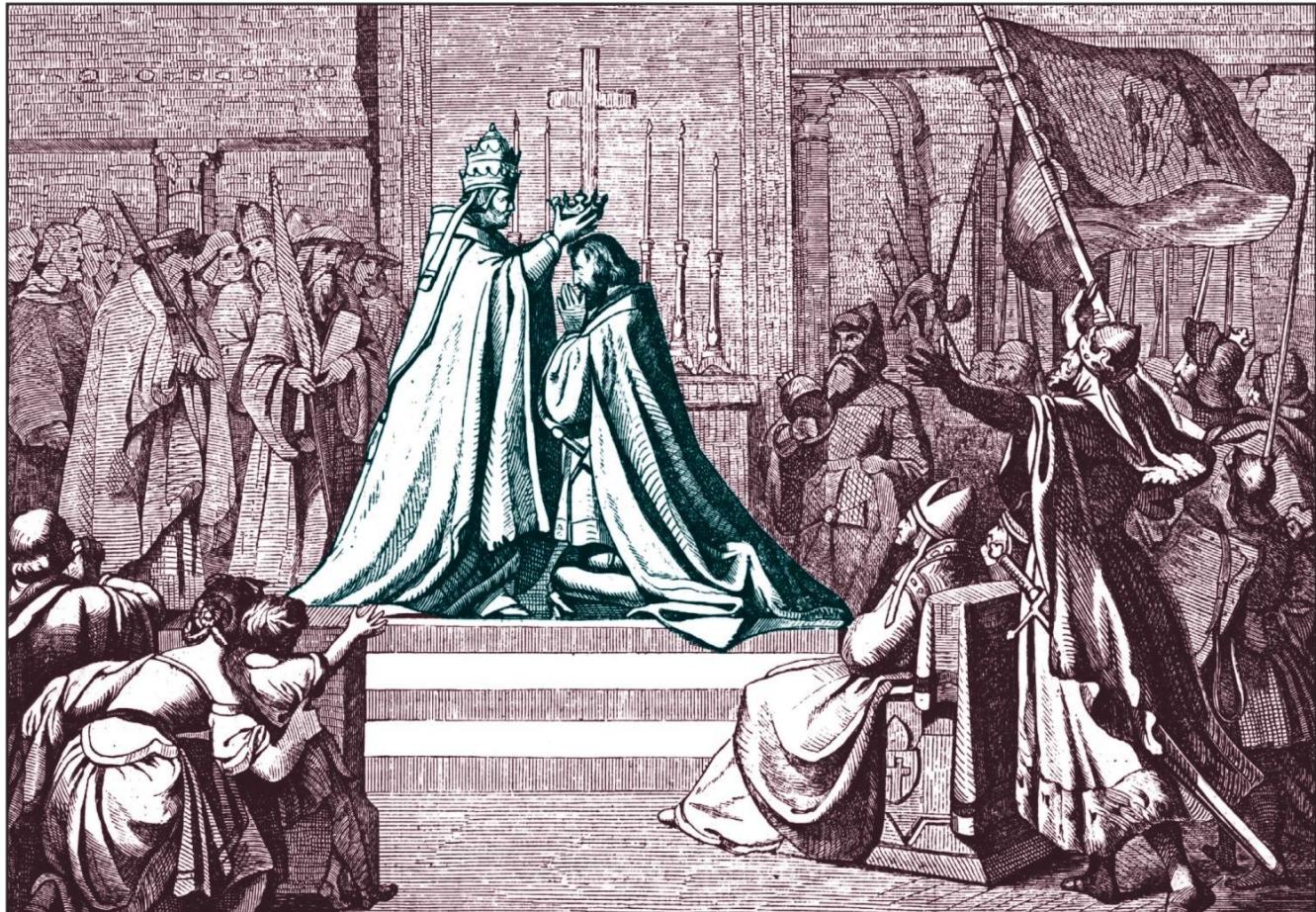
Mailand treibt vor allem das Vertrauen auf die eigene militärische Überlegenheit zum Widerstand. Die Metropole mit wohl 150 000 Einwohnern kann 3000 Ritter und 9400 Mann Fußtruppen aufbieten – deutlich mehr Soldaten, als mit Barbarossa über die Alpen gezogen sind. Schließlich ist der Staufer ja wegen der Kaiserkrönung nach Italien gekommen, den Kampf mit Mailand hat er nicht erwartet. Daher wagt er es auch nicht, die Metropole direkt anzugreifen.

Bald strahlt der Konflikt auch auf andere Städte aus. Barbarossa wird in die Zerwürfnisse der lombardischen Kommunen verstrickt. Schon erheben die Stadtväter von Pavia, Feinde Mailands, Klage gegen das mit Mailand verbündete Tortona, das Pavia immer wieder angreift.

Das Vertrauen auf den mächtigen Partner macht die Tortonesen leichtsinnig: Als Barbarossa sie auffordert, vor seinem Gericht zu erscheinen, verweigern sie den Gehorsam, erklären ihn für parteiisch. Schon dafür müsste sie der König bestrafen. Zudem sieht er die Chance, Mailand nun indirekt zu treffen.

Seine ganze Wut richtet sich daher jetzt gegen den schwächeren Verbündeten der Metropole: Tortona.

Doch die Stadt ist wehrhafter als gedacht. Zum einen liegt sie gut geschützt auf einem steilen Berg Rücken. Zum anderen schickt Mailand Hilfe: 100 Ritter und 200 Bogenschützen erreichen



Papst Hadrian IV. krönt Friedrich I. zum Kaiser. Noch während der Feierlichkeiten rebellieren die Römer gegen den Deutschen. Dem neuen Imperator bleibt keine andere Wahl, als mit seinen Rittern aus der Ewigen Stadt zu fliehen

Hat er dieses Versprechen vielleicht nie gegeben, wie es in staufernahen Quellen steht? Oder hat er die Stadt betrogen, um endlich nach Rom ziehen zu können? Oder überschätzt der Autor aus Tortona vielleicht des Königs Spielraum?

Denn neben den deutschen Rittern haben sich auch Kämpfer aus Pavia an der Belagerung beteiligt. Und wahrscheinlich haben sie darauf bestanden, die Stadt zu vernichten.

Mit der Zerstörung Tortonas zeigt sich zum ersten Mal das Dilemma des Staufers: Er besitzt nicht die militärische Macht, um als überparteilicher Richter und Friedenswahrer in Oberitalien aufzutreten. Wie die römisch-deutschen Könige und Kaiser nach ihm braucht er Verbündete unter den Kommunen,

die er wiederum für ihre Treue belohnen muss – und wird so unweigerlich hineingezogen in den Streit der italienischen Städte untereinander. Jede Allianz des Königs wird so zu einer Parteinahe, die diese Rivalitäten weiter schürt.

Mitte Juni erreicht er endlich Rom. Aber auch hier regieren Konsuln, und wie in den Kommunen im Norden ringen sie hier ebenfalls mit dem Bischof um die Macht in der Stadt; im Falle Roms ist das freilich der Papst: Hadrian IV.

Das Selbstbewusstsein der Konsuln ist derart groß, dass sie Barbarossa – für eine enorme Geldsumme – die Krone aus der Hand der römischen Bürger anbieten statt aus der des Papstes.

Die Kaiserwürde gegen Bezahlung und verliehen vom gemeinen Volk? Barbarossa lehnt empört ab. Aber wegen der

offenen Feindseligkeit der zahlenmäßig weit überlegenen Römer ist er gezwungen, heimlich und in der ersten Stunde des Sonnenaufgangs in die Peterskirche zu schleichen, um sich von Hadrian IV. salben und krönen zu lassen.

Doch noch während des Festmahl am Mittag stürmen Bürger über die Brücke an der Engelsburg im Osten und von Süden her gegen die Mauern der päpstlichen Residenz und attackieren das Heer des Staufers. 1000 Angreifer sollen von den deutschen Rittern an diesem Tag getötet worden sein, berichten die kaisernahen Chronisten. Italienische Quellen zeichnen ein anderes Bild: Die Streitkräfte der Römer sind viel stärker als erwartet, an eine Eroberung der Stadt ist nicht zu denken.

Denn genau das war eigentlich Teil der Absprache mit dem Papst: Im Gegenzug für die Kaiserkrone sollte Barbarossa mit seinen Kriegern dem Heiligen Vater die Herrschaft über das rebellische Rom sichern. Die Stadt nun zu belagern,



Erst 1183 schließt der Kaiser (o. r.) Frieden mit den oberitalienischen Städten. Nach fast drei Jahrzehnten der Grausamkeiten sind beide Seiten zu erschöpft, um den Krieg, in dem es keinen klaren Sieger gibt, noch weiterzuführen



Die Italiener verpflichten sich im Friedensvertrag von 1183, die Ehre des Kaisers zu respektieren – dafür muss Barbarossa seine Gewaltherrschaft südlich der Alpen beenden und die faktische Autonomie der aufständischen Städte anerkennen

kommt wegen Versorgungsschwierigkeiten des Heeres nicht infrage, zudem herrscht drückende Sommerhitze. Barbarossa beschließt, seine Truppen abzuziehen. Der Papst, ohne den Schutz der Deutschen seines Lebens nicht mehr sicher, flieht ebenfalls aus Rom.

Immerhin: Der Staufer hat sein Ziel erreicht. Er kann sich nun Kaiser des römisch-deutschen Reiches nennen, obwohl er die Metropole keine 24 Stunden nach der Krönung fluchtartig verlassen hat. Seine Chronisten geben sich alle Mühe, in ihren Berichten zu betonen, die Zeremonie sei „ordnungsgemäß erfolgt“.

Für die Rückkehr löst sich das kaiserliche Heer auf, und die Fürsten treten über verschiedene Alpenpässe die Heimreise an. Barbarossa, der sich für den Weg über den Brenner entscheidet, gerät mit seinen Truppen an einer Engstelle in einen Hinterhalt: Ritter aus Verona blockieren mit mehr als 500 Männern den Pass und fordern Geld für freien Durchzug.

Doch ortskundigen Angehörigen des kaiserlichen Heeres gelingt es, die Wegelagerer zu umgehen und zu überwältigen. Den gefangenen Gegnern lässt der zornige Kaiser Gliedmaßen und Nasen abschneiden, Rädelsführer ungeachtet ihres Standes aufhängen.

Barbarossa, in den deutschen Landen geachtet und gefürchtet, muss endgültig erkennen, dass er südlich der Alpen wenig gilt: seine Ehre beleidigt, seine Rechte nicht anerkannt, seine Autorität als höchster weltlicher Richter zermahlen zwischen den Rivalitäten der Stadtstaaten.

Mailand ist noch immer ungestraft, das zerstörte Tortona wird in seinem Rücken längst wieder aufgebaut, der heilige Akt der Kaiserkrönung endete in einem Blutbad. Wie ist Italien beizukommen?

Der Deutsche entscheidet sich für den Krieg. Drei Jahre später tritt er seinen nächsten Zug über die Alpen Richtung Süden an, diesmal mit einem zehnmal so starken Heer: Wohl mehr als 15 000 Ritter sammeln sich unter seiner Fahne.

Barbarossa hat die Zeit genutzt, um sich Bundesgenossen gegen Mailand zu sichern. So sendet etwa Herzog Vladislav

von Böhmen Truppen im Gegenzug für das Versprechen auf die böhmische Königswürde – ein Privileg, das Barbarossa als Kaiser gewähren kann.

Nach kurzer Belagerung unterwirft er Mailand seinem Willen, diesmal beugt sich die Stadt seiner militärischen Macht und sichert ihm ihre Loyalität zu. Damit entgeht sie einer dauerhaften Besetzung.

Aber dieser Triumph reicht dem Herrscher nicht. Er will die politischen Verhältnisse in Oberitalien endgültig ordnen, denn der Konflikt hat sich ja vor allem an der Frage seiner Autorität entzündet: Die kaiserlichen Hoheitsrechte sind bislang nicht systematisch erfasst worden. Es existieren keine Gesetzeswerke, nur mündliche Traditionen, die jeder in seinem Sinne aufzufassen vermag.

Daher bestellt er die Konsuln und Adeligen der Lombardei, darunter auch eine Abordnung aus Mailand, für den 11. November 1158 zu einem Hoftag in Roncaglia ein, einer Siedlung nahe Piacenza an den Ufern des Po.

Vier berühmte Juristen aus der Rechtsschule von Bologna, die vom Kaiser protegiert werden und alles andere als unabhängig sind, ziehen dort die Schriften des spätantiken Imperium Romanum zurate und formulieren in Anlehnung an die Rechte vergangener Imperatoren die Ansprüche des gegenwärtigen Kaisers. Die „roncalischen Gesetze“ sind ein Gelehrtenwerk ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse, ein höchst einseitiger Text, der so gut wie alle Macht dem Staufer zuspricht.

Während im deutschen Teil des Reichs der König stets im Konsens mit den Fürsten zu herrschen sucht (und die auch großen Einfluss auf seine Regierung ausüben), lesen sich die Bestimmungen von Roncaglia wie das Verdict eines Besetzters.

Alle Gerichtsbarkeit sowie die Gewalt, Urteile durchzusetzen, sollen allein beim Kaiser und seinen Verwaltern liegen. Er soll das Recht haben, allgemeine Steuern zu erheben (was vor ihm noch kein mittelalterlicher Kaiser in Italien getan hat), Zölle, Münz- und Markt-rechte festzulegen und, wo es ihm beliebt, Pfalzen zu errichten, also Stützpunkte.

Die Kommunen der Städte sollen zwar bestehen bleiben, müssen aber einen Treueeid auf den Staufer leisten und dürfen sich künftig nicht mehr in Bündnissen zusammenschließen.

Aus Sicht Barbarossas handelt es sich um altes, nun lediglich niedergeschriebenes „Reichsrecht“ – aus Sicht der

italienischen Städte aber um einen maßlosen Eingriff in ihre Eigenständigkeit, zumal das Bilden von Allianzen für sie überlebenswichtig ist.

Als sich Mailand als mächtigste Kommune wegen der Beschlüsse von Roncaglia erneut gegen den deutschen Herrscher auflehnt, lässt Barbarossa alle Bewohner der Stadt zu Reichsfeinden erklären und mobilisiert seine Truppen, erhält sogar Verstärkung von nördlich der Alpen.

Seine Rache trifft Mailands Umland zuerst. Die Soldaten des Kaisers vernichten die Flachs ernte, verbrennen das Getreide, fällen Obstbäume und Weinstöcke, schlachten das Vieh, töten Bauern, schänden deren Frauen. Zudem lässt Barbarossa alle Verbindungen in die Metropole kappen, blockiert oder zerstört alle Brücken und Furten der Flüsse Adda und Po, in deren Mitte Mailand liegt.

Die Belagerer kontrollieren die Straßen und hacken jedem, der die Stadt mit Waren beliefern will, die rechte Hand ab (25 Hände sollen es an einem einzigen Tag gewesen sein).

Wer aus Mailand zu entkommen sucht, und sei es nur, um Holz zu sammeln, erleidet das gleiche Schicksal. Die Versorgung der Stadt bricht zusammen.

Barbarossa erhöht den Druck auf die Eingeschlossenen, setzt auf systematischen Terror: Er lässt Gefangene öffentlich hinrichten, anderen die Nasen abschneiden und die Augen ausstechen, dann schickt er die Entstellten zurück in die Stadt. Die Mailänder sind besonders entsetzt darüber, weil es sich bei den Verstümmelten um Adelige und Bürger höheren Standes handelt, die in Gefangenschaft sonst in der Regel mit Respekt behandelt werden.

Schon zeitgenössische Berichterstatter bemerken die besondere Grausamkeit des Deutschen sowie die Brutalität, mit der er seine Gegner einschütern und zur Aufgabe zwingen will: Anderorts lässt er unter anderem Geiseln als lebende Schutzschilder an einen Belagerungsturm binden und auf die Mauern zuschieben.

Zehn Monate kann Mailand standhalten, dann kapitulieren die Bürger.

Barbarossa inszeniert nun eine öffentliche Unterwerfung, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat: Über den Zeitraum von mehr als einer Woche müssen sich in genau festgelegter Ordnung erst die Konsuln und Ritter Mailands, dann das Fußvolk und die Bürger vor dem Kaiser niederwerfen, in Fußgewändern und mit Asche auf dem Haupt, und ihm die Füße küssen.

Dann lässt der Kaiser die Mauern schleifen und die verhasste Stadt weitgehend zerstören. Die Einwohner werden in Dörfer umgesiedelt, die Schatzkammern geplündert. Der Kanzler des Herrschers, der auch als Erzbischof von Köln wirkt, erhält die größte sakrale Kostbarkeit Mailands zum Geschenk: die (angeblichen) Reliquien der Heiligen Drei Könige, die der Erzbischof in seine Heimatstadt überführen lässt.

Hofdichter vergleichen den Untergang Mailands mit dem von Karthago oder Troja. Spätere Jahresangaben in den kaiserlichen Urkunden werden noch lange mit dem Zusatz „nach der Zerstörung Mailands“ datiert.

Fortan regiert Barbarossa Oberitalien von seinen Pfälzen nördlich der Alpen aus mit harter Hand. Seine Verwalter überbieten sich gegenseitig darin, die Kommunen auszupressen. Alle Städte, die Widerstand leisten, werden bestraft.

„Rothaariger König, Anführer des deutschen Zorns“: So nennen die Menschen in Italien den Staufer. Sogar dem Kaiser verbundene Städte wie Pavia bezeichnen ihn der Tyrannie.

Und so beschließen mehr als ein Dutzend norditalienische Kommunen 1167, dass es besser sei, „in Ehre zu sterben, als in Schimpf und solcher Schande zu leben“: Sie gründen den Lombardischen Städtebund, stellen ein gemeinsames Heer auf und unterstützen einander gegen die Forderungen des Kaisers.

Zudem trägt Barbarossa noch einen zweiten Konflikt aus: mit dem neuen Papst – zumindest einem der beiden.

Denn nach dem Tod Hadrians IV., von dem der Staufer einst gekrönt worden ist, haben sich die Kardinäle auf Druck des deutschen Herrschers in zwei Fraktionen gespalten: eine kaiserfreund-

liche und eine, die dessen Einfluss auf Italien und die Kurie eindämmen will. Beide Seiten haben jeweils einen eigenen Pontifex maximus gewählt.

Der englische Geistliche Johannes von Salisbury wendet sich wortgewaltig gegen Barbarossas Einmischung: „Wer hat die Deutschen zu Richtern über die Völker bestimmt? Wer gab diesen plumpen und ungestümen Menschen die Autorität, einen Fürsten als Schiedsrichter über die Häupter der Menschenkinder zu setzen?“

Alexander III., der Papst der Kaisergegner, schließt noch 1167 einen Pakt mit dem Lombardischen Städtebund.

Daraufhin zieht Barbarossa erneut mit seinen Rittern nach Rom, erobert die Stadt, vertreibt den Gegenpapst und setzt seinen eigenen Kandidaten ein.

Doch dann bricht im Heer eine Epidemie aus, vermutlich die Ruhr. Innerhalb von nur einer Woche fordert sie Tausende Tote. Überstürzt führt der Kaiser seine Truppen wieder zurück nach Norden.

Auf dem Rückweg muss Barbarossa erkennen, dass es in der Lombardei inzwischen zu einer offenen Rebellion gegen ihn gekommen ist.

Sein ohnehin stark dezimierte Heer wird von den Kämpfen mit den aufständischen Stadtstaaten auseinandergerissen, der Kaiser kann sich am Ende kaum mehr als zwei oder drei Tage am gleichen Ort aufzuhalten und muss eines Nachts sogar in der Verkleidung eines

Noch in hohem Alter geht der streitbare Kaiser auf Kreuzzug.
Doch die Stätten des Heiligen Landes erreicht Friedrich I. Barbarossa
nicht: Er stirbt 1190 am Fluss Saleph in Kleinasiens



Pferdeknechts aus seinem Quartier fliehen, weil man einen Anschlag auf sein Leben plant. Aber es gelingt ihm, in die deutschen Lande zu entkommen.

Nein Jahr später zieht er noch einmal nach Italien, es wird sein letzter Heerzug dorthin sein. Wieder kommt es zu einer Schlacht mit dem Lombardischen Städtebund, wieder sind die Truppen des Kaisers zu schwach.

Während der Kämpfe wird Barbarossa vom Pferd gestoßen und „verschwand, vom Sattel gefallen, aus den Augen aller“. Er kann zwar entkommen, aber die Niederlage bedeutet das Ende seiner Gewaltherrschaft in Oberitalien.

Im Jahr darauf kommt es zum Ausgleich mit Alexander III. Barbarossa erkennt ihn als rechtmäßigen Papst an. Teil des Vertrags ist auch ein Waffenstillstand mit dem Städtebund. Sechs Jahre später, im Juni 1183, einigen sich die beiden Parteien auf einen echten Frieden.

Der Kaiser lässt mitteilen, „dass wir den Bund und ihre Anhänger in die Fülle unserer Huld wieder aufgenommen und ihnen alle Beleidigungen und jede Schuld, durch die sie uns zur Entrüstung herausgefordert hatten, milde erlassen“.

Tatsächlich ist das Abkommen alles andere als ein einseitiger Gunsterweis: Barbarossa muss die meisten Gesetze von Roncaglia zurücknehmen und den Kommunen ihre Selbstverwaltung zurückgeben. Umgekehrt geloben die Städte, seine Ehre als Kaiser zu respektieren.

Der Frieden trägt die ganze verbleibende Herrschaft Barbarossas über. Erst sein Enkel Friedrich II. wird rund 50 Jahre später wieder Krieg mit den lombardischen Städten führen – weil sie seine Ehre beleidigt haben.

Historiker rätseln bis heute über Barbarossas Motive seiner Italienpolitik: Sind die Angriffe gegen die reichen Städte in der Lombardei Raubzüge? Wohl nicht, denn die Heerfahrten des Kaisers kosten mehr, als sie einbringen.

Ist es ein Kampf der Monarchie gegen ein Herrschaftssystem, das demokratischen Charakter hat? Oder gar ein Konflikt zwischen Deutschen und Italienern? Beides lässt sich ebenfalls

ausschließen, denn die Menschen des Mittelalters kennen weder die Idee konkurrierender Regierungsformen, noch denken sie in nationalen Dimensionen.

Tatsächlich verfolgt Barbarossa wohl kein politisches Konzept, sondern wird hineingerissen in einen Konflikt, in dem es um Ehre und Rang, Beleidigung und Würde geht.

Was wäre geschehen, fragt der Barbarossa-Biograf Knut Görich, wenn es nicht auch noch geregnet hätte, als die Mailänder das kaiserliche Heer in die Irre führten? Wenn die Ritter zwar hungrig, aber wenigstens nicht nass und frierend auf die angemessene Antwort ihres Herrschers gewartet hätten? Vielleicht wäre die gesamte Italienpolitik des Staufer, die vor allem eine Geschichte der Eskalation war, dann anders verlaufen.

Bis zum Ende des Mittelalters werden die römisch-deutschen Könige den Weg zur Kaiserkrönung nach Rom auf sich nehmen: So lange ist die Erhebung durch den Papst üblich. Der Habsburger Karl V. wird der letzte Kaiser sein, der vom Heiligen Vater gesalbt und gekrönt wird. Doch das geschieht 1530 schon nicht mehr in der Ewigen Stadt am Tiber, sondern in Bologna.

Erst da löst sich das Band, das Kaiser und Papst seit Karl dem Großen aneinandergefesselt hat. Der sakrale Aspekt weicht weltpolitischer Notwendigkeit.

Im Jahr 1189 nimmt Barbarossa noch einmal das Kreuz, um auf Heerfahrt ins Heilige Land zu ziehen: ein inzwischen greiser Mann von fast 70 Jahren. Von Regensburg aus zieht er mit 3000 gepanzerten Rittern und 12 000 Mann Fußvolk ins Byzantinische Reich und setzt über nach Kleinasien.

Doch in der kargen anatolischen Ebene kann sich der riesige Heerzug nicht versorgen, die Krieger essen Rinderhäute, trinken das Blut ihrer Pferde und schleppen sich „in der Hitze ermatet in ihrer verrosteten Rüstung voran“.

Vor allem, um wieder an Vorräte zu gelangen, erobern und plündern die Ritter Konya, die Hauptstadt der Rum-Seldschuken. Dabei soll der greise Barbarossa sich auf seinem Streitross als Erster auf die Feinde gestürzt und sie in die Flucht geschlagen haben.

„Dieser berühmte Mann“, so beschreibt ihn einer der Kreuzfahrer, „hatte rötlichblondes Haupthaar und einen

roten Bart, beides schon altersgrau meliert, markante Augenbrauen, brennende Augen, kurze und breite Wangen.“

Am auffallendsten aber sei sein standhaftes Gemüt, „immer gleichbleibend und unveränderlich, weder von Trauer verdüstert noch vom Zorn verzerrt noch von der Freude gelöst“.

Am Morgen des 10. Juni 1190 begibt sich der römisch-deutsche Kaiser im Königreich Kleinarmenien mit ein paar Fürsten und ortskundigen Führern auf einem Pfad hinab zum Fluss Saleph.

So steil ist der Weg, dass die Männer von den Pferden steigen und zeitweise auf allen vieren kriechen müssen.

Was dann geschieht, erzählt jeder Chronist auf seine Weise: Vielleicht will Barbarossa den Fluss durchschwimmen oder zu Pferd ans andere Ufer reiten, vielleicht auch nur in der Sommerhitze ein Bad nehmen.

Vielleicht verlassen den alten Mann die Kräfte, vielleicht reißt ihn die Strömung fort oder wirft seinen Körper gegen einen Felsen.

In jedem Fall: Er kommt in dem Fluss um. Ein schmähliches Ende für einen Kaiser.

Ein italienischer Rhetor sieht denn auch in Barbarossas Sterben eine „gerechte und verdiente Strafe Gottes“, die den Staufer getroffen habe wegen seiner Kriege gegen die Städte Italiens.

Wie ein Fuchs habe Barbarossa das Königtum erlangt, heißt es in einer Sentenz, die bald nach seinem Tode aufkommt, und regiert habe er wie ein Löwe. Gestorben aber sei er wie ein Hund. ●

Aus Schulzeiten hatte Autor Johannes Stempel, Jg. 1971, von Friedrich I. Barbarossa nicht viel mehr in Erinnerung, als dass der Staufer in einem Fluss ertrank. Und ein paar Verszeilen aus der Sage vom Kaiser Rotbart, der im Kyffhäuser schläft und auf bessere Zeiten wartet: „Und wenn die alten Raben / Noch fliegen immerdar, / So muss ich auch noch schlafen / Verzaubert hundert Jahr.“

LITERATUREMPFEHLUNG: Knut Görich, „Friedrich Barbarossa“, C. H. Beck: die aktuellste und mit 782 Seiten eine der umfangreichsten Biografien des Kaisers.

AUFSTAND

Im März 1495 trifft sich König Maximilian I. in Worms mit den Reichsfürsten. Er braucht Geld ihm die Unterstützung. Sie fordern mehr Mitsprache, ein zentrales Gericht, eine allgemeine Steuer. die Einrichtung eines Reichstags, einer regelmäßigen Versammlung der Reichsstände,



Diese Zeichnungen zeigen einen fiktiven Triumphzug Maximilians, eine Parade wichtiger Personen und Ereignisse seines Lebens (um 1600)

N

Nichts scheint mehr gewiss in diesen Dekaden. Ende des 15. Jahrhunderts treiben gewaltige Umwälzungen Europa in eine neue Zeit. Vorbei ist die Ära der Kreuzzüge, in denen Ritter im Namen Gottes ihre Schwerter gegen Andersgläubige zogen, verblasst der Nimbus der römisch-deutschen Könige und Kaiser als weltliche Schutzherrnen der Kirche und all ihrer Gläubigen. 1453 ist Konstanti-

nopol, die Hauptstadt des byzantinischen Reiches, in die Hände des osmanischen Sultans gefallen; seither bedrohen türkische Krieger das Abendland.

Von Italien und den Niederlanden aus verbreiten Kaufleute und Bankiers eine revolutionäre Form des Wirtschafts, bei der es einzig darum geht, durch geschickten Einsatz von Kapital möglichst hohe Profite zu erzielen. Immer dichter knüpfen sie ihre grenzüberschreitenden Handelsnetze.

Seefahrer, die im Auftrag ihrer Herrscher nach gewinnträchtigen Routen für den Warenimport aus Fernost suchen, eröffnen den Europäern neue, unvorstellbar weite Horizonte: 1488 umsegelt der Portugiese Bartolomeu Diaz die Südspitze Afrikas, bald wird der Seeweg nach Indien offen sein. Vier Jahre später entdeckt der im Auftrag Spaniens

reisende Genueser Christoph Kolumbus im Westen einen neuen Kontinent.

Zugleich rauben Intellektuelle, die die Ideale der Antike für sich wiederentdeckt haben, der Kirche ihre Deutungshoheit in der geistigen Welt, feiern diese „Humanisten“ den freien Christenmenschen als wichtigsten Maßstab.

Und der um 1450 erfundene Buchdruck mit beweglichen Lettern sorgt dafür, dass aufrüttelnde Gedanken wie diese sich in rasanter Geschwindigkeit in großen Teilen Europas ausbreiten.

Wie ein Ungetüm aus der Vergangenheit ragt das Heilige Römische Reich in diese Epoche des Aufbruchs: ein schwer zu regierendes Herrschaftsgebilde, das keine Hauptstadt hat und nicht einmal klare Grenzen.

der Fürsten

für seine Kriege, doch die Herzöge, Grafen, Bischöfe und Vertreter der Städte verweigern
Fast fünf Monate lang ringen sie mit dem Monarchen um Reformen – und erzwingen schließlich
die das römisch-deutsche Reich bis zu seinem Ende prägen wird — Von INSA BETHKE



Der König und seine Familie reisen in einem prächtigen Wagen: Das Auftragswerk soll Maximilians Taten für die Nachwelt erhalten

Sein Kern, die deutschen Lande, ist zersplittert in Hunderte Herzogtümer, Grafschaften, Städte, Dörfer, Bistümer, Klostergüter, in denen Herren mithilfe eines über Jahrhunderte gewucherten Geflechts aus Gewohnheitsrechten regieren. Einzig der Treueschwur an den Kaiser als Monarchen von Gottes Gnaden und Patron der abendländischen Christenheit eint die Fürsten.

Doch in diesen Jahren kommt ihr Oberhaupt nicht einmal mehr seiner wichtigsten Pflicht nach: für Ordnung und Sicherheit zu sorgen. Vielerorts gilt nur das Recht des Stärkeren. Jeder Herrscher verfolgt seine eigenen Interessen.

Fehden zwischen Adelsfamilien verwüsten etliche Landstriche. Zahlreiche Ritter haben sich auf Raub verlegt,

weil immer mehr geworbene Söldnertruppen mit Artilleriegeschützen statt der schwer gerüsteten Reiterkrieger die Schlachten Europas schlagen.

Wer durch dieses Reich reist oder Waren transportiert, riskiert oft sein Leben. Schlimmer noch: Über den Balkan dringen die Osmanen immer wieder in Richtung Wien vor, auf die Residenzstadt der Habsburger, die seit einem halben Jahrhundert den König stellen.

Zudem ist Frankreichs Herrscher Karl VIII. im Herbst 1494 in Italien einzmarschiert. Zwar gibt der Monarch vor, lediglich seine Erbansprüche im fernen Königreich Neapel durchsetzen zu wollen, doch befürchten viele im Reich, dass Karl bald auch auf Territorien in Oberitalien ausgreifen wird, die zum mindest nominell dem römisch-deutschen Herrscher unterstehen.

In dieser Situation, so empfindet man es bei Hof, bräuchte das Reich einen König, der durchgreift, der zeigt, dass er seine Rolle als Schutzherr des Imperiums und seiner Glieder ausfüllt, einen Feldherrn mit einem schlagkräftigen Heer.

Doch Maximilian I., Erzherzog von Österreich und seit 1493 alleiniger Herrscher über das römisch-deutsche Reich, hat nichts in der Hand, um die Gefahren abzuwehren. Die Kriegskasse der Habsburger ist nach langjährigen Kämpfen der Dynastie mit den Ungarn im Osten und den Franzosen um die burgundischen Besitzungen im Westen leer.

Zudem haben die Kaiser in der Vergangenheit einen Großteil der Ländereien im Reich, die ihnen direkt unterstellt

waren, verpfändet und erzielen aus ihnen schon lange keine Einnahmen mehr. Maximilian braucht dringend Geld.

Ende November 1494 ruft er die Reichsstände, also alle geistlichen und weltlichen Fürsten in den deutschen Landen sowie die Vertreter von 33 Städten, zu einem Treffen nach Worms: um ihnen die Mittel und die Soldaten abzuringen für seine Kriegspläne.

Es ist Maximilians erster Hoftag.

Und es wird nichts so kommen, wie es der König erwartet.

Brandenburg ein Haus nahe des Fischmarktes im Südosten der Stadt. Nur einen Steinwurf entfernt glänzt das Wappen des Mainzer Erzbischofs Berthold von Henneberg an einer Fassade.

Als Reichserzkanzler ist Henneberg für die Ausstellung von königlichen Urkunden zuständig und hat für sich und seine Mitarbeiter gleich zwei benachbarte Wohnhöfe reserviert.

Jedes Haus, so hat es Maximilian zuvor angeordnet, muss für die Dauer des Hoftages Gäste aufnehmen; auch die Klöster halten Betten vor. Für den Tross der Fürsten, für Musikanten, Stallknechte, Schmiede und Köche, sind Zelte

obwohl noch längst nicht alle Delegationen eingetroffen sind, eröffnet er am 26. März den Hoftag mit einer Versammlung im Ratssaal (der König will keine Zeit verlieren und wartet daher nicht auf jene Teilnehmer, die erst in den folgenden Wochen hinzustoßen werden).

Ein Vertrauter Maximilians malt den Anwesenden aus, welche Gefahren dem Reich drohen – aber auch dem Papst, ja der gesamten Christenheit –, und bittet anschließend im Namen des Königs um Geld und Truppen.



Ein Karren im Tross trägt Trophäen aus einer siegreichen Schlacht in der Oberpfalz, an die das Schaumbild erinnert

Am späten Nachmittag des 18. März 1495 dröhnen der Hufschlag von Pferden und das Klirren von Rüstungen durch Worms. Mit seinem Gefolge aus Rittern und anderen Adeligen hält Maximilian Einzug in die Bischofsstadt am Westufer des Rheins. 36 Jahre ist er alt, markant das lange, vorgeschoßene Habsburgerkinn, die Hakennase.

Der Zug nimmt den Weg durch die nördliche Vorstadt. An vielen Bürgerhäusern, die den Weg säumen, prunken provisorische Wappenschilder: Die markierten Gebäude sind für die Dauer des Hoftages als Unterkünfte angemietet.

Der Herzog von Lothringen etwa hat sich die Residenz eines früheren Bürgermeisters neben dem Dominikanerkloster gesichert, Markgraf Friedrich von

errichtet und notdürftige Behausungen außerhalb der Stadtmauern zusammengezimmert worden.

Alles ist genau geregelt. Vier Weißpfennig kostet ein Bett für zwei Personen pro Nacht, ebenso viel eine Mahlzeit inklusive Dessert und Wein; für eine Morgensuppe mit Fischeinlage sind anderthalb Weißpfennig zu bezahlen.

Vor dem ehemaligen Haus der Münze, einem mit Spitzbögen verzierten Bau im Zentrum, kommt der Tross zum Stehen. Die Wormser Ratsherren heißen den König feierlich willkommen und geleiten ihn anschließend – von einem prächtigen Baldachin beschirmt – zu seinem Quartier, nur wenige Meter entfernt im Bischofshof am Dom.

In den Tagen darauf zeigt sich Maximilian in der Stadt, empfängt Besucher und begrüßt eingetroffene Fürsten. Und

Die Antwort folgt schon am nächsten Tag. Und sie ist schockierend: Die Fürsten und Führer der Reichsstädte werden erst dann über Geld reden, wenn sie vollständig versammelt sind. Bis dahin wollen sie mit Maximilian über eine Neuordnung des Reiches beratschlagen.

E

Es ist der Beginn eines Ringens um Macht und Einfluss, um Privilegien und Mitsprache, das viele Monate andauern

wird. Eines Kampfes, an dessen Ende die Fürsten und Städte eine feste politische Teilhabe an der Herrschaft erstritten haben werden – und das Imperium der Deutschen erstmals ein rechtsstaatliches Fundament bekommt.

Dieses Reich nimmt gegen Ende des 10. Jahrhunderts erste Formen an, als die Dynastie der Ottonen im Ostfrankenreich die römische Kaiserwürde auf Generationen in ihren Besitz bringt.

Die Fürsten der Gebiete, aus denen das Reich besteht, etwa die Herzöge von

Immer mal wieder versammelt der oberste Herrscher daher seine Vasallen zum Hoftag, um mit ihnen über Kriegs- oder Bündnispläne zu sprechen, Heere gegen auswärtige Feinde aufzustellen, Lehen zu vergeben oder über Streitigkeiten und Machtkämpfe innerhalb des Reiches zu beraten und zu befinden.

Einen festen Ablauf oder Ort für die Hoftage gibt es nicht. Selbst die Teilnehmer wählt der Kaiser von Fall zu Fall nach Gutdünken aus – je nachdem, welche Fürsten ihm für seine Pläne nützlich sind oder zufällig in der Nähe weilen.

Doch auf die Herrschernachfolge können die Fürsten Einfluss nehmen,

Um sich durchzusetzen, buhlen beide Oberhäupter um die Gunst des Papstes. Der Heilige Vater votiert für den Welfen, nutzt seine Rolle als Schiedsrichter aber vor allem, um den Einfluss der Päpste auf das Reich zu stärken: Per Dekret verkündet er, dass der Heilige Vater künftig bereits bei der Auswahl der Kandidaten befragt werden muss.

Auch nach dem Tod des Staufers Friedrich II. im Jahr 1250 erschüttern Thronkämpfe und Konflikte zwischen rivalisierenden Adelsgeschlechtern das



Adelige bekleiden symbolische Hofämter, etwa als Koch oder Barbier. Insgesamt besteht der Zyklus aus 109 Miniaturen

Schwaben und Bayern, binden die Monarchen durch persönliche Treueide an sich: Die Vasallen erkennen den König und Kaiser als den obersten Wahrer von Recht und Frieden an, empfangen von ihm Ländereien, Ämter und Privilegien wie etwa das Recht, Zölle zu erheben. Im Gegenzug sind sie als Lehensmänner verpflichtet, ihm in Notzeiten Rat und militärische Hilfe zu leisten.

Auch Bischöfe, Grafen, Äbte und Kleinadelige binden die Herrscher im Lauf der Jahrhunderte so an sich.

In den Territorien der einzelnen Fürsten aber hat der jeweilige Monarch nicht viel zu sagen: Sie regieren eigenständig. Der Kaiser ist ohnehin meist fern, zu groß ist sein Imperium, um überall präsent zu sein.

denn im Prinzip ist das Reich eine Wahlmonarchie. Mächtigen Geschlechtern wie den Ottonen und nach ihnen den Saliern und Staufern gelingt es zwar, zeitweilig die Königswürde in der eigenen Dynastie zu halten, aber auch sie können sich nicht gegen den Willen der höchsten Fürsten im Reich an der Macht halten. Stirbt ein Geschlecht aus, wie 1024 das der Ottonen, wählen die Fürsten einen aus ihrer Mitte zum König.

Dabei kommt es mehrmals zu Thronstreitigkeiten. Als etwa Kaiser Heinrich VI. 1197 unerwartet früh stirbt und mit einem zweijährigen Sohn keinen geeigneten Nachfolger hinterlässt, wählen zwei rivalisierende Parteien binnen weniger Monate den Staufer Philipp von Schwaben sowie Otto aus dem Geschlecht der Welfen zu römisch-deutschen Königen.

Reich. Mehr als 60 Jahre lang führt kein Herrscher mehr den Kaisertitel.

Erst ab etwa 1350 gelingt es König Karl IV., das Reich wieder zu stabilisieren: Mit diplomatischer Raffinesse und rastlosen Reisen durch das gewaltige Imperium vereint er die Fürsten hinter sich und vereinbart mit ihnen 1356 auf einem Hoftag ein Regelwerk für die Königswahl – die nach ihrem kostbaren Siegel benannte „Goldene Bulle“.

Dieses erste Verfassungsdokument des Reiches legt fest, welche Fürsten den König wählen dürfen: die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier sowie der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der böhmische König und der Markgraf von Brandenburg. (Warum gerade sie das Recht zur Königswahl er-

halten, ist bis heute ungeklärt; später wird sich ihre Zahl auf neun erhöhen.)

Der Ablauf der Wahl ist genau geregelt. So gibt der Erzbischof von Trier die erste Stimme ab, der Mainzer Erzbischof die letzte. Er ist es auch, der als Wahlleiter das Gremium zusammenruft und dessen Sitzungen organisiert.

Mit dem Kurfürstenkollegium entsteht erstmals ein fester Rat auf Reichsebene. Seine Mitglieder dominieren den engsten Beraterkreis um den König, besetzen wichtige Hofämter – und erhalten

dieren Reichsfürsten wie der Pfalzgraf bei Rhein unbehelligt ihre Territorien, rauben schwächeren Adeligen Burgen, Rechte und Ländereien.

Auch viele Ritter, einstmal die Kriegerelite des Reiches und als solche von bescheidenem Wohlstand, werden in die Armut gedrängt, weil benachbarte Herren sie ihrer Ländereien und Privilegien berauben – aber auch, weil ihre Dienste als Krieger nicht länger gefragt sind. Söldnerheere treten an ihre Stelle.

Und so verdienen nun viele Ritter ihren Lebensunterhalt mit mutwillig vom Zaun gebrochenen Fehden, mit Raubzügen und Plünderungen.

nung in Rom wird er 19 Jahre lang die Stammlande seiner Dynastie in Österreich und der Steiermark nicht verlassen: Zu groß sind die eigenen Probleme, als dass er sich um das Reich und dessen Belange kümmern könnte.

Der Herrscher ringt um die ungarische Krone, ficht innerfamiliäre Machtkämpfe aus, streitet mit Adeligen um die Rückzahlung von Schulden.

Als die Osmanen 1453 Konstantinopel erobern und nach Mitteleuropa vordringen, ruft er zwar mehrfach die



Reiter mit ihren Lanzen: Maximilian will auf dem Schlachtfeld vor allem den Ruhm seiner Dynastie mehren

die Hoheit über die Rechtsprechung in ihren eigenen Territorien.

Ansonsten können die Könige jeden Prozess von einem Land- an das um 1235 entstandene Hofgericht ziehen. Doch die Behörde, bestehend aus einem vom Herrscher bestimmten Oberrichter sowie Schöffen und Kanzlisten, reist mit dem König durch die Lande. Und nur selten ist der Monarch dort, wo ein Urteil gerade nötig wäre.

Ihre Ehre, Ländereien, Ämter und Rechte verteidigen viele Adelige daher mit einem brutalen, aber legalen Mittel der Selbstjustiz: der Fehde.

Nach 1400 weiten sich die Scharmützel mancherorts zu regionalen Kriegen aus, die vor allem den Westen der deutschen Lande verheeren. Dort aron-

Verhängte Landfrieden sind nicht von Dauer. Es fehlt an einer Autorität, die sie durchsetzen könnte. Dabei sind die Landesherren durchaus an einer Waffenruhe interessiert. Denn die Fehden sind kostspielig und gefährden den Handel. Doch das Reich ist zu schwerfällig, zu uneins für Reformen, und die Herrscher nach Karl IV. sind zu schwach.

Fürsten zu einem gemeinsamen Krieg auf. Doch er findet kaum Gehör.

Nur ein einziges Mal kommen die Fürsten in dieser Zeit ihrer Beistandspflicht nach: Als Friedrich III. an sie appelliert, als „deutsche Nation“ gegen die bis zum Niederrhein vorgedrungenen Burgunder einzuschreiten. (Es ist der erste Beleg für den Gebrauch des Begriffs „deutsche Nation“ durch den Herrscher. Kanzlisten werden die Formel erstmals 1512 in die offizielle Titulatur des Reiches aufnehmen, als „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation“.)

Die Gefahr von außen aber bleibt. Als Friedrich III. im Jahr 1493 stirbt, bedrohen die Osmanen Ungarn, fallen immer wieder in die Steiermark und den Osten Österreichs ein.

D

Das ändert sich auch nicht, als mit Friedrich III. erstmals ein Habsburger 1452 die Kaiserwürde erlangt. Nach seiner Krö-

Noch im selben Jahr tritt Friedrichs Sohn Maximilian seine Alleinherrschaft als römisch-deutscher König an, überzeugt von dem Auserwähltsein der habsburgischen Dynastie, die ihm als „das edelste Blut auf Erden“ gilt.

Er hat nun eine Machtposition erreicht, die seinem Geltungsdrang entspricht: Schon als Jugendlicher ist er von seinem Vater dafür getadelt worden, leichtsinnig und maßlos zu sein. Oft inszeniert er sich als kühner Held, brilliert bei Ritterturnieren und Jagden.

Ende November 1494 fordert der König daher per Sendschreiben alle Fürsten und die 33 Reichsstädte in den deutschen Landen auf, sich bewaffnet und mit ihren Mannschaften in Worms zu versammeln: zu einem Hoftag, „der über 14 tag nicht weren sol“. Anschließend will er sofort nach Rom ziehen.

Worms, 27. März 1495. Im Ratssaal lässt Maximilian durch einen Sprecher seine Forderungen präzisieren: Der König benötige neben einer „eylenden hilf“ für den Feldzug in Italien eine auf zehn bis zwölf Jahre angelegte „bestendige hilf“, um das Reich langfristig vor den Franzosen und Osmanen zu schützen.

wenig erforscht): Von Zeit zu Zeit treffen sich alle Anwesenden zu einer morgendlichen Plenumssitzung im großen Ratssaal, wo der König seine Forderungen verlesen lässt oder Gesandte des Papstes sowie Vertreter aus Neapel und Mailand Klagen über das Vorrücken der Franzosen vortragen.

Anschließend ziehen sich die Kurfürsten, die übrigen Fürsten sowie die Gesandten der Städte in der Regel zu getrennten Beratungen zurück: die beiden Adelsfraktionen in jeweils eigene



Schiffsmodelle symbolisieren Seeschlachten des Königs. Seine größten Erfolge erzielt er jedoch durch seine Heiratspolitik

Zugleich treibt ihn ein unbeirrbarer Fortschrittsglaube. Er verehrt die Künstler der Renaissance, beruft humanistische Gelehrte an seinen Hof, modernisiert die Verwaltung seiner Besitzungen und beschäftigt sich mit den Vorteilen eines stehenden Heeres.

Zu seinem ersten wichtigen außenpolitischen Projekt macht der junge König den Kampf aller christlichen Mächte gegen die Osmanen. Die dafür notwendige Autorität will er sich in Rom sichern, mit dem Empfang der Kaiserwürde durch den Papst.

Ohne Unterstützung der deutschen Reichsfürsten aber kann sich Maximilian unmöglich auf der Apenninen-Halbinsel durchsetzen, geschweige denn gegen die Türken bestehen.

Zu Verhandlungen über die Missstände im Reich sei Maximilian durchaus bereit – erwarte jedoch, dass sich die Fürsten dafür bei der Bewilligung der Türkensteuer umso großzügiger zeigten.

Doch die Anwesenden weichen seinem Appell erneut aus; zunächst brauche das Reich eine „aufrichtig, beständig ordnung und wesen“, lassen sie ihn wissen.

Maximilian ist erpressbar geworden. Im Gegensatz zu seinem Vater kann er die Forderungen in dieser gefährlichen Situation nicht mehr einfach ignorieren. Er muss eine Einigung mit den Fürsten und Städten finden.

Aber ein Konsens besteht zunächst lediglich darüber, wie die Verhandlungen überhaupt geführt werden sollen. Rasch etabliert sich in etwa folgender Ablauf (wie genau einzelne Ergebnisse bei den Beratungen erzielt werden, ist bis heute

Räume im Bürgerhof, die Städtegesandten in das benachbarte Haus der Schuhmacherzunft.

Haben die Städtevertreter eine gemeinsame Position gefunden, tragen sie Reichserzkanzler Berthold von Henneberg das Verhandlungsergebnis vor, der sie bei dieser Gelegenheit meistens über den aktuellen Stand der Verhandlungen in den Fürstengremien informiert.

Großen Einfluss haben die städtischen Gesandten jedoch nicht: Die Fürsten nehmen ihren Standpunkt lediglich zur Kenntnis, alle wichtigen Entscheidungen fallen die Adeligen unter sich.

Doch für die Vertreter der Städte ist es schon ein Erfolg, dass sie überhaupt auf einem Hoftag angehört werden – erst seit wenigen Jahrzehnten dürfen sie

regelmäßig an diesen Reichsversamm-lungen teilnehmen.

Parallel zu den Verhandlungen arbeitet ein vom Erzkanzler eingesetzter Ausschuss in vertraulichen Sitzungen erste Entwürfe für eine Reichsreform aus. Das von den Kurfürsten geführte Kollegium will unter anderem die Rechtshoheit vom König auf ein ständisch besetztes, an einem festen Ort tagendes Reichsgericht übertragen und zudem die Bevölkerung über eine allgemeine Steuer, den „Gemeinen Pfennig“,

dem unter anderem Venedig und der spanische König angehören. Auch Maximilian hat sich der Liga angeschlossen, denn er sieht nun nicht mehr nur seine norditalienischen Besitzungen in Gefahr: Karl VIII. könnte angesichts seiner Erfolge in Italien versuchen, die Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches an sich zu reißen.

Die Furcht vor dem Franzosen dominiert nun die militärischen Überlegungen. Von der Türkengefahr ist dagegen kaum noch die Rede.

Wortreich beschreiben zwei Sprecher Maximilians am 24. April die Lage auf der Apenninen-Halbinsel vor den

der Reformverhandlungen. Die aber geraten nach diesem ersten Kompromiss ins Stocken.

Es folgen Wochen, in denen die Stände mit dem König – aber auch untereinander – erbittert um Details der künftigen Reichsordnung streiten.

Die mächtigen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg etwa sperren sich gegen eine ständische Regierung und ein zentrales Gericht, weil sie um ihre starke Stellung im Reich fürchten. Die Versammlung der übrigen Fürsten



Wagen mit Musikanten begleiten den von seinen Gefolgsleuten gefeierten König, hier die Hofkapelle

an den Kosten für die neue Institution, aber auch den Türkenzug beteiligen.

Der Gemeine Pfennig ist Hennebergs Idee – wie auch ein noch weitaus gewagteres Projekt: Der Erzkanzler will ein „Reichsregiment“, einen ständisch besetzten Regierungsrat mit festem Sitz in Frankfurt, an die Spitze des Reiches rücken (was einer Entmachtung des Königs gleichkäme).

Der jedoch ist in Worms mit ganz anderen Fragen beschäftigt. Denn die Lage in Italien hat sich zugespielt: Frankreichs Herrscher Karl VIII. hat Neapel ohne größere Schwierigkeiten einnehmen können und wird nun zu einer Bedrohung für ganz Italien. Auf Initiative des Papstes hat sich die „Heilige Liga“ gegründet, ein Militärbündnis,

Vertretern der Reiche, drängen sie auf finanzielle Unterstützung für die Heilige Liga. Doch die Stände zeigen sich unbeeindruckt: Noch am selben Tag kommen sie überein, Maximilian ohne Reformzusagen keinerlei Hilfe zu gewähren.

Immer wieder drängt der Herrscher nun auf sofortige Geldzahlungen, bietet sogar an, eine jetzt geleistete Unterstützung auf die geplante Steuer anzurechnen. Denn aus Italien erreichen ihn schon bald neue Nachrichten: Am 4. Mai ist Karl VIII. in Rom eingezogen.

150 000 Gulden will Maximilian binnen sechs Wochen von den Ständen einsammeln – so viel würde ihn ein Heer von 3000 Söldnern für ein Jahr kosten.

Zwar bewilligt die Versammlung die Soforthilfe nach einigen Diskussionen tatsächlich, koppelt die Auszahlung aber an einen erfolgreichen Abschluss

wiederum will verhindern, dass die Kurfürsten maßgeblich das Personal der neuen Justizbehörde bestimmen. Gleichzeitig debattieren die Gesandten der Städte – die meisten Kommunen sind durch Handel reich geworden – über die Verteilung der steuerlichen Last aus dem Gemeinen Pfennig.

Immer wieder passt Berthold von Henneberg die Reformentwürfe an, lässt seine Schreiber Skizze um Skizze ausfertigen. Unermüdlich versucht er, die Debatten am Laufen zu halten, um endlich einen Abschluss zu finden.

Der Erzkanzler lässt Schriftstücke und inoffizielle Informationen zwischen dem König im Bischofshof, den Adelsfraktionen im Bürgerhof und den Städtegesandten im Schuhmacherhaus hin und

her tragen, ruft die Stände immer wieder zu getrennten Beratungen auf, lagert einzelne Streitpunkte in Vermittlungsausschüsse aus.

So zäh und ermüdend ist das Prozedere, dass die oberbayerischen Gesandten ihren Herzog am 8. Juni bitten, sie vorzeitig aus Worms abzuberufen (was der ihnen allerdings verwehrt).

Bis Anfang Juni haben sich die Stände untereinander immerhin geeinigt, wie die künftige Landfriedensordnung und das Reichsregiment ungefähr aus-

der König will die künftige Justizbehörde unbedingt an seinem Hof halten, unter seiner direkten Kontrolle – ebenso wie das Regiment, unter dem er sich eine Art Beratungsgremium ohne gesetzgeberische Befugnisse vorstellt.

Naturgemäß ist das Reichsregiment der größte Streitpunkt in Worms. Der Monarch muss unter allen Umständen verhindern, dass die Stände ihm eine Regierungsbehörde an die Seite stellen, wenn er seinem Anspruch als universaler Herrscher gerecht werden will.

Maximilian, der zukünftige Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, im Selbstverständnis noch immer der mächtigste Herrscher des Abendlandes, gängelt von einem Rat? Undenkbar!

des künftigen Besteuerungsverfahrens ausarbeitet, finden im hochsommerlichen Worms nun endlich all jene prunkvollen Zeremonien und Feste statt, auf die die Gäste und auch die Bewohner der Stadt wegen der schleppenden Beratungen seit Monaten vergebens gewartet haben.

Mehrmals ist Maximilian jetzt mit seiner Krone, dem Reichsapfel und Zepter auf dem Marktplatz zu sehen, wo er Huldigungen empfängt, Adeligen Titel und Ländereien verleiht und verdiente Bürgermeister zu Rittern schlägt.



Erhoffter Triumph: Maximilian will Mähren und Portugal (hier deren Banner) für Habsburg gewinnen

schen sollen. Nun muss Maximilian Stellung zu ihren Entwürfen beziehen. Doch der König bleibt eine Antwort schuldig.

Dagegen lässt er der Versammlung wieder und wieder die dramatische Lage in Italien schildern, schickt gar die venezianischen Gesandten, die ihn selbst beständig unter Druck setzen, zu Einzelgesprächen mit den Großen. Die aber beharren auf ihrer Haltung, ohne Reformzusagen nicht zu zahlen.

„Diese Deutschen sind Bestien, ja mehr als Bestien“, kommentiert Maximilian seine verzweifelte Lage.

Um dem Papst endlich die versprochenen Söldner schicken zu können, stimmt er schließlich der Einrichtung eines Kammergerichts sowie einem Reichsregiment grundsätzlich zu. Doch

tigste Herrscher des Abendlandes, gängelt von einem Rat? Undenkbar!

Die Sache kommt in einen Vermittlungsausschuss. Und erst als das Gremium die Pläne für ein Reichsregiment Anfang Juli fallen lässt, weil seine Mitglieder einsehen, dass das Vorhaben nicht zu realisieren ist, kommt wieder Bewegung in die Verhandlungen. Die Fürsten verlegen sich nun auf die für Maximilian weniger bedrohliche Forderung, künftig jährlich zu einem „Reichstag“ zusammenzukommen, um über alle wichtigen Angelegenheiten zu beraten.

Gut möglich, dass sich die Lage auch deshalb entspannt, weil einige Fürsten inzwischen dem Druck nachgegeben und ihren Anteil an der Soforthilfe für den Krieg des Königs bezahlt haben.

Während ein Ausschuss um Erzkanzler Henneberg die letzten Details

Im Anschluss messen sich Fürsten im Kampf mit Lanze und Schwert. Maximilian geht auf die Jagd oder vergnügt sich mit seiner Ehefrau im Tanzhaus neben dem Turnierplatz.



Am 4. August 1495, mehr als vier Monate nach Beginn der Verhandlungen, akzeptiert er die Reformatwürfe. Drei Tage später erhält die neue Reichsordnung durch sein Siegel Gesetzeskraft.

In einigen Kernforderungen haben sich die Stände durchgesetzt. Mit der Landfriedensordnung wird die Fehde unter Androhung der Reichsacht und des Verlusts von Leib und Gut auf alle Zeiten verboten; Streitfälle dürfen nur noch gerichtlich geregelt werden, nicht mehr mit Gewalt.

Verstöße gegen diesen „Ewigen Landfrieden“ soll ein mit Adeligen und Rechtsgelehrten besetztes Kammergericht ahnden. Es ist in erster Instanz für die Reichsstände zuständig und in

(mit Ausnahme einer reichsweiten Steuer, die ein Fürstentag 1427 zur Bekämpfung Aufständischer in Böhmen ausgerufen hatte, die aber nur wenige Wochen bestand).

Zudem willigt Maximilian ein, die Versammlung der Fürsten und der Städte als „Reichstag“ zu einer regelmäßigen Einrichtung zu machen.

Sie sollen künftig einmal pro Jahr unter der Leitung des Mainzer Kurfürsten zusammenkommen und unter anderem darüber abstimmen, mit welchen Staaten das Reich Krieg führt oder Frieden schließt, wofür die Reichssteuern verwendet und wie Verstöße gegen die

und dessen Verbündeten für den Kampf gegen Frankreich zugesagt hat.

In der Nacht auf den 11. September, fast sechs Monate nach der Eröffnung des Wormser Treffens, reist Maximilian als einer der letzten Teilnehmer in Richtung Frankfurt am Main ab.

Kurz darauf nimmt das Reichskammergericht dort seinen Dienst auf. Bereits im Herbst 1495 finden sich die ersten Kläger ein, darunter zwei Kölner Bürger, die seit Jahren um ein Gartengrundstück streiten.



Ein Bote auf einem Fabelwesen führt den Zug an, zwei Pferde tragen eine Maximilian gewidmete Tafel

zweiter für all jene Reichsbewohner, die vor einem Landgericht kein Recht gefunden haben. Das ist eine Entscheidung epochalen Ausmaßes: In den deutschen Landen wacht nun nicht mehr der Herrscher allein über Frieden und Gerechtigkeit, sondern eine vom Hof weitgehend unabhängige Justizbehörde.

Das neue Gericht soll in Frankfurt tagen und über den zunächst auf vier Jahre bewilligten Gemeinen Pfennig finanziert werden. Beamte der Landesherren sollen die Steuer in den Pfarreien des Reiches, nach Vermögen gestaffelt, von allen Bewohnern im Alter über 15 Jahren einziehen und an eine zentrale Behörde weiterleiten.

Es ist die erste auf Dauer angelegte Geldzahlung an eine Reichsinstitution

Landfriedensordnung gehahndet werden sollen. Zwar werden die Beschlüsse des Gremiums erst durch die Zustimmung des Königs rechtsgültig – doch gegen den Willen der Stände kann dieser nun kaum noch etwas unternehmen.

So heißt der Verlierer von Worms: Maximilian.

I

Immerhin – nach der Einigung über die Reichsreform versprechen ihm die Stände eine Bürgschaft über weitere 150 000 Gulden für die Söldner, die er dem Papst

Mit den Wormser Reformen erhält das Heilige Römische Reich nach mehr als einem halben Jahrtausend seines Bestehens erstmals ein Gerüst rechtsstaatlicher Normen und Institutionen – wenn auch nicht alle Beschlüsse umgesetzt werden. So torpediert Maximilian das ständische Kammergericht, indem er bereits 1498 eine zweite zentrale Justizbehörde einrichtet, den Reichshofrat, das er selbst als oberster Richter kontrolliert.

Auch der Reichstag kommt, anders als beschlossen, in den folgenden Jahrzehnten nicht jährlich, sondern in unregelmäßigen Abständen und im Durchschnitt nur alle drei Jahre zusammen.

Dennoch bringt die neue Institution schon bald etliche reichsweit gültige Gesetze auf den Weg, darunter Regelun-

gen für das Münz- und Kreditwesen, Handwerks- und Gewerbeordnungen.

Erst gut 150 Jahre später wird sich der „Immerwährende Reichstag“ in Regensburg etablieren: Nach einem langwierigen Streit zwischen Fürsten und König über verfassungspolitische Fragen geht der Reichstag nicht mehr auseinander und entwickelt sich so allmählich zu einem permanent tagenden Gremium, in dem Gesandte der Fürsten und Städte und ein vom Kaiser ernannter „Prinzipalkommissar“ miteinander verhandeln.

Um das Reich leichter verwalten zu können, wird es Anfang des 16. Jahrhunderts in zehn Kreise unterteilt, mit eigenen Hauptmännern, Kassen und Kanzleien. Diese Verwaltungseinheiten, anfangs nur für die Durchsetzung zentraler Gerichtsurteile und der Landfriedensordnung zuständig, übernehmen nach und nach immer mehr staatliche Aufgaben – bis hin zur Sicherung der äußersten Reichsgrenzen.

Auch das in Worms erprobte Beratungsverfahren in getrennten Versammlungen bewährt sich: Die Kurfürsten, Fürsten und Städtevertreter geben ihr Votum zu einer bestimmten Frage jeweils der Reihe nach ab, angefangen beim ranghöchsten Mitglied ihrer Kurie. Bildet sich auf diese Weise keine Mehrheit, wird das Abstimmungsverfahren wiederholt. Anschließend tauschen sich die Kurien untereinander so lange aus, bis sie dem König einen gemeinsamen Beschluss vorlegen können, der durch dessen Unterschrift rechtskräftig wird.

Nur ein Projekt scheitert: der Gemeine Pfennig, der den Kaiser unabhängig gemacht hätte von den immer neu einzuholenden Steuerbewilligungen der Stände. Viele Fürsten weigern sich, die Finanzhoheit über ihre Länder abzugeben, und zur Einrichtung der geplanten Steuerbehörde kommt es nie.

1521 wird das Steuerwesen auf Pauschalbeiträge umgestellt, die die Länder und Städte nach ihren eigenen Regeln aufbringen.

So gelten im Reich nun zwar erste rechtsstaatliche Prinzipien, doch anders als etwa Frankreich, dessen Könige fast uneingeschränkt über ihre Untertanen herrschen, über ein schlagkräftiges stehendes Heer und Einnahmen aus der

modernsten Steuerbehörde Europas verfügen, bleibt es dennoch bis zu seinem Ende im August 1806 ein schwer zu regierendes Monstrum – ohne funktionierende reichsweite Verwaltung, ohne eigene Polizeibeamte, Ministerien und Soldaten.

M

Maximilian verfolgt auch nach dem Treffen in Worms seinen Traum weiter, sich südlich der Alpen durchzusetzen und in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Doch ein Feldzug, zu dem er 1496 gegen die Franzosen aufbricht, ohne vom Reichstag die versprochenen Gelder bekommen zu haben, scheitert kläglich.

Erst 1508 unternimmt er einen weiteren Versuch, die ersehnte Kaiserwürde zu erlangen. Aber bereits in Trient, wo er seine Truppen sammelt, erfährt er durch Kundschafter, dass ihm die Gegner mit überlegenen Heeren entgegentreten werden; Rom zu erreichen scheint aussichtslos.

Kurzentschlossen lässt er sich daher im Dom der norditalienischen Stadt von den anwesenden Fürsten und Heeresführern zum „Erwählten römischen Kaiser“ proklamieren.

Eingebunden in mehrfach wechselnde Bündnisse, fällt Maximilian in den folgenden Jahren immer wieder nach Italien ein – ohne sich dort aber jemals durchsetzen zu können.

Das Geld für seine Kriege presst er nun vor allem seinen Erblanden ab, die er damit an den Rand des Ruins treibt; zudem häuft er bei Handelshäusern riesige Schulden an.

Seine größten Erfolge aber erringt der österreichische Herrscher fernab der europäischen Schlachtfelder: Durch eine geschickte Heiratspolitik schafft er die Grundlagen für den Aufstieg des Hauses Habsburg zur stärksten Macht Europas.

Mit seiner ersten Ehe hat er die burgundischen Niederlande gewonnen, die zweite trug ihm zumindest zeitweilig ein profitables Bündnis mit Mailand ein. Und Ungarn sichert Maximilian seiner Familie durch Ehen, die er zwischen

zwei seiner Enkel und den Kindern des dortigen Königs stiftet.

Geradezu visionär erscheint Maximilians Entscheidung, seine beiden ältesten Kinder mit Infantern auf der Iberischen Halbinsel zu vermählen, um so ein gegen Frankreich gerichtetes Bündnis mit Spanien zu besiegeln: Seinem Enkel Karl fällt 1516 damit ein Reich zu, dessen Grenzen die Konquistadoren bis nach Südamerika ausgedehnt haben.

Maximilian selbst will der Nachwelt als bedeutendster Kaiser seit Karl dem Großen in Erinnerung bleiben. Er lässt sich in Gemälden und Druckserien verherrlichen, verfasst Heldenepen über sein Leben, in denen er als Ritter und göttlicher Herrscher auftritt.

Doch als der Habsburger am 12. Januar 1519 mit 59 Jahren im oberösterreichischen Wels an den Folgen eines Gallenleidens stirbt, ist die von ihm mit solcher Hingabe beschworene Welt des Mittelalters nur noch ein schwacher Abglanz ihrer selbst.

Seit Martin Luther im Herbst 1517 den Handel des Vatikans mit Ablassbriefen angeprangert hat, kursieren in den deutschen Landen Flugschriften gegen die Gier des „römischen Höllen Hundes“, gegen die willkürliche Allmacht des Papstes und seiner Kleriker.

Die revolutionäre Theologie des Reformators aus Wittenberg wird zahllose Gläubige, Fürsten, schließlich ganze Regionen des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation von der alten Kirche forttreiben. Wird die deutschen Lande spalten, neue konfessionelle Bündnisse hervorbringen.

Und die in Worms so mühevoll erkämpften Reichsinstitutionen auf eine erste, fürchterliche Probe stellen. ♦

Insa Bethke, Jg. 1977, ist Textredakteurin im Team von GEOEPOCHE.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: „1495 – Kaiser, Reich, Reformen. Der Reichstag zu Worms“, Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz: informativer Ausstellungskatalog, der alle Aspekte des Wormser Reichstags beleuchtet. Manfred Hollegger, „Maximilian I.“, Kohlhammer: präzise Biografie des „letzten Ritters“ auf dem Kaiserthron.

Der Burgherr mit der eisernen Hand

Am Ende des Mittelalters schwindet die jahrhundertealte Geltung der Ritter, ersetzen leicht bewaffnete und wendige Söldner die adeligen Schwertkämpfer, beschneiden neue Gesetze deren Privilegien. Doch ausgerechnet in jener Zeit, als die adeligen Krieger ihrem Untergang entgegensehen, steigt einer der ihnen zur unsterblichen Legende auf: Götz von Berlichingen

—— Text: JÖRG-UWE ALBIG; Fotos: SIMON MARSDEN

Seit dem frühen Mittelalter bilden Ritter die kriegerische Elite des Reiches. Von mächtigen Burgen aus kontrollieren sie das Land und ziehen für ihre Lehnsherren – die deutschen Fürsten sowie den Kaiser – in den Kampf (Burg Wernigerode im Harz)





A

Am Morgen des 18. Mai 1512 zieht ein Trupp von mehr als 50 Kaufleuten auf dem Heimweg von der Leipziger Ostermesse an der Regnitz entlang. An einer Furt bei Forchheim brechen plötzlich 130 verummumpte Reiter aus einem Hinterhalt. Sie umzingeln und entwaffnen die Händler, rauben sie aus. Alle, die sich wehren, werden verprügelt. Ihr Pech: Die meisten von ihnen sind Bürger aus Nürnberg. Und das ist ihr Verhängnis.

Eine böse, eine düstere Reise wartet auf sie. Die Reiter setzen mit ihnen über die Furt und tauchen ins Dunkel des

Steigerwalds ein. Tagelang schleppen sie ihre menschliche Fracht durch dichte Gehölze. Tagsüber rasten die Entführer, fesseln ihre Opfer an Bäume, ohne sich um deren Hunger zu scheren. Zerren sie nach Sonnenuntergang weiter von Ort zu Ort. Verteilen sie schließlich auf Türme, Kerker und Verliese befriedeter Burgherren. Dort warten die Geiseln dann, bis jemand für sie Lösegeld zahlt.

Der Anführer der Banditen ist ein gedrungener Mann, kaum 1,60 Meter



groß, mit Halbglatze, Vollbart und gemütlichen Pausbacken. Doch sein Name ist ein Fanal: Götz von Berlichingen.

Dieser Mann scheut sich nicht, die Finger seiner Opfer in nagelbesetzte Eisen zwängen zu lassen, um an Informationen über ihr Vermögen zu kommen. Oder er lässt die Entführten an Seilen in die Höhe ziehen oder auf andere Art foltern. Sein Markenzeichen ist die „eiserne Hand“, eine Prothese, mit der er sein Pferd lenken kann.

Die ersten Burgen sind kaum mehr als durch Palisadenzäune geschützte Holzbauten, doch vom 11. Jahrhundert an konstruieren kundige Handwerker immer komplexere Wehranlagen aus Stein – wie die Burg Frankenstein im Odenwald

Dabei ist Götz kein gewöhnlicher Verbrecher. Er ist Ritter aus altem Geschlecht. Auch seine Kumpane sind keine plebejischen Gauner, sondern eine Auslese des fränkischen Adels.

Ritter wie sie haben einst zur kulturellen und kriegerischen Elite im Reich gehört. Sie haben die Güter der Herrscher verwaltet, Kreuzzüge bestritten, für Kaiser und Fürsten gefochten und sich in der Minne zu edlen Frauen verzehrt. Die großen Romane und Epen des Mittelalters erzählen von ihren Taten, von den *Aventiuren*, die ihnen Ruhm und Liebe erwarben, und von ihren Idealen.

Doch seit dem 14. Jahrhundert hat die militärische Bedeutung der berittenen Kämpfen stetig abgenommen. Moderne Artillerie sowie die mobile Kriegsführung mit besoldeten Fußsoldaten haben die bis zur Unbeweglichkeit gepanzerten Kampfmaschinen auf ihren verletzlichen Pferden fast bedeutungslos werden lassen.

Die Wirtschaftsmacht hat sich von den Landgütern des Adels in die Städte verlagert, die durch Handwerk und Handel zu Reichtum gelangt sind. Und da seit dem Bevölkerungsschwund durch die Pestwellen des 14. Jahrhunderts die Preise für Getreide stetig sinken, bleibt den Grundbesitzern aus dem niederen Adel oft nichts als der Groll gegen all jene, die „in ihrer Pracht und ihren Höfen ersticken“, wie einer von ihnen zürnt.

In dieser neuen Welt ist kein Platz mehr für den Eigensinn von Rittern, die sich, wie Götz, „frei und unmittelbar“, nur Gott und dem Kaiser verpflichtet fühlen. Die Verwaltung in den Grafschaften und Fürstentümern, einst ebenfalls Aufgabe des Ritterstandes, übernehmen nun immer häufiger Bürgersöhne mit juristischer Universitätsbildung – während sich viele Adelige in „Hass und Verachtung über die Studia“ gefallen, wie ein Chronist beklagt.

Viele der Überflüssigen, die sich in der neuen Welt der Rechnungen und

des Krämerwesens nicht mehr zurechtfinden, verschanzen sich in der Vergangenheit. Igeln sich auf ihren Burgen ein, den Symbol gewordenen Synthesen aus Wohnung und Wehr.

Noch immer überragen diese Gemäuer mit ihren oft mehrere Meter dicken Mauern, ihren Gräben und Zugbrücken, Fallgattern und eisenbeschlagenen Toren ehrfurchtgebietend und abweisend die Landschaften. Manchmal bilden sie kleine Dörfer aus Gesindehäusern, Ställen, Speichern und Kapellen, im Burggärtchen gedeihen Blumen und Kräuter, ein Ziehbrunnen spendet Wasser. Die Säle der Burgherren prunken zumeist mit Wandmalereien und Gobelins, mit Ampeln und eisernen Leuchtern, mit Kaminen, Balkendecken und mit Gras oder Blüten bestreuten Böden.

Und über allem ragt der Bergfried, der Hauptturm der Burg. Hierher zieht sich der Hausherr zurück, wenn der Feind die Festung benennt. Die Mauern dieser Türme sind über die Jahrhunderte immer mächtiger geworden, bisweilen sechs Meter dick. Sie sind eine Burg in der Burg, mit Wohnraum, Vorrats- und Schatzkammern, einer Halle für die Wachleute, Keller und Kerker.

Die Wendeltreppe ist steil und so eng, dass sie nur einzeln berannt werden kann; sie windet sich im Uhrzeigersinn, um dem – meist rechtshändigen – Angreifer den Einsatz des Schwertarms zu erschweren. Oft liegt der Eingang in den oberen Stockwerken, nur mit Leitern erreichbar, die sich bei Gefahr entfernen oder zerstören lassen.

Der Bergfried, das ist die letzte Zuflucht des belagerten Ritters. Und somit ein sprechendes Bild für seine aktuelle Lage – und die ist nicht gut.

In den oft kahlen, feuchten und düsteren Gewölben schiebt mancher Adelige bereits verstohlen nach bürgerlichem Komfort. Sehnt sich, wie der Reichsritter Ulrich von Hutten 1518 in einem Brief an einen Nürnberger Patrizier, fort von der Burg, die nicht gebaut ist, „um schön, sondern um fest zu sein“.

Hinaus aus der Enge, „angefüllt mit Geschützen, Pech, Schwefel und dem übrigen Zubehör der Waffen und Kriegswerkzeuge“. Hinaus aus dem Gestank von Pulver und Hundedreck, von

Kuh, Pferd und Mensch; aus der chronischen Angst vor Missernten, die stets „bange Unruhe und tiefe Niedergeschlagenheit“ mit sich bringen.

Doch je rasanter ihr Abstieg, umso hochmütiger grenzen sich die Abgehängten vom Bürgertum ab: in Ritterbünden und auf öffentlichen Turnieren, um sich im Zweikampf nach alter Sitte zu messen. Manche verschwenden sich in standesgemäßem Vergnügen, in Jagd, Trunk, Völlerei. Andere dagegen wenden die gestauta Energie nach außen – und fordern die ganze Gesellschaft in die Arena.

Sie sind die zornigen Waisenkinder der Modernisierung. Und so greifen sie zum einzigen Werkzeug, das sie beherrschen: dem Schwert. Ihre Aventuren suchen sie nun in einer Welt, die keine adeligen Heroen mehr braucht. Und statt der Schwachen erbarmen sie sich nun des eigenen Geldbeutels.

Zur vermeintlichen Legitimierung ihrer Untaten nutzen sie ein mittlerweile verbotenes Instrument: die „Fehde“.

Mit ritterlichem Kampf, Mann gegen Mann, haben diese Aktionen nicht viel zu tun. Oft münden sie in nackten Terror. Um dem Gegner größtmöglichen Schaden zuzufügen, ist es üblich, sein Land zu verwüsten, seine Dörfer zu verbrennen, seine Leute zu quälen, zu töten oder zu entführen und gegen Lösegeld freizulassen. Dabei geht es vielen Rittern ohnehin längst nicht mehr um Gerechtigkeit: Ihnen dient die Fehde zur Reparatur bedrohten Selbstgefühls – und zur persönlichen Bereicherung.

Auch deshalb hat der Wormser Reichstag 1495 mit dem „Ewigen Landfrieden“ den adeligen Privatkrieg endgültig verboten (siehe Seite 76). Die Konflikte der adeligen Herren soll fortan das neu gegründete Reichskammergericht schlichten. Wer seine Gegner dennoch mit Gewalt überzieht, soll von Fürsten oder Amtmännern verhaftet und den Richtern zugeführt werden.

Doch vor allem in den politisch zersplitterten Landschaften Frankens, Schwabens, der Wetterau und des Oberrheins fehlt es an einer schlagkräftigen Obrigkeit, die der wilden Rechtspflege Einhalt gebieten könnte. So verbleibt die archaische Streitkultur in einer Grauzone faktischer Legalität. Und trotz der

Einrichtung eines Reichskammergerichts ist seit Beginn des Jahrhunderts die Zahl der Fehden in nie gekannte Höhen geschossen – zumal das Gericht wegen Geld- und Personalnot seinen Aufgaben kaum gerecht werden kann.

G

Götz von Berlichingen ist ein Meister der lukrativen Fehde. Während andere Ritter sich auf Gelegenheitsstaten beschränken, hat er das Metier des kriminellen Rachefeldzugs zur Lebensform erhoben. Er arbeitet mit Plan und Methode, legt Verzeichnisse von Furten und anderen günstigen Tatorten an, erstellt Listen lohnender Opfer. Die Rauflust, die er mit seinen Standesgenossen teilt, macht er für seine „Geschäfte“ nutzbar, wie er sie nennt: Den Kampf gegen die neue Zeit der Kaufleute und Kalkulationen führt er in deren Geist.

Ohne Unterlass bricht er Fehden vom Zaun – so viele, dass er sie schließlich selbst nicht mehr zählen kann: Er habe „so viel Händel gehabt“, schreibt er am Ende seines Lebens in seiner Autobiografie, „dass ich jetzt ganz irre bin und es zum Teil vergessen habe“.

Doch so flexibel ist seine Arbeitsweise, so groß sein Organisationstalent, so präzise jede Information seiner Kundschafter und so reißfest sein Netz verbündeter Standesgenossen (das von den Niederlanden bis zum Bodensee reicht), dass er mit 36 Jahren nach heutigen Maßstäben Millionär ist.

Es ist keineswegs Not, die Götz in das organisierte Verbrechen treibt. Während andere Rittergeschlechter längst in den Bauernstand abgesunken sind, genießt Kilian von Berlichingen, sein Vater, noch immer Wohlstand, üppigen Gutsbesitz im fränkisch-schwäbischen Grenzland, eine stolze Burg am Neckar-Nebenfluss Jagst.

Von den Zinnen der Jagsthausener Burg, breit und behäbig ans Ufer ge-

pflanzt, geht der Blick weit über Felder, Wiesen und mild wogende, waldbeflockte Hügel. Unten schlängelt sich der Fluss durch eine Gegend, der jede Wildheit fehlt: eine Landschaft für Sesshafte.

Doch Gottfried, kurz Götz, der hier um 1480 als jüngstes von zehn Kindern zur Welt kommt, fühlt sich schon als kleiner Junge „zu einem Kriegs- und Reitersmann geschaffen“. Zwar lernt er ein Jahr lang Lesen, Schreiben und Rechnen. Da er jedoch „nicht viel Lust zur Schule“ zeigt, geben ihn die Eltern zu seinem Onkel Konrad in die Ritterlehre.

Es ist eine Zeit der Demütigungen, Schläge und Beschimpfungen, die Jungen überstehen müssen, um Ritter zu werden. Schon als Fünfjährige zwingt man sie aufs Pferd und bindet sie im Sattel fest. Drückt sie in den Dung der Ställe, wo sie still liegen müssen, den Bissen, Tritten und Ausscheidungen der Tiere ausgesetzt. So lernt schon das Kind, dass das Leben Kampf bedeutet – und kann als Erwachsener nicht mehr davon lassen.

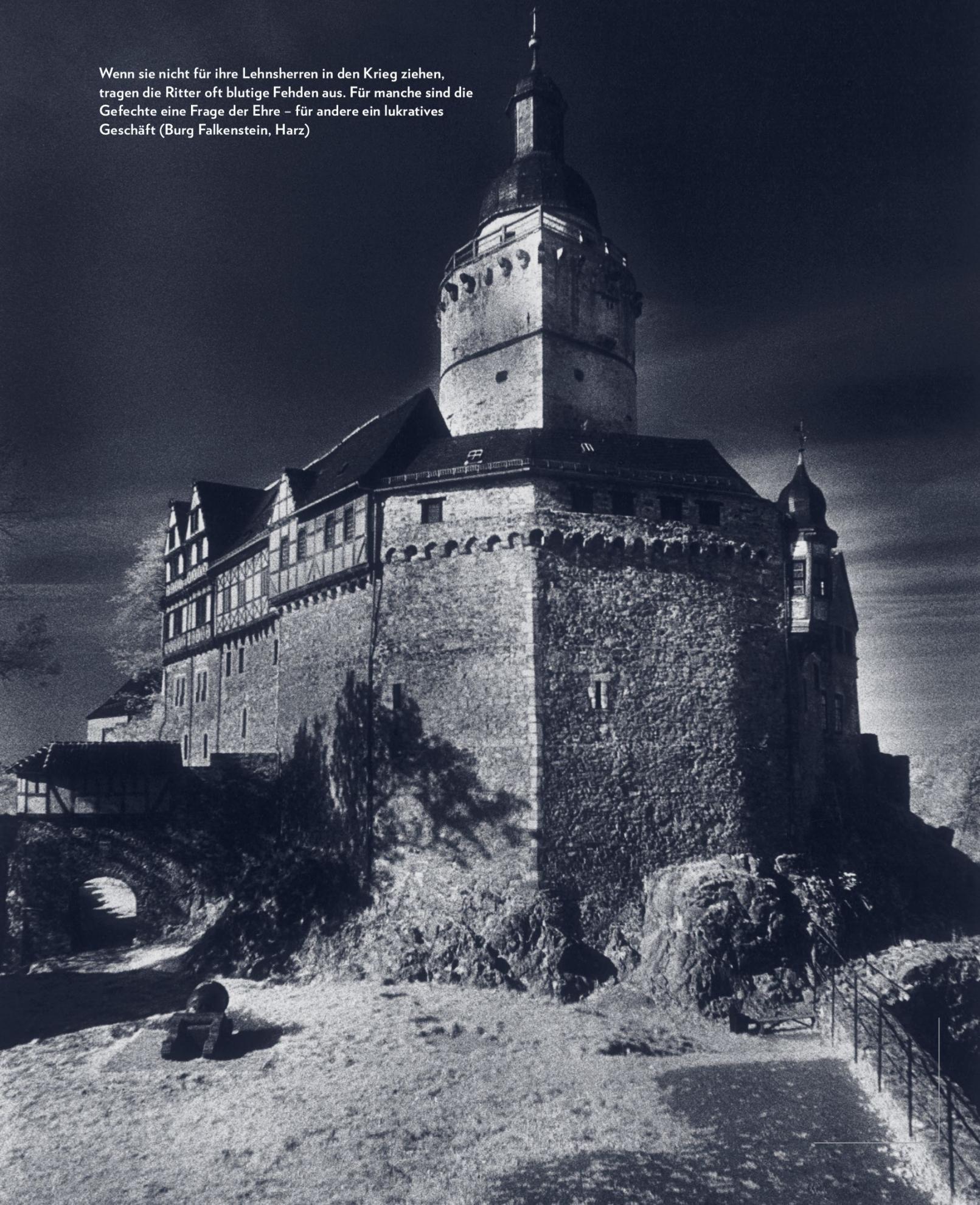
Auch Götz entwickelt einen lebenslangen Hunger nach Gewalt. Keine Prügelei wird er auslassen. Schießt hier einem Knecht, der „höhnische Reden“ führt, mit der Armbrust „den Rücken entlang“. Wütet dort, wenn ihn jemand von einer Rauferei abhalten will, „wie ein wildes Schwein unter den Rüden“. Und weder Müdigkeit noch Schmerzen hindern ihn, wenn sich die Gelegenheit zu Handgreiflichkeiten bietet.

Als sein Onkel Konrad 1497 stirbt, wird Götz Knappe am Hof des prunksüchtigen Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Ansbach, um höfische Lebensart und adelige Manieren zu lernen. Doch die Zeit, die er nicht für den Fürsten im Feld verbringt, vertreibt er sich auch hier am liebsten mit Prügeleien. Und vermerkt mit Stolz, dass bisweilen „hundert Menschen“ seine Auseinandersetzungen verfolgen.

Im Heer des Markgrafen nimmt er auch an einem Feldzug gegen Burgund teil. Doch anstelle von Scharmützeln erlebt er dort nur eine „große Hitze“, die einige Reiter von den Pferden streckt, sowie ein Unwetter mit „Hagelsteinen so groß wie Hühnereier“.

Mehr Geschmack findet er offenbar an den Abenteuern im Trupp des be-

Wenn sie nicht für ihre Lehnsherren in den Krieg ziehen,
tragen die Ritter oft blutige Fehden aus. Für manche sind die
Gefechte eine Frage der Ehre – für andere ein lukratives
Geschäft (Burg Falkenstein, Harz)





Götz von Berlichingen ist wie mancher seiner Standesgenossen ein Raubritter: Er überfällt wohlhabende Kaufleute, verschleppt sie auf eine Burg und versteckt sie dort, bis ein üppiges Lösegeld gezahlt worden ist (Burg Stolpen bei Dresden)

rüchtigten Wegelagerers Hans Thalacker von Massenbach. Die Werbung dieses „guten Gesellen“ hat bei ihm so viel Erfolg, dass er umgehend seinen Harnisch anlegt, mit zwei Knechten und drei Pferden in dessen Dienste tritt und bald darauf „elf reiche württembergische Bauern“ entführt.

Zwei Jahre lang geht Götz mit Thalackers Bande auf Raubzug – doch ehe er endgültig auf die schiefe Bahn gerät, holt ihn ein Onkel auf seine Burg. Wenig später kehrt Berlichingen zurück in den Fürstendienst.

Und so ist der junge Heißsporn dabei, als 1502 Truppen Markgraf Friedrichs wegen eines Streits um die Aufsicht über die Kirchweih an der Wallfahrtskirche Affalterbach den alten Rivalen Nürnberg angreifen, und auch, als sie 1504 im Verlauf des bayerisch-pfälzischen Erbfolgekriegs Landshut belagern.

Dort kommt es am 22. Juni zu einem Unfall, der ihn zwingt, über sein Leben nachzudenken: Ein fehlgeleiteter Kanonenschuss aus den eigenen Reihen trifft das Schwert des Ritters. Dessen Trümmer zerschmettern ihm den rechten Arm und reißen die Hand ab.

Götz bleibt zunächst gefasst: „Als ich bemerkte“, wird er sich erinnern, „dass die Hand nur noch lose an der Haut hing und mein Spieß unter meines Pferdes Füßen lag, tat ich, als wäre mir nichts geschehen, wandte das Pferd ganz gemach um und kam dennoch unbehelligt von den Feinden zu meinen Leuten.“

Auf dem Krankenlager dann aber Verzweiflung. Götz muss befürchten, nie mehr das Schwert führen zu können. Gott möge ihn zu sich rufen, fleht er während seiner achtmonatigen Zwangspause. „Hätte ich auch nur wenig Ersatz durch eine eiserne Hand“, sinniert er dann wieder, „ich wollt im Felde so tüchtig sein wie irgendein anderer Mensch.“

Und tatsächlich: Ein Dorfschmied liefert ein erstes Modell, eine einfache Klaue mit beweglichen Sichelfingern, die für das Reiten und andere Alltagsverrichtungen ausreicht. Eine zweite, später entstandene Prothese ist das Werk eines Kunstschnieders: Ein raffinierter Mechanismus kann auf Knopfdruck die Hand biegen, den Daumen einwärts drehen und die dreigliedrigen Finger krümmen.

Doch wie soll es nun weitergehen?

Das Erbe des 1498 gestorbenen Vaters sichert das Auskommen, doch keinen Glanz. Das beschauliche Leben auf der Burg langweilt ihn – er sucht das Abenteuer. Eine höfische oder militärische Karriere als schlecht entlohnter Befehlsempfänger im Dienst der Fürsten verträgt sich nicht mit seinem Stolz.

Gehorsam des Soldaten ist seine Sache nicht: Einem Kommandanten des Pfälzer Kurfürsten wird er später einen

schriftlichen Befehl verweigern – er „wüsste nach dem Zettel nicht zu reiten“.

Verlockender erscheint ihm der Krieg auf eigene Rechnung: Bei Hans Thalacker von Massenbach hat er ja das Handwerk des Raubrittertums kennengelernt. Längst weiß er, auf welchen Burgen er und seine Kumpane Unterschlupf finden können und „wo gute Reiter nicht teuer, sondern wohlfeil sind“.

Und so beschließt Götz, den „Händel“ zum Beruf zu machen.

Die Fehderegeln legt er dabei großzügig aus. Den Fehdebrief, der Tradition nach spätestens drei Tage vor einem Angriff fällig, stellt er grundsätzlich erst nach getaner Tat zu – damit der Adressat nicht womöglich noch Schritte zur gütlichen Einigung einleiten kann. Und statt der eigenen Ehre nimmt sich der selbst ernannte Rächer willkürlich zusammen gesuchter Fälle und Nachbarschaftsstreitigkeiten an.

Im Jahr 1508 etwa kümmert er sich um das Inkasso für einen Stuttgarter Schneider, der sich nach einem Schützenfest in Köln um sein Preisgeld geprellt fühlt. Die Rechtslage ist unklar: Denn nicht die Kölner haben das Defizit verschuldet, sondern eine Gruppe von Aachener Schützen, die die Stadt um die Teilnahmegebühren betrogen haben.

Götz aber nutzt dankbar den Vorwand, um zwei Kölner Kaufleute zu entführen, und verlangt für deren Freilassung von der Stadt 4305 Gulden, das 41-Fache des ursprünglichen Streitwerts. Schließlich gibt er sich mit 1000 Gulden zufrieden – eine stolze Summe in einer Zeit, in der ein Stier fünf Gulden kostet.

Auch seinen nächsten

Gegner nimmt er sich kaum aus Gerechtigkeitsgefühl vor: Er entscheidet, der Stadt „Nürnberg Feind zu werden“. Denn keine Kommune greift so entschlossen gegen Raubritter durch wie die Reichsstadt. Nun fehlt nur noch ein Fehdegrund.

Zwar hat fünf Jahre zuvor eine Nürnberger Streife einen Knecht getötet, der für Götz arbeiten wollte – doch der Fall ist längst gerichtlich geklärt. Zur Sicherheit führt er daher zusätzlich das

Schicksal eines alten Bekannten ins Feld, der einmal zu Unrecht von einem Nürnberger Stadtdiener entführt und gefangen genommen worden sei – auch wenn der Täter damals nicht mehr in Nürnberger Diensten stand, der Streit seit zwei Jahren geschlichtet ist und sogar das Opfer sich gegen die unerbetene Fürsorge des Ritters verwahrt.

Götz aber beharrt auf seiner Fehde. Und so überfällt er am Morgen des 18. Mai 1512 mit seinem adeligen Gangster-Bataillon bei Forchheim an der Regnitz den Nürnberger Kaufmannszug.

Noch am selben Tag schickt der Rat der Stadt Nürnberg 100 Kundschafter auf die Suche nach den Räubern. Er wirbt 800 Kriegsknechte an, mustert die wehrfähigen Bürger, überprüft die Verteidigungsanlagen der Stadt. Und bittet Kaiser Maximilian I. um Hilfe.

Der Herrscher verhängt über Götz die Reichsacht, die ihn für vogelfrei und seine Güter für beschlagnahmt erklärt.

Der Schwäbische Bund, eine Vereinigung der Reichsstände zur Sicherung des Landfriedens, soll den Ritter fangen. Doch weil die Allianz um diese Zeit über einen neuen Bündnisvertrag berät, ist sie nicht sehr handlungsfähig. Und viele Adelige sehen in Götz von Berlichingen ohnehin einen Verteidiger alter Ritterrechte. So bleibt es wohl, wie Götz nachträglich höhnt, „den Vögeln der Lüfte“ überlassen, „mich zu fressen“.

Berlichingen macht die Fehde zum Beruf

Unbeirrt schlägt der Ritter einen Schlichtungsversuch in den Wind und überfällt bald darauf bei Ochsenfurt mehrere Händler, erleichtert bei Mergentheim einen Nürnberger Kaufmannszug, attackiert einen Transport im Hohenlohischen (der allerdings Ware führt, die Augsburger Händlern gehört; so macht er sich ungewollt auch die mächtigen Kaufleute dieser Stadt zu Feinden).

Im Winter 1513/14 verübt Götz vier Anschläge; einen der überwältigten Händler ereilt das Verhängnis namens Götz dabei bereits zum dritten Mal.

Erst im April 1514 kann Kaiser Maximilian die Fehde durch einen Vergleich beilegen: Längst geht es dabei nicht mehr um Schuld oder Gerechtigkeit, sondern nur noch darum, Berlichingens ruinöse Gewalt mit allen Mitteln zu beenden – und dabei die Verluste der geschädigten Kaufleute halbwegs zu kompensieren.

Als Entschädigungssumme werden 14000 Gulden festgesetzt. Den größten Teil dieser Summe müssen die „Geleitherrnen“ des Raubritters aufbringen: jene weltlichen und geistlichen Fürsten, die Berlichingens Treiben geduldet und gedeckt haben – vor allem der Würzburger Bischof Lorenz von Bibra, dessen Ritter an den Überfällen beteiligt waren und dessen adelige Beamte häufig Lösegelder für Götz eingezogen haben. Daher haftet der Bischof nun für die Hälfte der Strafe.

Wenig später akzeptiert Götz auf Druck des Bischofs den kaiserlichen Schiedsspruch und beteiligt sich mit 2000 Gulden an der Entschädigung. Doch die erbeutete Ware und die erpressten Lösegelder waren vermutlich ein Vielfaches wert, selbst nach Abzug der Anteile für die angeheuerten Handlanger.

Die Strafe hält Berlichingen nicht von weiteren Raubzügen ab. Im September 1515 nimmt er ein leer gefressenes Feld – angeblich illegal von Schafen aus dem kurmainzischen Städtchen Buchen

abgeweidet – zum Vorwand, dem gesamten Fürstentum Mainz die Fehde zu erklären. Mit 32 Reitern überfällt er bei Aschaffenburg die Vorhut eines Zuges, der unter dem Schutz des Mainzer Kurfürsten und Erzbischofs Albrecht steht, und erbeutet 8000 Gulden.

Dumm nur, dass ihm durch eine Fehlinformation der Hauptzug entgangen ist: Der hätte ihm, kalkuliert er später, noch gut und gern „vier bis fünf Tonnen Goldes“ bescherzt.

Um „die Landesgegend ein Weilchen unsicher zu machen“, brennt er im Mainzer Gebiet „in Begleitung von nicht mehr als sieben Mann drei Orte nieder“.

Und in „einer schneehellen Nacht“ zündet er auch das „Schafhaus“ von Krautheim an: So will er den dortigen



Mit seinen dreisten Überfällen bringt Götz Reichsstädte, Fürsten und schließlich auch den Kaiser gegen sich auf. Doch der Raubritter, der seine Geiseln mal auf dieser, mal auf jener Festung einkerkert, ist für seine Feinde nicht zu fassen (Burg Kriebstein, Sachsen)

Amtmann, den er in Verdacht hat, den Aufenthaltsort eines seiner Gefangenen verraten zu haben, aus seiner Burg hervorlocken.

Der aber streckt nur schimpfend den Kopf aus einem Fenster – und Götz antwortet mit dem legendären Satz, der einst in Goethes drastischerer Version der nachhaltigste Beitrag des Ritters zur Kulturgeschichte werden soll.

Der Amtmann, bellt er zurück, möge ihn „hinten lecken“.

S

Schon bald kontrollieren Götz von Berlichingen und seine adeligen Haudegen nicht nur die Umgebung von Mainz, sondern auch die wichtigsten Straßen in Franken, dem Thüringer Wald und dem Fuldaer Land.

Wer sich, wie der 63-jährige Graf Philipp II. von Waldeck, dem Willkürregime entgegenstellt, wird gnadenlos verfolgt: Götz lauert dem älteren Herrn auf, raubt ihn aus und verschleppt ihn durch zwölf Fürstentümer hindurch in ein Raubritternest an der böhmischen Grenze. Für die Freilassung Philipps verlangt er 8000 Gulden, zuzüglich 100 Gulden für Kost und Logis – und schlägt nach mehreren Wochen Geiselnahme noch 300 Gulden Zinsen drauf.

Im Juli 1516 geben die Mainzer nach. Auch hier siegt nicht das Recht, sondern die effektivere Gewalt: Die Beute, wohl gut 10 000 Gulden, darf der Ritter behalten, den ursprünglichen Streit um das illegal abgegraste Feld soll ein Schiedsgericht schlachten.

Doch mit wachsendem Reichtum scheint Berlichingens Drang zum Abenteuer nachzulassen. Mit 37 Jahren heiratet er Dorothea Gailing von Illesheim, die Tochter eines wohlhabenden Stan-

desgenossen, und erwirbt für 6500 Gulden die Herrschaft Hornberg am Neckar.

Hier inszeniert er sich in einer Kulisse alter Ritterherrlichkeit. Burg Hornberg, 1184 zum ersten Mal urkundlich erwähnt, erstreckt sich auf 170 Meter Länge und bis zu 70 Meter Breite auf einem Bergsporn über dem Weiler Steinbach. Im Nordwesten überragt ein Höhenzug, abgetrennt durch den mächtigen Burggraben, die Anlage, die stufenweise über 40 Höhenmeter ansteigt. Hinter den Mauern der Kernburg gruppieren sich Wohnbauten, Pferdeställe und Wirtschaftsräume aus mehreren Epochen.

Nicht nur um Sesshaftigkeit bemüht sich der Raubritter nun, sondern sogar um einen zivilen Beruf: In Diensten Herzog Ulrichs von Württemberg übernimmt er für 200 Gulden im Jahr eine Stelle als Verwalter auf der Burg Möckmühl an der Jagst. Der Outlaw ist zur Stütze der Gesellschaft geworden.

Doch ausgerechnet der Flirt mit der Ehrbarkeit wird ihm umgehend zum Verhängnis. Denn Herzog Ulrich von Württemberg, ein jähzorniger und hochfahrender Mann, hat im Januar 1519 die Reichsstadt Reutlingen überfallen, die zum Schwäbischen Bund gehört.

Noch im Frühjahr schlägt die Allianz zurück. Ihre Truppen marschieren in Göppingen, Stuttgart und Tübingen ein. Am 8. Mai stehen die bündischen Soldaten vor seiner Burg.

Manche der Belagerer hoffen, nun endlich den Raubritter unschädlich zu machen – damit in Zukunft „die Bundesstädte vor diesem Ungeziefer versichert“ werden, wie die Nürnberger Bürgerschaft verkündet.

Götz sitzt in der Falle.

Seine Amtsburg über der Stadt ist, wie er feststellt, „in der Wehr gar kein Nutz“.

Die Wasserleitungen sind verfallen, Brunnen nicht vorhanden – es gibt nur noch etwas Wein, an dem jetzt auch die Pferde ihren Durst stillen. Der Proviant ist auf einen Rest Mehl und ein paar Schafe geschrumpft.

Ratlos blickt Götz vom 28 Meter hohen Bergfried auf die Stadt herab, auf die Stiftskirche und die Fachwerkhäuser am Marktplatz. Auf den klobigen

Bau der Kelter, in der der Traubensaft schäumt, und den Fruchtkästen mit den Getreidevorräten. Er liegt nur einen Steinwurf entfernt – nah und doch endlos entrückt.

Berlichingen muss zudem feststellen, dass er keine Kugeln mehr hat. Aus Fensterscharnieren und Türangeln lässt er Zinn und Blei zusammenbrechen, um Munition herzustellen. In der Nacht zum 11. Mai 1519, gegen zwei Uhr morgens, versucht er mit seinen Leuten einen Ausfall aus dem hinteren Burgtor.

Doch Landsknechte nehmen den Ritter gefangen und transportieren ihn am Morgen in ihr Hauptquartier nach Neckarsulm, dann nach Heilbronn.

Ein Gesandter des Schwäbischen Bundes verlangt, Götz in den Turm der Reichsstadt zu werfen, da er sich weigert, künftig auf Feinde zu verzichten. Doch aus Angst vor Berlichingens adeligen Spießgesellen, die bereits mit „Unrat“ drohen, schrecken die Heilbronner vor der harten Strafe zurück. Angeblich um der Gesundheit des „zarten Mannes“ willen begnadigen sie den Raufbold zu „rittelicher Haft“ im Gasthaus „Zur Krone“.

Es ist eine durchaus kommode Gefangenschaft, die Götz in der „Krone“ erwartet. Er darf Besuch empfangen und das Haus zum Kirchgang verlassen. Seine Gattin Dorothea schaut regelmäßig herein, liefert Nachrichten – undmuntert den Ritter auch anderweitig auf: Während der Haftzeit bringt sie ein oder zwei Kinder zur Welt.

Die eigene Burg wird ihm schließlich zum Gefängnis

Sie ist es auch, die im September 1520 versucht, ihren Mann freizupressen: Dorothea arrangiert die Entführung des Ritters Thomas von Ebingen, der sich dem Schwäbischen Bund angeschlossen hat, und will ihn nur im Austausch gegen ihren Mann aus der Geiselhaft entlassen.

Doch Berlichingens ehemaliger Dienstherr Herzog Ulrich, der den Entführten in Gewahrsam hält, sabotiert den Gefangenenaustausch im letzten Moment durch seine Geldgier: Für 3000 Gulden gibt er Thomas von Ebingen an

dessen Familie heraus – und Götz steht mit leeren Händen da.

Nach dreieinhalb Jahren Haft erkauft sich der Raubritter schließlich seine Freiheit mit einer „Urfehde“, einer Kapitulationserklärung: Darin verpflichtet er sich, in Zukunft keine Feinde mehr gegen die Mitglieder des Schwäbischen Bundes zu führen. Zudem verspricht er, der Allianz 2000 Gulden zu zahlen – plus 552 Gulden für Unterkunft in der „Krone“. Anfang Oktober 1522 unterschreibt er den Vertrag und kehrt zurück auf seine Burg Hornberg.

Der erzwungene Frieden hält keine drei Jahre. Doch das sei, wie der Ritter später beteuern wird, nicht seine Schuld gewesen: Er habe, so Götz, nur das Schlimmste verhindern wollen.

Es geht um eine Rebellion von Bauern, die seit Jahrzehnten immer wieder in kleinen, schnell gelöschten Bränden am Oberrhein aufflammten. Nun aber, im Frühjahr 1525, dehnt sich der Aufstand aus, ergreift unter anderem auch Schwaben und Franken.

Die Landleute, oft barfüßig und nur mit Äxten, Sensen und Forken bewaffnet, andere wie Ritter ausgerüstet mit Helm und Harnisch, vertreiben Priester der römischen Kirche, plündern Klöster und attackieren auch Burgen und Adelssitze ihrer Grundherren.

Handwerker, Tagelöhner und Gesellen schließen sich an, und so wächst ihr Aufstand binnen weniger Wochen zur größten Massenerhebung an, die das Reich je gesehen hat.

Sie wendet sich gegen eine Ordnung, in der Adelige ihren Prunk auf Kosten des Landvolks erwirtschaften. In der Grundherren ihre Untertanen als Leibeigene ansehen. Und in der ein dominus für seine Bauern die Ehefrauen aussucht und ihnen für die Nutzung der Felder eine Vielzahl ruinöser Abgaben abfordert: darunter den Kleinzehnt, den Großzehnt, den Ehezins sowie den Todfall – eine Art Erbschaftsteuer, die das Erbe oft fast völlig auffrisst.

Im März 1525 schließen sich die Aufrührer zu einer „Christlichen Vereinigung“ zusammen. Ihre Armee zählt gut 40 000 Mann.

Ihr Manifest, in einer Auflage von gut 25 000 Exemplaren blitzartig verbreitet, sind „Zwölf Artikel“, in denen sie unter anderem die Aufhebung der Leib-eigenschaft fordern sowie die Ermäßigung der Fronarbeit und Wiederherstellung der hergebrachten bäuerlichen Jagd-, Fischerei- und Forstrechte.

Und sie verlangen eine neue Ordnung auf Grundlage des Evangeliums: Denn die Heilige Schrift, ausgelegt von Predigern der Reformation wie Thomas Müntzer, liefert ihnen die Legitimation für ihren Kampf.

Müntzer verdammt die Unterdrückung der Bauern, die er als unchristlich brandmarkt – und stellt sich damit gegen seinen Kollegen Martin Luther: Der hat

zienserkloster Schöntal an der Jagst. Ein Mitglied des Bauernrats wird später, wenn auch unter Folter, behaupten, Götz habe den Bauern versprochen, als Verbündete einige „Edelleute zu ihnen zu bringen, denn sie seien so wie die Bauern von den Fürsten bedrängt“.

Tatsächlich sympathisieren manche Adelige mit dem Kampf der Landleute, sehen sie in ihnen doch Verbündete gegen das Landesfürstentum, das zunehmend die Freiheit der Ritter einschränkt.

Den Edelmännern ist auch recht, dass der „helle Haufe“ den reichen Klerus aufs Korn nimmt – dessen Güter sie selbst gern besäßen: Es „gefiehl uns auch wohl, dass es über Pfaffen und Mönch ging“, wird einer von ihnen sich später erinnern, „wussten aber nicht, dass uns das Unglück auch so nah war“.

Mit Hellebarden und Sensen, Äxten, Schwertern und großkalibrigen Hakenbüchsen erobern die Rebellen daraufhin die Stadt und die Burg, ergreifen den Grafen und 14 weitere Edelleute.

Bauern mit Spießen stellen sich in zwei parallelen Reihen auf. Ein Musikant setzt sich zum Hohn den gräflichen Feuerbusch auf den Kopf. Dann müssen die Aristokraten wie unbotmäßige Landsknechte durch die Gasse laufen, durch einen Hagel von Stichen und Schlägen.

Keiner von ihnen überlebt den grausamen Tanz. Die zerfetzten Körper der Adeligen lassen die Aufständischen nackt und unbestattet am Boden zurück.

Eilig versucht der gemäßigte Bauernführer Wendel Hippler an den folgenden Tagen, das Vertrauen der Nobilität zurückzugewinnen. Und so beschwört er jetzt Berlichingen, sich der Bauernarmee als Hauptmann anzuschließen.

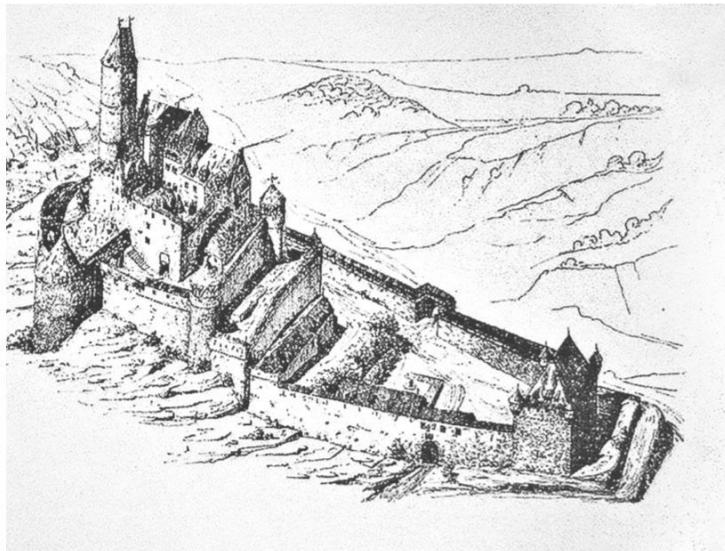
Später wird Götz behaupten, er habe nur zugesagt, weil ihn gemäßigte Aufständische angelebt hätten, als ihr Anführer „Unheil zu verhindern“. Jedenfalls setzt er mit Hippler einen Vertrag über vier Wochen auf und überfällt am 30. April mit seiner neuen Truppe das Benediktinerkloster in Amorbach.

Ob mit oder gegen Berlichingens Befehl: Die Kämpfer plündern die Abtei mit grimmiger Sorgfalt. Sie zerschlagen Grabsteine, Altäre und Orgel, durchpflügen den Boden nach Schätzen.

Wenige Tage später treffen die Aufständischen dann bei Würzburg auf ein entschlossenes Bauernheer von der Tauber. Gemeinsam wollen sie die Festung Marienberg erobern – den Amtssitz des Würzburger Fürstbischofs, eines Mitglieds des Schwäbischen Bundes.

Doch die Mauern der Residenz, hoch über dem Main gelegen, sind für ein Heer kaum zu überwinden. Tagelang verharren die 15 000 Männer in benommener Dumpfheit, ertränken die Ratlosigkeit in Strömen von Wein aus den Kellern des Sankt-Burkard-Stifts. Um die letzten Reste von Disziplin zu wahren, errichten die Anführer drei Galgen in der Stadt Würzburg.

Am 15. Mai unternehmen die Bauern endlich einen Ansturm, vergebens. Ein zweiter Angriff um Mitternacht scheitert ebenfalls unter hohen Verlusten.



Berlichingen ist der berüchtigteste aller Raubritter: Der Franke verdient mit seinen unzähligen Überfällen ein Vermögen – und kauft sich im Jahr 1517 für 6500 Gulden die prächtige Burg Hornberg am Neckar

zwar mit seiner Losung von der „Freiheit des Christenmenschen“ den Wunsch nach Selbstbestimmung erst geschürt. Jetzt aber wettert er gegen „Aufruhr und Empörung“ – und so tut ihn Müntzer als „Leisetreter“ und „Doktor Lügner“ ab.

Anfang April sammelt sich ein Trupp Bauern aus dem Odenwald in der Nachbarschaft Berlichingens, im Zister-

Doch die Sympathien schwinden rasch, als am Ostersonntag mehrere Tausend Bauern das fränkische Weinsberg berennen. Dort hat sich der verhasste Graf Ludwig von Helfenstein mit seinen Landsknechten und Söldnern verschanzt – und den Bauern, sollten sie nicht die Waffen strecken, gedroht, ihre Dörfer niederzubrennen. Auf Abgesandte der Aufständischen, die mit ihm verhandeln wollten, lässt er das Feuer eröffnen.

Götz spürt, dass den Bauern „die Katz den Rücken“ hinaufläuft. Am 23. Mai tritt er mit 7000 Mann den Rückzug an. Panisch sucht er sein Heil nun in Verhandlungen mit dem Schwäbischen Bund. Doch der rückt bereits mit 8000 Fußknechten, 2500 Reitern und 1000 Mann Artillerie vor, in Richtung Marienberg.

Am 28. Mai erkennt Götz, dass die Sache der Bauern verloren ist. Bei Adolzfurt östlich von Heilbronn flieht er heimlich aus dem Lager und ergibt sich in die Gefangenschaft des Schwäbischen Bundes.

Der kopflose Rest seiner Truppe wird am 2. Juni bei Königshofen an der Tauber blutig aufgerieben. Zwei Tage später metzeln die Bündischen zwischen Würzburg und Giebelstadt auch die übrigen Rebellen nieder.

Die Sieger kennen kein Pardon. Bauernführer werden geköpft, erhängt, gevierteilt oder auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Götz kommt zwar heil davon. Doch dafür trifft das Urteil, das ihn nach zweieinhalb Jahren Gefangenschaft im Turm des Augsburger Heiligkreuztors ereilt, seine Kämpferseele umso empfindlicher: Er darf „Bezirk, Hofmark und Zehntbereich des Schlosses Hornberg“ nicht mehr verlassen. Auch ist es ihm fortan verboten, ein Pferd zu besteigen oder eine Nacht außerhalb seiner Burg zu verbringen.

So wird ihm die eigene Festung zum Gefängnis – mit ihren bis zu sieben Meter dicken Mauern; mit ihrem System aus Wehrgängen, Tourellen, Schießscharten und Gießerkern; mit ihrem Labyrinth aus Toren und Zwingern, die Zugänge und Wohntrakte abschotten.

Erbauung bieten nur die Weinberge, die Götz um mindestens ein Drittel vergrößert und terrassiert, sowie die Burgkapelle mit dem Steinaltar und dem Kreuzrippengewölbe. Und der Blick vom 30 Meter hohen Bergfried über den Neckar, über Wälder und Hügel – weit in jenes Land hinein, das Götz so lange unsicher gemacht hat.

So muss, während sein Aktionskreis auf Sichtweite schrumpft, seine Rauflust sich neue Ventile suchen. Vom Rabauken wird der Ritter jetzt zum Querulant.



Lange nach Berlichingens Tod im Jahr 1562 wird Johann Wolfgang von Goethe auf die Geschichte stoßen – und den Haudegen (oben) zum großmütigen Beschützer der Bedrängten verklären

Nicht mehr Routen von Kaufleuten studiert er, sondern Akten. Wo das Schwert nicht mehr hinreicht, fuchtelt er mit dem römischen Recht. Seine Turnier-Arena ist das Reichskammergericht, seine Lanze „das Mittel, die Hilfe und die Wohltat der Appellation“.

Wo einst Fehde auf Fehde folgte, jagt jetzt ein Prozess den nächsten. Er spannt Pfarrer, Notare und Doktoren ein, die an ihm ein Vermögen verdienen.

Er rechtet mit seiner eigenen Familie, streitet um Grenzsteine und Weihnachtshühner, um Häuser, Leibeigene und Viehwege, um Erbe und Testamente. Er streitet mit der Stadt Mosbach um Abholzungsrechte, mit dem Julianenstift um einige Weinstöcke. Er streitet mit Württemberg, Brandenburg-Ansbach und Würzburg um Lehen, die ihm nie verliehen wurden.

Doch indem er sich so mit jedem verzankt, versöhnt er sich, wenn auch ungewollt, zugleich mit der neuen Zeit – mit jener Zeit, die seinen Stand überflüssig gemacht hat: mit der Welt der Zahlen, der Berechnungen und des Krämerwesens, das keine Aventure mehr braucht.

Dafür schneidert er sich selbst einen Ritterroman auf den Leib. Die Autobiografie, die der halb blinde Götz nun diktiert, zeichnet nicht das Leben eines Gierschlunds, sondern eines Altruisten. Wer hätte sich der Entrecheten und Beleidigten angenommen, fragt er, wenn nicht „der arme, treuherrige Götz von Berlichingen“?

Kein Zweifel: An „Unglück, Schaden und Nachteil“ waren stets nur die anderen schuld – „Missgönner“ und „verlogene Leute“.

Am 23. Juli 1562, mit über 80 Jahren, stirbt der Rabauke auf seiner Burg Hornberg. Es ist offenbar ein friedlicher Tod.

Rund 200 Jahre später stößt der Dichter Johann Wolfgang von Goethe auf die Autobiografie. Und unter seiner Feder erhält das Leben des Streithahns endgültig die Weihen altnoblen Rittertums: Im Drama „Götz von Berlichingen“ tritt der Raubritter als selbstloser Rächer der Bedrängten auf, als kerniger Streiter gegen Verrat und höfische Unterdrückung.

Der Goethe-Götz erklärt dem Bamberger Bischof die Fehde – nicht aus Geldgier, sondern aus Rache für einen gefolterten Knecht. Er hat es auch nicht nur mit der korrupten Ordnung der Fürsten zu tun, sondern mit fiktiven Gegnern: einem untreuen Freund sowie einer schönen, aber tückischen *femme fatale*.

Und seinen berühmten Satz wirft er nicht dem Amtmann von Krautheim an den Kopf, in dessen Gebiet er geziündelt hat, sondern einem fürstlichen Trompeter, der ihn zur Kapitulation auffordert: „Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiserliche Majestät hab’ ich, wie immer, schuldigen Respekt. Er aber, sag’s ihm, er kann mich im Arsch lecken.“

Noch im Tod führt er die Worte „Freiheit! Freiheit!“ auf den Lippen.

Die Umstehenden antworten ergriffen: „Edler Mann! Edler Mann!“

Und so wird aus der Götzschen Aventure, die zur Räuberpistole verkam, am Ende doch noch ein Ritterepos. ●

Jörg-Uwe Albig, Jg. 1960, Autor im Team von GEOEPOCHE, hat für seine Recherche mehrere Schauplätze der Abenteuer des Götz von Berlichingen an Neckar, Jagst und Main besucht.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Helgard Ulmschneider, „Götz von Berlichingen“, Thorbecke: gründliche Biografie, die die Götzsche Legende anhand vieler Quellen entzaubert. Götz von Berlichingen, „Lebensbeschreibung“, Reclam: Trotz aller Selbstverklärung bietet die Autobiografie interessante Einblicke in das Denken der Zeit.

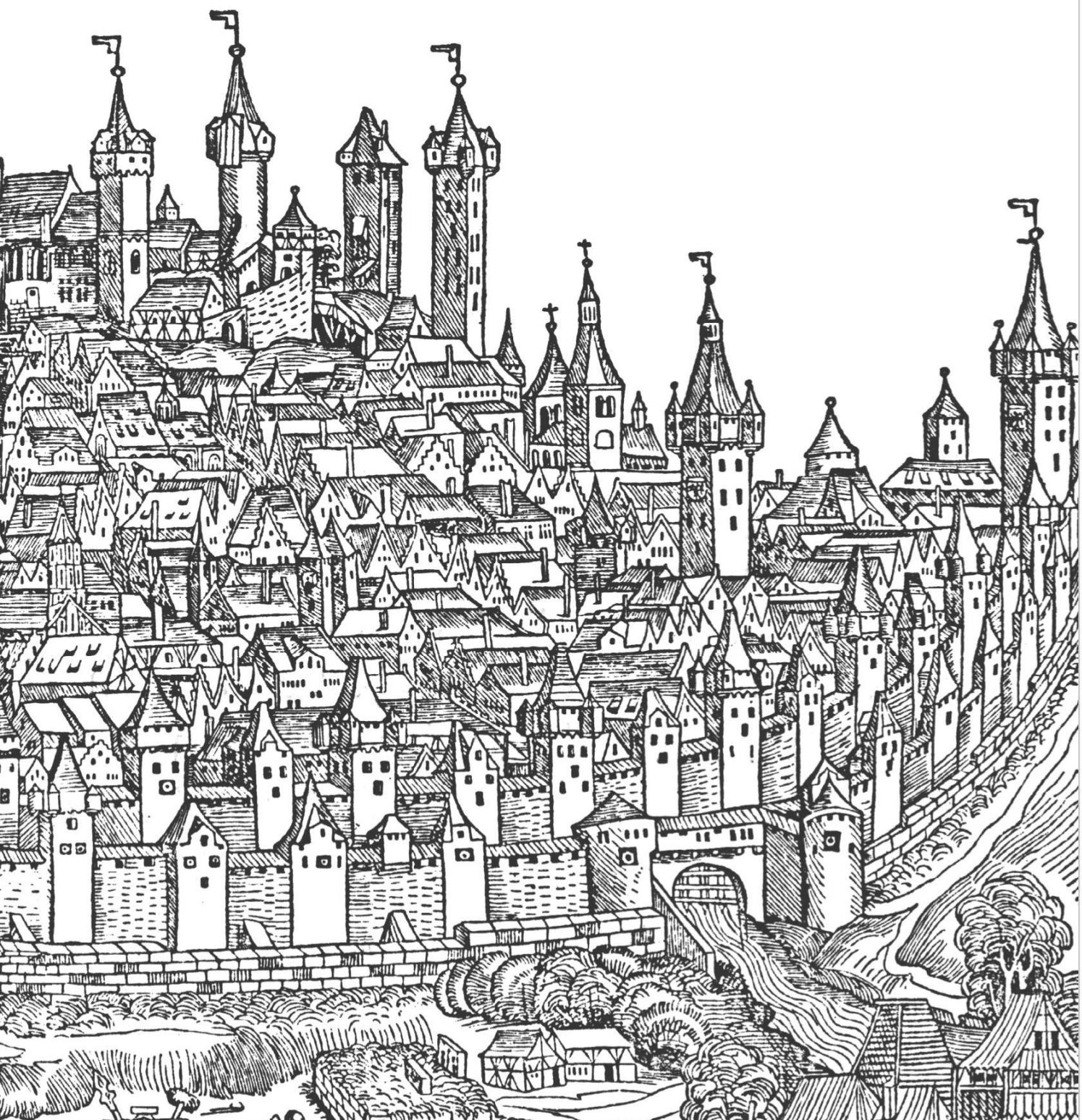
Stadt der Ketzer

Sie ist der Stolz des Reiches, sein Mittelpunkt, die Hüterin der kaiserlichen Insignien und nur dem Herrscher untertan: Nürnberg, viel bewunderte Metropole des Handwerks und der Händler. Im Jahr 1525 aber trifft der Rat eine Entscheidung, die den Zorn des Kaisers heraufbeschwören könnte

Von CONSTANZE KINDEL



150 Wachtürme zählt Nürnbergs Stadtmauer. Von mehr als einem Dutzend Kirchen läuten sonntags Glocken in der Stadt unter dem Burgberg, die als



frömmste im ganzen Reich gilt (Ansicht aus dem 15. Jahrhundert)

N

Unerschütterlich scheint sie auf den ersten Blick. Zwischen dichten Nadelwäldern und spärlichem Ackerland wächst die Stadt aus der sandigen Ebene. Himmelhoch erheben sich die Spitzen der Pfarrkirchen St. Sebald und St. Lorenz, ragt die Burg auf dem Felsen im Norden jenes Flusses empor, der die Metropole im Schatten der trutzigen Feste in zwei Hälften teilt, in Nord und Süd.

Die Mauern der Stadt, heißt es, zählen so viele Türme wie das Jahr Tage. Durch fünf mit Fallgittern bewehrte Tore und zwei schmale Durchlässe führt der Weg ins Zentrum – nach Nürnberg.

Den Fuhrmännern, die mit ihren Wagen an den Häusern der Torzöllner halten, den Kaufleuten, die über das Dutzend großer Handelsstraßen anreisen, den Handwerkern, die sich hierher aufmachen mit allem, was sie haben, den Bettlern, die zu Allerseelen zu Tausenden herbeiströmen: Ihnen allen scheint die Stadt unbezwingbar, ohnegleichen.

Im Jahr 1525 ist Nürnberg im Reich das Maß aller Dinge. Landkarten zeigen die Metropole, in der die Gassen gerader und breiter sind als andernorts, als Mittelpunkt der deutschen Lande, ja als Zentrum Europas.

Vieelleicht 40 000 Menschen leben innerhalb der Stadtmauern, die eine Fläche von anderthalb Quadratkilometern umfassen. Ähnlich viele Einwohner haben nur Köln und Augsburg, in den meisten deutschen Städten sind es weniger als 2000. In Handwerk und Handel kann es allein Augsburg mit Nürnberg aufnehmen. Nur Ulm und Metz gebieten über ein Territorium, das ähnlich groß ist wie jene 1500 Quadratkilometer, die sich

Nürnberg im Umland einverleibt hat, durch Kauf, Schenkung und Eroberung, mitsamt den Menschen, die dort siedeln.

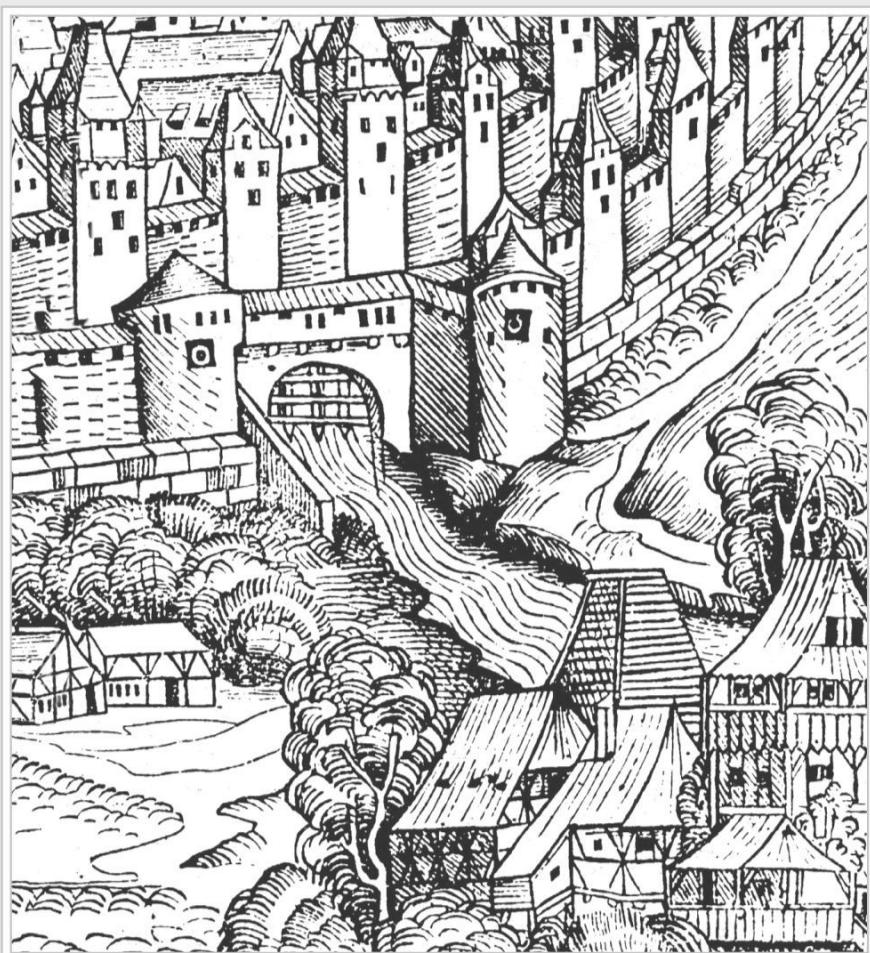
Die Stadt selbst gilt als uneinnehmbar. In knapp anderthalb Jahrhunderten Bauarbeit hat sie sich hinter ihren Verteidigungsanlagen verschanzt. Zwei Mauerlinien umschließen einen Graben, bis zu 13 Meter breit und fast ebenso tief, dahinter ragt die bis zu acht Meter hohe Hauptmauer mit ihren 150 Wachtürmen auf. Mehr als fünf Kilometer ist diese Mauer lang und schließt sich um die Stadt wie ein schiefes Parallelogramm.

Ein mächtiges Bollwerk, unerschütterlich. Selbst die beiden Öffnungen für den Stadtfluss Pegnitz sind mit Gattern gesichert, die bei einer Belagerung heruntergelassen werden können, um das

Eindringen von feindlichen Soldaten zu verhindern. Sperren schützen vor Brand-sätzen, die ein Gegner auf dem Wasser in die Stadt treiben lassen könnte.

Äußerlich ist Nürnberg nichts anzumerken in diesen Märztagen des Jahres 1525. Alles scheint seine gewohnte, fest gefügte Ordnung zu haben, nichts ist zu spüren von dem Fieber, das die Stadt erfasst hat.

Äußerlich ist nichts zu merken von dem erbitterten Streit um den rechten Glauben, der hier seit Jahren tobt: zwischen denen, die die Lehren der römischen Kirche für unantastbar halten, und jenen, die finden, dass sich die Kurie weit entfernt hat von den Grundsätzen des wahren Evangeliums und dass die Kirche dringend der Erneuerung bedarf.



Vor den Toren der Stadt steht die erste Papiermühle nördlich der Alpen. Gebaut auf kargem Boden, hat sich Nürnberg früh auf den Erfindungsreichtum der Handwerker verlassen, um seine Bürger zu ernähren. Wer die Geheimnisse der Meister verrät, dem droht Zuchthaus

Doch wer wissen will, was die Nürnberger wirklich umtreibt, der muss ihnen zuhören, wie sie beim Wein im „Golden Horn“ nahe der Sebalduskirche diskutieren, oder in der „Herrentrinkstube“ ein paar Schritte weiter, zu der nur patrizische Ratsmitglieder, Angehörige der ehrbaren Familien und deren Handelspartner Zutritt haben. Der muss in die Gassen hinter der Jakobskirche wandern, wo die Schmiede und Messermacher ihre Werkstätten haben.

Denn wo immer die Menschen zusammenkommen, gibt es kaum ein anderes Thema als das große Religionsgespräch im Rathaus am Hauptmarkt, in dem seit Tagen um nicht weniger gerungen wird als um das Schicksal der Stadt und das Seelenheil ihrer Bürger.

Heute, am 14. März 1525, soll nun endlich die Entscheidung fallen im Glaubensstreit. Der Rat fürchtet um die innere Einheit der Stadt, wenn sich nicht alle Bürger hinter dem einen Glauben versammeln, der aus dem Religionsgespräch als der einzige wahre, richtige hervorgehen wird. Für ein letztes Treffen haben sich die führenden Männer Nürnbergs hinter den Spitzbogenfenstern des Großen Saals im ersten Stock des Rathauses verabredet.

Fünf Sitzungen liegen hinter ihnen, in denen die Vertreter der beiden Seiten ihre Argumente ausgebreitet haben. Das sechste und letzte Treffen an diesem Dienstag soll den Ausschlag geben, welchem Glauben Nürnberg künftig folgen wird: dem alten oder dem neuen, der römischen oder der evangelischen Lehre.

Dass all das in der Stadt an der Pegnitz geschieht, erstaunt die Zeitgenossen vermutlich: ausgerechnet Nürnberg, die Stadt mit den vielen Kirchen und Klöstern, von der man sagt, sie sei die frömmste im Reich, nirgendwo soll der Kerzenverbrauch im Gottesdienst höher sein. Eine Bastion des christlichen Glaubens droht zerrissen zu werden über der Frage nach der wahren Religion.

Wie überall in Europa hat auch hier die von der römischen Kirche geschürte Angst vor ewiger Verdammnis die Menschen jahrhundertelang in die Gotteshäuser getrieben. Seit einiger Zeit aber



Nürnberg

Nürnberg ist eine Stadt der Bücher, 40 Prozent der Menschen können lesen, Drucker gehören zu den wichtigsten Handwerkern. Sie vervielfältigen ab 1517 auch die gefährlichen Gedanken der Reformatoren

besuchen immer mehr Gläubige aller Stände und Schichten jene Gottesdienste, in denen die Pfarrer die Prinzipien eines aufrührerischen Mönches predigen.

Die Worte Martin Luthers.

Denn der Mann aus Wittenberg und viele andere, die denken wie er, verkünden schon länger, dass Gottes Heil ohne Bedingungen geschenkt wird – und nicht, wie von Rom behauptet, verdient werden muss durch Fasten und Beten, durch Wallfahrten und Prozessionen, durch Stiftungen und Schenkungen und

den Kauf von Ablassbriefen, wie es in den Jahrzehnten zuvor geradezu Mode geworden ist. Vor ihrem Schöpfer, sagt Luther, sind alle Getauften gleich.

Und: *sola scriptura, sola fide, sola gratia* – nur auf die Schrift, den Glauben, die Gnade Gottes sollen die Menschen vertrauen. Kein Christ braucht einen Priester, um zwischen ihm und Gott zu vermitteln.

In wohl keiner anderen großen deutschen Stadt hat sich seine Lehre schneller verbreitet als hier zu Füßen des



Burgbergs an der Pegnitz. Daher schauen die Menschen überall im Reich nun auf Nürnberg: mit bekommener Sorge, mit gespannter Erwartung, mit heiligem Zorn. Denn Kaiser Karl V., der weltliche Schutzherr der römischen Kirche, hat angedroht, die Reichsacht über all jene zu verhängen, die es wagen, Luthers Lehren auch nur zu diskutieren.

Und wen die Acht trifft, der ist ausgeschlossen aus der Gemeinschaft, ist rechtlos, ehrlos, vogelfrei, kann straflos

getötet werden von jedermann, jederzeit, im gesamten Gebiet des Reiches.

Nürnberg, die Vielbewunderte, ist dabei, sich mächtige Feinde zu machen.

Über Jahrhunderte haben katholische Könige und Kaiser die Stadt gefördert. Es sind vermutlich Herrscher aus dem Geschlecht der Salier, die um 1040 die Burg als Stützpunkt auf jenen trutzigen Sandsteinbrocken gründen, die hier aus

der fränkischen Ebene ragen. Die Felsen, althochdeutsch *nuorin*, geben dem Burgberg den Namen Norenberc, und der gibt ihn der Stadt.

Die ersten Handelsprivilegien, etwa Zollfreiheiten, gewähren die Monarchen Nürnberg bereits im 11. Jahrhundert, den „Großen Freiheitsbrief“ von 1219 sogar ausdrücklich wegen seiner benachteiligten Lage. Die Pegnitz, die durch die Stadt fließt, ist nicht schiffbar, die Böden im Umland sind sandig und unfruchtbar.

Verschwiegenheit, Redlichkeit, Sprachkunde:
Dieser Holzschnitt nennt die wichtigsten
Tugenden der mächtigen Nürnberger
Kaufleute und zeigt sie bei der Arbeit im
Kontor und an der Waage. Fortuna aber,
das flüchtige Glück, mahnt im Vordergrund
zur Gottesfurcht – aller Reichtum ist
vergänglich (16. Jahrhundert)



Ihr Ackerland allein kann die Stadt nicht ernähren. Doch lassen sich immer mehr Kaufleute und Handwerker zu Füßen der Burg nieder. Und dank seiner Privilegien wächst der Flecken rasch zu einer mächtigen Metropole heran.

Im Jahr 1356 verfügt Kaiser Karl IV., dass jeder der von den sieben Kurfürsten neu gewählten römisch-deutschen Könige seinen ersten Hoftag in Nürnberg abhalten soll. Und einer seiner Söhne vertraut den Bürgern sogar den größten Schatz

des Reiches an: Weil er sie in seiner Geburtsstadt sicherer glaubt als irgendwo sonst, schickt König Siegmund 1424 die „Reichskleinodien“ in einem Fass, als Fischladung getarnt, nach Nürnberg.

Seither verwahrt der Rat im Heilig-Geist-Spital am Ufer der Pegnitz jene Insignien der königlichen und kaiserlichen Macht, deren Besitz jeden Herrschaftsanspruch im Reich überhaupt erst legitimiert: die edelsteingeschmückte Krone, dazu

Reichsapfel, Reichsschwert und Zepter (siehe Seite 54). Alles liegt verschlossen im Gewölbe über der Sakristei.

Zudem hängt der „Heiltums-schrein“, der die Reliquien des Reiches birgt, an eisernen Ketten für alle sichtbar hoch oben im Chorraum über dem Hauptaltar: darin die Heilige Lanze, die ihren Träger angeblich unbesiegbar macht und in die ein Nagel vom Kreuz Christi eingearbeitet sein soll, ein Zahn von Johannes dem Täufer sowie der Armknochen der Heiligen Anna.

Wann immer ein neuer Kaiser oder König gewählt wird, lässt der Nürnberger Rat diesen Schatz auf eigene Kosten zum Ort der Krönung bringen, mit zwei Ratsherren als Geleit.

Als Reichsstadt ist Nürnberg dem Kaiser ohnehin zu besonderer Treue verpflichtet. Reichsstädte unterstehen keinem Landesfürsten, sondern sind nur den römisch-deutschen Herrschern unterworfen, ein enormes Privileg. Denn ihre Vertreter nehmen an den Reichstagen teil, gemeinsam mit den übrigen Reichständen: den weltlichen und geistlichen Amtsträgern, Fürsten, Grafen, Bischöfen, Äbten und Äbtissinnen. Was sie dort beschließen, das wird Gesetz.

Kaiser und Glaube, darauf gründet Nürnberg. 1425 hat der Rat beim Papst in Rom die Heiligsprechung des Stadtpatrons Sebaldus durchgesetzt. Der fromme Einsiedler, der vermutlich im 11. Jahrhundert im Reichswald nahe Nürnberg lebte, war nach seinem Tod in einer Kapelle am Rand der damaligen Siedlung bestattet worden, sein Grab entwickelte sich schnell zu einer Pilgerstätte.

Die Gläubigen berichteten von Wunderheilungen, bewirkt durch die sterblichen Überreste von Sebaldus, und

so wurde aus der Kapelle eine Kirche, die seinen Namen trägt. Längst ist die Stadt um das Heiligrab herumgewachsen, die Pfarrkirche St. Sebald steht nun in ihrer Mitte, ein paar Schritte nur vom Rathaus und dem Hauptmarkt entfernt.

Nürnbergs Kapital aber sind die Menschen: ihre Arbeitskraft, ihr Geschäftssinn, ihr Ideenreichtum.

Denn schon früh hat sich die Stadt auf Handel und Handwerk spezialisieren müssen, um ihr Überleben zu sichern – weil das karge Umland ja nur für wenig Landwirtschaft geeignet ist.

„Hätt' ich Venedigs Macht und Augsburgs Pracht, Nürnberger Witz, Straßburger Geschütz und Ulmer Geld, so wär' ich der reichst' in der Welt“, heißt es im Reich über die Erfindungsgabe und Geschicklichkeit der Nürnberger.

In der Stadt an der Pegnitz entwickeln Handwerker den Schraubstock und wohl auch das Tretspinnrad. Der Schlosser Peter Henlein fertigt hier die ersten zuverlässig funktionierenden Taschenuhren.

Und auf der Wöhrder Wiese vor den Toren der Stadt lässt der Kaufmann Ulman Stromer im Jahr 1390 die erste Papiermühle nördlich der Alpen errichten, in der Lumpen zerfasert, zu Bögen geschöpft, entwässert und auf Seilen aus Pferdehaar getrocknet werden, bis Papier entsteht, welches das teure und knappe Pergament aus Tierhäuten ersetzt.

Über alle Erfindungen wacht der Rat der Stadt. So hat er die Sandmühle am nördlichen Ufer der Pegnitz für mehrere Jahre von allen Abgaben befreit, damit die Handwerker dort in Ruhe experimentieren konnten, bis sie herausgefunden hatten, wie sich die Kraft des wassergetriebenen Mühlrads am besten zum Ziehen von Draht nutzen lässt.

Die Mechanisierung des Drahtzugs ist eine Sensation. Sie bringt Nürnberg

einen unbezahlbaren Vorteil im Wettbewerb der Städte um Waren und Märkte. Jedem, der die Geheimnisse der Nürnberger Handwerker verrät, droht daher das Zuchthaus.

Aus keiner anderen deutschen Stadt reisen so viele Kaufleute in alle Himmelsrichtungen, nach Antwerpen und Venedig, Riga und Lyon, Breslau und Lissabon. In ganz Europa sind sie vertreten, keine Ware, mit der sie nicht handeln.

Handwerk und Handel machen Nürnberg reich. Doch nach außen geben sich die Häuser der Manufakturbesitzer, der Unternehmer, Kaufleute und Händler schlicht. Protz schickt sich hier nicht.

Die Häuser gleichen sich: Die Erdgeschosse lassen die Besitzer aus Sandsteinquadern mauern, die Etagen darüber meist in Fachwerk aufführen. Rot, schwarz, grau oder ockergelb gestrichen heben sich die Holzbalken ab vom kalkweißen Grund, die Dächer sind mit roten Ziegeln gedeckt. Der einzige Fassadenschmuck, den sich die Nürnberger

leisten, sind einige Madonnen- und Heiligenfiguren sowie die steinernen oder holzgeschnitzten Erker und die Ausgestaltung der Giebel.

Die größeren Bürgerhäuser erstrecken sich über Seitenflügel, einen Innenhof und ein Hinterhaus. Dort, in den Nebengebäuden, schlafen Dienstboten, Gesellen, Lehrlinge. Die Manufakturen, für die die Stadt so berühmt ist, finden sich meist im unteren Vorderhaus, dort auch lagern die Besitzer ihre Waren oder bieten sie zum Verkauf. In den Obergeschossen wohnt die Familie des Eigners.

Besonders wohlhabende Bürger lassen die Decken ihrer Gesellschaftsräume mit Stuck verzieren, die Wände mit Holzvertäfeln und die Zimmer mit Öfen heizen, in deren grün glasierte Kacheln die Bilder historischer und biblischer Figuren eingebrannt sind, den Menschen zur inneren und äußeren Erbauung.

„Die schottischen Könige würden wünschen, so elegant zu wohnen wie mäßig reiche Bürger Nürnbergs“, schwärmt 1457 der italienische Kardinal Enea Silvio de Piccolomini, der spätere Papst Pius II., nach einem Besuch an der Pegnitz.

Die kleineren Handwerkerhäuser sind ähnlich aufgeteilt wie die großen Gebäude, auch wenn sich deren Besitzer Stuck und Anbauten nicht leisten können. Oben enge Wohnstuben mit niedrigen Decken, unten die Werkstätten.

Hier sitzen Töpfer an schweren, drehbar gelagerten Holzscheiben, die sie mit nackten Füßen antreiben, gleich bei welcher Witterung. Sie formen Krüge und Kacheln aus klebrig-feuchtem Ton.

Anderswo ziehen Kammmacher mit Bügelsägen Zinken in Schildpatt, Holz und Horn. Fräsen Paternosterer Rosenkranzperlen aus Ochsenknochen, Elfenbein und Bernstein. Färben Tuchmacher Wolle in einem der Färbhäuser der Stadt.

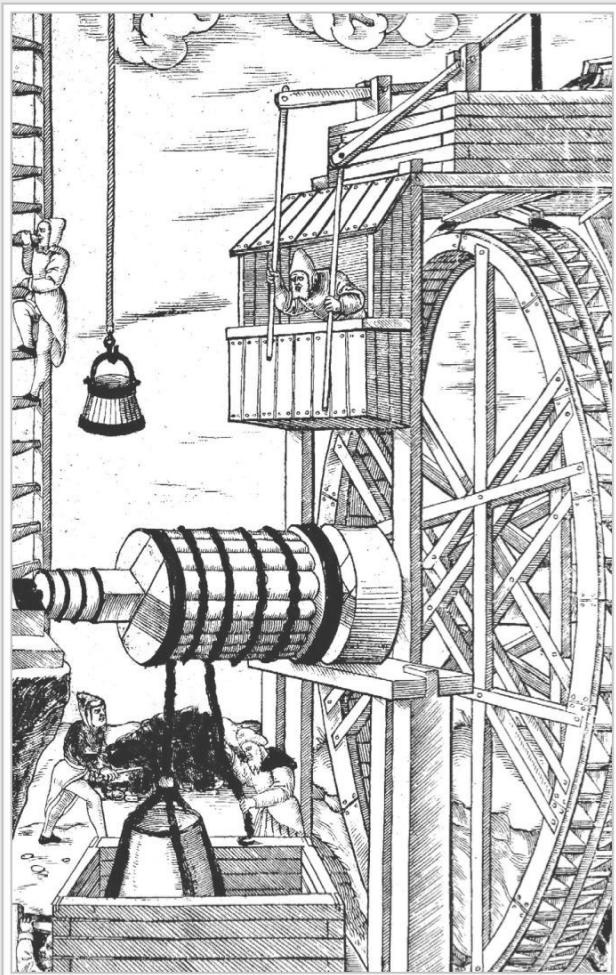
Aus den Blättern der Waidpflanze oder aus Kornblumenblüten gewinnen sie Blau, für Schwarz benötigten sie zusätzlich Gallapfel, aus Krappwurzel oder indischem Brasilholz entsteht die Farbe Rot, durch Beigabe von rostigen Eisenstäben und grünen Nusschalen Braun.

In den Schmieden steigt der scharfe Rauch der Kohlenfeuer auf, dröhnen Schläge von Metall auf Metall. Vor allem entlang der Pegnitz ist es laut. Ihren Lauf säumen Wassermühlen, deren Räder Mahlwerke für Getreide rotieren lassen, Schleifsteine für Messer antreiben und kreischende Sägeblätter.

Auch die Färber und Gerber haben dort ihre Werkstätten, weil sie große Mengen an Wasser verbrauchen und die Nachbarn sonst mit dem Gestank belästigen, den ihre Laugen, Lösungen und der benötigte Urin verbreiten. Oft dringt vom Fluss der scharfe Geruch der Lohbrühe herauf: der gemahlenen Eichen- oder Tannenrinde, die mit heißem Wasser übergossen wird und in der die schweren Häute von Rindern und Schweinen zum Gerben liegen.

Und obwohl die träge fließende Pegnitz Nürnbergs Unrat fortspült, hängt Modergeruch über dem Gewässer, und der Gestank der unterschiedlichen Gewerbe durchdringt weite Teile der Stadt.

Die Stadt lebt vor allem von Handel und Handwerk



Ein Schaufelrad treibt dieses Hebwerk an, das Wasser aus einem Bergwerk fördert. Entlang der Pegnitz liegen zwischen Nürnberg und der Oberpfalz zahlreiche Minen und Hütten, vor allem die reichen Patrizier der Stadt investieren in den Bergbau auch in Sachsen oder Böhmen

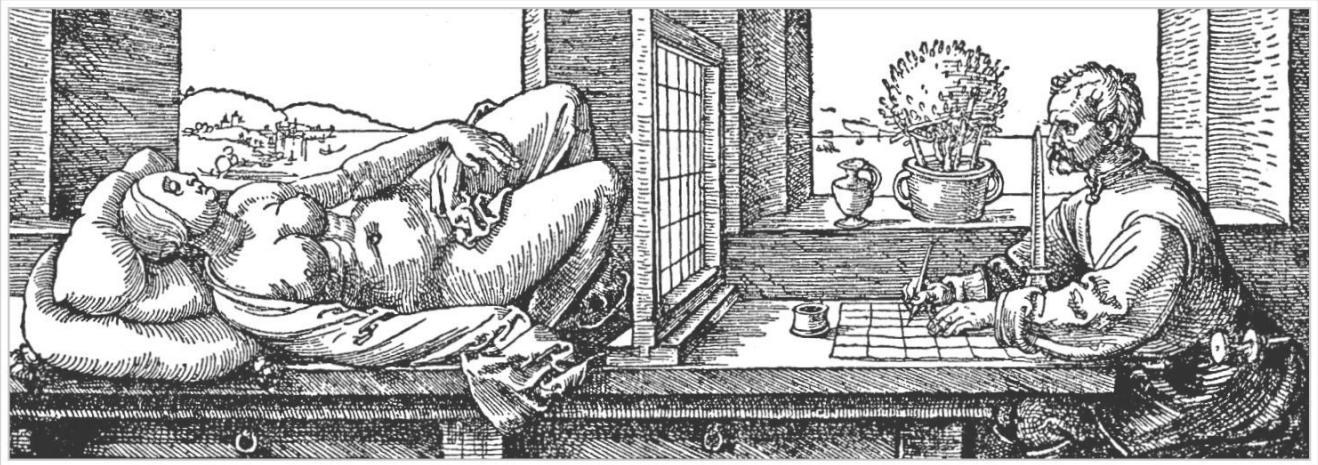


Ein Schuster bedient seine Kundin. Anders als in anderen deutschen Städten verwalten sich die Handwerker in Nürnberg nicht selbst in Zünften, sondern unterstehen dem Rat

Die Nürnberger sind stolz auf ihr Können. So hat der Schlosser Peter Henlein hier die erste zuverlässige Taschenuhr konstruiert



Zwei Männer stellen Schwefel her, neben Kohle und Salpeter Hauptbestandteil von Schießpulver. Aus Sicherheitsgründen liegen die Pulvermühlen Nürnbergs abseits der Wohnhäuser



Der Holzschnitt »Der Zeichner des liegenden Weibes« illustriert in einem Fachbuch die Kunst der Perspektive – ist aber wegen seines gewagten Sujets bald auch Nichtmalern bekannt. Sein Schöpfer, Albrecht Dürer, ist Nürnbergs bekanntester Bürger und der gefeiertste Künstler der Stadt

Daher verschließen die Bürger oft die Fensteröffnungen ihrer Häuser. Denn die Luft, so sind sie überzeugt, ist verseucht von Ausdünstungen, die Krankheit bringen und sogar den Tod.

„Miasmen“ hat der antike Arzt Hippokrates die übeln Gerüche genannt, die aus der Erde und stehenden Gewässern aufsteigen. Seine Vorstellungen haben auch fast 2000 Jahre nach seinem Ableben in Europa nichts an Gültigkeit verloren. Atmen Menschen die Miasmen ein, so der weit verbreitete Glaube, wird ihr Körper von innen verfaulen, ist ihr Dasein verwirkt.

Wer sich also schützen will, etwa vor der Pestilenz, der schottet sein Zuhause ab gegen den Gestank von verrottenden Abfällen, Aas und Fäkalien aus nachlässig geleerten Nachttöpfen, der in den Gassen der Stadt hängt wie ein schwerer Nebel.

Der erträgt zugleich den beißenden Qualm von Herdfeuern, Talgkerzen und Tranlampen in den schlecht belüfteten Räumen.

Und nicht ohne Grund schöpfen die Bürger ihr Trink- und Nutzwasser aus den mehr als 100 öffentlichen Brunnen, die von Quellen am Stadtgraben und vor den Toren gespeist werden, über knapp zwei Dutzend hölzerne Wasserleitungen, die auch private und öffentliche Gebäude versorgen.

Dennoch kaufen die Menschen unbesorgt die Fische und Krebse, die Nürnberger Grünfischer mit Kesichern im flachen Wasserlauf fangen.

marktviertel, Kartäuserviertel. Das Zentrum mit Rathaus und Hauptmarkt liegt auf der Sebalder Seite.

In der Nordwestecke des Markts sprudelt hier, einer Kirchturmspitze gleich, der Schöne Brunnen mit 40 leuchtend bunt bemalten und vergoldeten Figuren: Allegorien der freien Künste, der Evangelisten und Kirchenväter, Helden und Propheten.

Hoch über dem Brunnen und den Ständen des Hauptmarktes, auf dem jede Ware ihr festes Areal hat – Wildbret, Spanferkel, gesalzene Fische, Krebse –, erhebt sich die Kirche zu Unserer Lieben Frau. Über dem Hauptportal thront, umgeben von Musikanten und Herolden, die glänzende Figur Kaiser Karls IV., der mit der Goldenen Bulle 1356 die Wahl des römisch-deutschen Königs durch die Kurfürsten im Reich erstmals verbindlich geregelt hat (siehe Seite 76).

Jeden Tag zur Mittagsstunde erleben die Menschen auf dem Platz ein mechanisches Wunderwerk. Mit dem ersten Schlag der Stundenglocke öffnen sich die beiden Türen links und rechts der vergoldeten Kupferstatue, und Figuren der sieben Kurfürsten treten hervor, ziehen dreimal um den Kaiser herum, der grüßend sein Zepter bewegt.

„Männleinlaufen“ nennen die Nürnberger die Kunstuhr, deren mechanisches Scheppern und Scharren sich in das lärm-

W

Wie eine Mittelachse teilt die Pegnitz die Stadt in Nord und Süd, trennt Nürnberg in zwei Stadtteile und Pfarrbezirke, St. Lorenz und St. Sebald.

Im Lorenzer Teil südlich des Flusses wohnen überwiegend Dienstboten, Handwerker, kleine Kaufleute. Am anderen Ufer, im älteren Stadtteil nahe der Burg, haben sich die Wohlhabenden niedergelassen: Ratsherren, Großkaufleute, Ärzte, Juristen, Goldschmiede.

Zwölf Brücken, sechs aus Stein und sechs aus Holz, verbinden die zwei Stadthälften. An beiden Ufern reihen sich je vier Viertel zwischen Mauerring und Fluss, benannt nach Märkten, Kirchen, Klöstern: Egidienviertel, Korn-

mende Spektakel des Marktes mischt, in die Flüche der Händler und Hökerinnen, das Münzgeklipper an den Tischen der amtlichen Wechsler, das Stimmen-gewirr der Kaufleute aus einem Dutzend Nationen.

Das Rathaus liegt nördlich des Hauptmarkts. Es ist ein großer, sakral anmutender Saalbau mit zwei Seitenflügeln, ganz oben in der Treppenstufen-spitze seines westlichen Staffelgiebels schwebt der Reichsadler. Im Erdgeschoss öffnen sich Verkaufsgewölbe hinter steinernen Bögen. Im Keller ist das Gefäng-nis, in dem bis zu ihrer Verurteilung jene Verdächtigen einsitzen, die schwerer Verbrechen wie Verleumdung, Brandstiftung oder Totschlag beschuldigt werden.

Die Zellen sind mit Holzbohlen ausgekleidet und oft mit zwei Gefange-nen belegt. In der benachbarten Folter-kammer erzwingt der Henker im Auftrag des Stadtgerichts Geständnisse von all jenen, die ihre Schuld nicht von sich aus bekennen. Ein Gehilfe geht ihm zur Hand, zwei Schöffen und ein Schreiber stehen als Zeugen bereit, wenn er mit seinen Eisenwerkzeugen hantiert.

Ein geheimer Gang verbindet das Verlies mit der Ratsstube im Ober-geschoss, in der die Stadtregierung tagt. Nebenan im Hauptgebäude liegt der Große Saal, in dem die Ratsherren zu offiziellen Anlässen zusammenkommen: zu Huldigungen, Gerichtssitzungen.

Man muss den Kopf in den Nacken legen, um die Wucht des 40 Meter lan-gen Raumes zu ermessen, in zwölf Meter Höhe über dem Boden wölbt sich die Decke an ihrem höchsten Punkt.

Mit der Ausschmückung des Saals hat die Stadtregierung vor einigen Jahren den Maler Albrecht Dürer beauftragt. Die Gehilfen des gefeierten Nürnberger Künstlers arbeiten seit 1521 daran, die Wände des Raums nach seinen Vorstel-lungen zu gestalten, Pinselstrich für Pinselstrich. Dürer selbst entwirft, plant und begutachtet.

Eines der Fresken an der fenster-losen Nordwand des Saals zeigt Kaiser Maximilian I. in einem Triumphwagen, gezogen von zwölf Schimmeln – der vor einigen Jahren verstorbene Großvater Kaiser Karls V. war ein Freund Dürers und ein Förderer Nürnbergs.

Dürer ist der bekannteste Bürger seiner Heimatstadt. Mit seiner Ehefrauwohnt er in einem Haus am Tiergärtner-tor im Nordwesten – nicht weit von dem Gebäude in der Gasse „Unter der Veste“, in dem er aufgewachsen ist, als drittes von 18 Kindern eines Goldschmieds, der einst als „herkomling“ aus einem unga-rischen Dorf in die Wirtschaftsmetro-pole Nürnberg gezogen war.

Das Viertel unterhalb der Burg, in dem die Familie damals wohnte, gehört zu den vornehmsten der Stadt. Vater Dürer stand hier als Gassenhauptmann einem Wohnbezirk von zwei Häuser-blocks vor, organisierte die Feuerwehr, den Einzug wehrfähiger Bürger, die Kontrolle der Vorratshaltung. Dem Sohn

hat die Stadtregierung ein noch höher angesehenes Ehrenamt angetragen: Seit 1509 ist er Mitglied des „Größeren Rats“.

Zu diesem Gremium gehören gut 260 Kaufleute und Händler, Beamte, Ärzte und Rechtsgelehrte, Handwerks-meister und Künstler – alle derart erfolg-reich und geachtet, dass sie einen Platz in der Runde verdienen. Doch der Größere Rat wird nur selten einberufen, und dann meist, um die gewichtigsten Be-schlüsse der Stadtregierung zu bestätigen. Beeinflussen kann er sie kaum.

Alle politischen und juristischen Entscheidungen fällt der 42-köpfige „In-nere Rat“, der jedes Jahr nach Ostern neu gewählt wird und in der kleinen Rats-stube zusammentritt.



Neben Lateinschulen wie dieser gibt es in Nürnberg auch zahlreiche Privatschulen. Besonders die Rechenmeister der Stadt genießen einen guten Ruf und unterrichten bisweilen neben Mathematik auch Buchführung

Die eigentliche Machtzentrale Nürnbergs aber ist die Regimentsstube. Hier berät der engste Kreis des Inneren Rats, treffen sich die sieben Älteren Herren des „Septemvirats“, von denen drei die Führungsspitze der Stadt bilden.

Zwei dieser Triumvir verwalten die Finanzen, zu dritt stehen sie der gesamten Justiz und Verwaltung der Stadt und ihres Landgebiets vor.

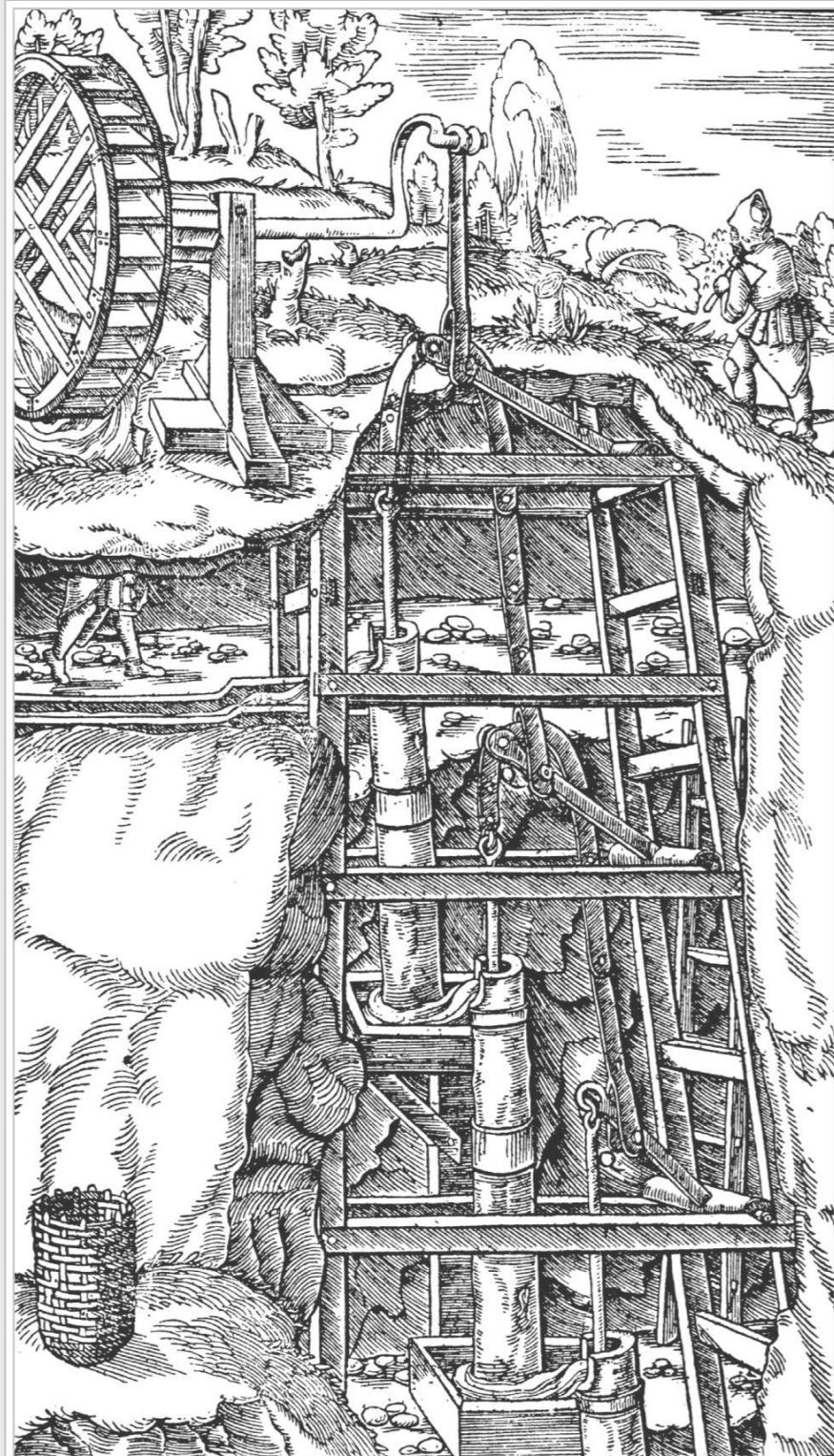
42 Patrizierfamilien gibt es in Nürnberg, und 34 der 42 Mitglieder des Inneren Rats stammen aus ihren Reihen. Die übrigen acht Posten besetzen „Ratsfreunde vom Handwerk“, die aus den angesehensten Gewerben der Stadt stammen: je ein Goldschmied, Kürschner, Rotbierbrauer, Rindsmetzger, Tuchmacher, Bäcker, Schneider und Rotgerber.

Ihre Aufnahme ins Stadtregeramt war ein Kompromiss, den die führenden Bürgerfamilien eingehen mussten. Denn 1348 hatten Handwerker gemeinsam mit Ratsmitgliedern und wohlhabenden Fernhändlern in einem Aufstand die Herrschaft in Nürnberg an sich gerissen, nur mit der Hilfe Karls IV. konnten die Patrizier die Rebellion niederschlagen.

Die Ratsplätze, die die Stadtregerung den Vertretern der Gewerbe daraufhin zugestand, um weitere Unruhen zu verhindern, sind jedoch rein symbolisch. Nur auf besondere Einladung dürfen die Ratsherren aus dem Handwerk an Sitzungen teilnehmen. Echten Einfluss sowie Stimmrecht oder Ämter gewährt man ihnen nicht.

Auch selbstverwaltete Zünfte, in denen sich Handwerker in anderen Reichsstädten wie etwa Köln, Augsburg oder Ulm organisieren, gibt es in Nürnberg nicht. Hier regelt das Rugamt als städtische Aufsichtsbehörde die Angelegenheiten der Gewerbe, erstellt Handwerksordnungen, überwacht deren Einhaltung, schlichtet Konflikte, verleiht Meisterrechte, bestimmt nach Bedarf und Konjunktur die Zahl der zugelassenen Handwerker, Lehrjungen und Gesellen.

Nürnbergs Takt ist der Akkord. Denn viele Meister beschäftigen Stückwerker: Das sind ausgebildete Fachleute, denen das Kapital fehlt, um einen eigenen Betrieb zu gründen, oder Männer, die wegen der Zugangsbeschränkungen des Rugamts keine feste Stelle als Meis-



Mit einem ausgeklügelten System pumpen Arbeiter Wasser aus einer Mine. Sie liefert den Rohstoff für Nürnbergs wichtigsten Handwerkszweig: Kaum eine europäische Stadt bietet bessere Metallwaren an

ter oder Geselle gefunden haben. Ihr Arbeitgeber bezahlt sie nicht tageweise, sondern nach Stücklohn.

Längst sind viele Werkstätten Zulieferbetriebe, finanziell abhängig von Unternehmern (den „Verlegern“), die sich auskennen auf dem Markt, den Absatz organisieren, Bestellungen aufgeben, Lohn vorauszahlen, Rohstoffe beschaffen. Die von ihnen mit Aufträgen versehenen Handwerker fertigen solide Massenware, meist bestimmt für den Export – Löffel, Messer, Nadeln, Scheren, Waffen.

Für fast jedes Produkt gibt es in Nürnberg einen eigenen Berufszweig. Allein 59 verschiedene Berufe verarbeiten Metalle, darunter die Fingerhüter und Feilenschmiede, die Schellenmacher und Nagler. Sie alle beherrschen ihr Handwerk in Perfektion, wissen Metall in jede Form zu bringen, durch Drahtziehen, durch Gießen, Schmieden, Löten. Nürnbergs Metallwaren sind nahezu konkurrenzlos auf dem Kontinent.

Die Kaufleute, die die Waren hinaus in die Welt tragen, betreiben ihr Geschäft meist als Familiengesellschaft, mit dem Senior an der Spitze und Verwandten in anderen Städten. Ihre Söhne schicken sie in die Lehre nach Italien, Südfrankreich oder Polen, wo sie in den Handelszentren, in denen die Nürnberger Geschäftsbeziehungen und häufig auch Stützpunkte unterhalten, Buchhaltung sowie die Sprache lernen, bevor sie in das Unternehmen der Familie eintreten oder in das eines Geschäftsfreunds.

Die Händler versorgen die Bürger mit Getreide, Fleisch, Salz, Wein, Seidenwaren, Pelzen sowie Parfüms aus Weihrauch, Sandelholz und Balsamkraut – und die Handwerker mit Silber, Kupfer und Eisen aus Hütten und Bergwerken in Sachsen, Böhmen oder Tirol, an denen viele Nürnberger beteiligt sind.

Das wichtigste Ziel der Geschäftleute ist Italien. Zwölf bis 15 Tage braucht ein Reiter bis nach Venedig, ein Fuhrwerk ungleich länger, besonders im Winter, wenn Schnee und Eis den Weg über die Alpen erschweren. Von Zollamt zu Zollamt, von Umschlagplatz zu Umschlagplatz schleppen sich die Züge, bewacht von bewaffneten, ausgebildeten Mannschaften. Die Fernhandelswege führen durch unzählige kleinere und grö-

ßere Hoheitsgebiete, in die Europa in dieser Zeit aufgesplittert ist.

Die Straßen sind unsicher, oft überfallen Diebesbanden und Raubritter die Wagen der Kaufleute aus dem Hinterhalt, plündern sie aus, ermorden, wer ihnen in den Weg tritt, oder nehmen Geiseln, um Lösegeld zu erpressen.

Doch all diesen Mühen und Gefahren zum Trotz haben es viele Nürnberger Familien mit dem Fernhandel zu Reichtum gebracht.



Tuch aus den Niederlanden, Federn und Rossshaare aus Böhmen, Pelze von Hermelin, Zobel, Luchsen und weißen Füchsen aus Russland werden über Nürnberg nach Italien geliefert. Aus Venedig bringen die Kaufleute Konfitüren und Muskatellerwein in den Norden, schwarzen Pfeffer aus Indien, Zimt aus Ceylon, Ingwer aus Sansibar.

Sie verdienen ihr Geld mit Korallen, mit Perlen und Edelsteinen aus dem Orient, mit Bernstein, Honig, Wachs und Heringen aus dem Ostseeraum.

Im Handel mit Safran aus Italien, Frankreich und Spanien halten sie sogar das Monopol. Nürnberg ist Europas wichtigster Umschlagplatz für das teure Gewürz, dessen gelbe Farbwirkung und süßlich-herber Geschmack begehrte sind an den Tafeln der Reichen und Mächtigen und das zudem in der Heilkunde und zum Färben von Seide und Leinen verwendet wird. Für ein Kilogramm Safranfäden, gewonnen aus den Stempelfäden spezieller Krokusse, muss ein Pflücker 150 000 Blüten ernten.

Da oft Fälschungen angeboten werden, mit Blüten anderer Pflanzen, hat der Rat für die begehrte Ware eine eigene Qualitätskontrolle eingerichtet, der auch andere Importgüter sowie Nürnbergs

eigene Erzeugnisse unterzogen werden – darunter Mehl, Kerzen, Ziegelsteine und Wein für den Bedarf der Stadt, ebenso Waffen oder Goldschmuck, die als Exportgüter das Signum von Nürnberg erhalten.

Im Waaggebäude in der Nähe des Hauptmarkts, wo importierte Waren gewogen und verzollt werden, kontrollieren die vom Rat bestellten Safranschauer, ob das in Ballen gestapelte Gewürz das städtische Gütesiegel „Nürnbergerisch geprüft geschaut gut“ verdient. Sie atmen den bittersüßen Duft ein, reiben die dünnen Fäden zwischen den spitzen Fingern.

Der Rat betreibt enormen Aufwand, um Nürnbergs Ruf und Platz in der Handelshierarchie zu schützen.

Das ist umso wichtiger in diesen Jahren, in denen die Welt immer größer wird. Und auch daran, an den Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts, hat Nürnberg, die Stadt der Tüftler und Erfinder, großen Anteil.

Denn von den portugiesischen und spanischen Seefahrern, die übers Meer ins Unbekannte segeln, führen viele auf ihren Schiffen wissenschaftliche Geräte mit, die Feinmechaniker an der Pegnitz unter strengen Qualitätsvorgaben gefertigt haben, etwa Kompass, Reise-Sonnenuhren und Globen sowie Astrolabien und Quadranten, mit denen sich die Höhe der Sterne messen und damit die Position des Schiffes berechnen lässt.

Mit den Instrumenten, die Nürnbergs größte Handelshäuser – Imhoff, Münzer, Hirschvogel, Nützel und Behaim – auf die Iberische Halbinsel gebracht haben, entdeckt Pedro Álvares Cabral im Jahr 1500 Brasilien.

1505 bricht Francisco de Almeida nach Indien auf, eine Fahrt, die Nürnberger Handelshäuser mit ausgerüstet haben, um zu profitieren von den Schätzen aus den neu erschlossenen Regionen.

Und Nürnberger Instrumente sind es, mit deren Hilfe ein Schiff aus der Flotte des Kapitäns Ferdinand Magellan von 1519 bis 1522 die Welt umsegelt.

Nürnbergs weltgewandte Kaufleute vor allem stellen die Oberschicht der Handelskapitale. Anders als andere große Städte des Reiches wie Augsburg oder

Ulm gliedert Nürnberg seine Gesellschaft nicht in drei, sondern in fünf Stände auf. Die städtische Aristokratie des ersten Standes bilden die 20 ältesten Familien wie die Pfinzings, Ebners und Nützels. Sie stammen oft von kaiserlichen Beamten ab, die in den Anfangsjahren der Stadt unterhalb der Burg siedelten und sich eigene Herrensitze bauten.

Daneben zählen sieben neuere Familien wie die Paumgartners, Imhoffs und Kress' zum Nürnberger Patriziat sowie weitere 15 Familien, die erst im Verlauf der letzten drei Generationen in die Reihen des Stadtadels aufgerückt sind.

Im Jahr 1521 hat der Rat endgültig festgeschrieben, wer in seinem Machtbereich zur Aristokratie gehört – und die Reihen geschlossen. „Tanzstatut“ heißt der Erlass, eine namentliche Liste der insgesamt 42 vornehmsten Geschlechter, die die Geschicke der Stadt bestimmen und seither allein zu Tanzfesten auf dem Rathaus zugelassen sind.

Den zweiten Stand stellen die übrigen ehrbaren Familien der Großkaufleute und Gelehrten, die man zu Mitgliedern des Größeren Rats berufen hat; den dritten weitere Kauf- und Handelsleute des Größeren sowie die acht Handwerkerherren des Inneren Rats; den vierten Kleinhändler und Handwerker des Größeren Rats – und den fünften die restlichen Einwohner der Stadt.

Am Rande der Gesellschaft stehen diejenigen Einwohner Nürnbergs, deren Berufe als „unehrlich“ gelten. Etwa die Bader: die Betreiber der 13 Badehäuser, in denen all jene Bürger ihr wöchentliches Bad in Eichenfässern nehmen, deren Häuser nicht über so eine Einrichtung verfügen.

Zu der Gruppe der Unerlichen gehören darüber hinaus die Totengräber des Friedhofs St. Johannis wie auch die Hundsschläger, die streunende Hunde einfangen und töten sowie Aas aus den Gassen sammeln und verscharren – und die Pappenheimer: jene Stadtknechte, die nachts mit ihren Pferdekarrchen durch die Straßen ziehen und die Abortgruben reinigen, um den Inhalt in die Pegnitz zu entleeren oder als Dünger an die Bauern im Umland zu verkaufen.

Aufs Wasser verbannt im Turm am Henkersteg über dem Stadtfluss wohnt

der Scharfrichter, der an Strafen vollstreckt, was immer die zu Gericht sitzenden Ratsherren für angemessen befinden. Der auspeitscht und aufhängt, Hände abschlägt und Ohren abschneidet, köpft, ertränkt und brandmarkt. Und der das Fett, das er aus den Leichen der Hingerichteten gewinnt, als „Armsünderfett“ verkauft – Grundlage für kostbare Salben, die gegen Zahn- und Knochenschmerzen helfen sollen und gegen die Gicht.

Mitten in der Stadt leben die Prostituierten. Etwa 20 von ihnen arbeiten im Frauenhaus beim Kornmarkt auf der

Lorenzer Flusseite. Zwischen zwei und fünf Pfennig kosten ihre Dienste tagsüber, zehn bis 15 Pfennig, wenn der Freier in ihrer Kammer übernachtet.

Alle anderen Männer setzt der Wirt des Hauses zur Sperrstunde 60 Minuten vor Mitternacht vor die Tür. Mit einem Pfennig pro „leiblichem Werk“ sowie drei Pfennig „Schlafgeld“ ist er am Umsatz der Prostituierten beteiligt; auch für Verpflegung, ein wöchentliches Bad, Kammer und Bettzeug lässt er sich bezahlen.

Priester, Kleriker und Ehemänner darf er nicht zu „sündlichen Werken“ in seinen Räumen dulden, aber mit dieser



Rasch breiten sich die Ideen des Reformators Martin Luther in Nürnberg aus, und damit auch die Kritik am Ablasshandel. Mit Drucken wie diesem – Männer kaufen sich an einem Tisch von ihren Sünden frei, während ein Mönch unter päpstlichem Wappen vom Sündenerlass predigt – kämpfen die Protestanten gegen den Handel mit dem Seelenheil

Auflage nimmt er es nicht genau. Selbst Fürsten sind bisweilen bei ihm zu Gast.

Die meisten Kunden allerdings sind unverheiratete Handwerksgesellen, die für eine Nacht mit einer käuflichen Frau einen Großteil ihres Tageslohns von 16 bis 20 Pfennig ausgeben müssen.

Obwohl der Rat die Arbeit der Frauen ordnet wie jede andere, versucht er zugleich, sie zu ehrbaren Bewohnerinnen der Stadt zu machen: Wer sich als Zugewanderter niederlassen will und sich das Bürgerrecht nicht leisten kann, bekommt es geschenkt, wenn er eine Prostituierte heiratet.

Mit den sorgfältig gezogenen Standesgrenzen wollen die Patrizier schon auf den ersten Blick deutlich machen, wo jeder Bürger in der Rangordnung einzusortieren ist. Sogar Kleidervorschriften hat der Rat verabschiedet, um die aufstrebende Mittelschicht in ihre Schranken zu weisen, deren Mitglieder ihren neu gewonnenen Reichtum gern offen zur Schau tragen.

So dürfen nur Patrizierinnen ihre Bekleidung oberhalb der Gürtellinie mit einer halben Elle Samt verbrämen lassen – den Ehefrauen und Töchtern von Handwerkern steht die gleiche Menge für ihre gesamte Kleidung zu.

Allein Frauen der ersten beiden Stände ist es gestattet, jenen Lederbeutel kostbar besticken und verzieren zu lassen, den jede Bürgersfrau neben dem rassenden Schlüsselbund, dem Messer oder Essbesteck als Zeichen ihrer Stellung in Haushalt und Geschäft am Gürtel trägt.

Und ausschließlich Patriziern sind schwere Goldketten erlaubt, die, um allzu große Verschwendungsücht einzu-dämmen, höchstens 50 Gulden kosten dürfen, das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Stadtarztes.

Denn auch wenn viele Kaufleute und selbst manche Handwerker aus niederen Ständen längst ebenso große Vermögen wie der Stadtadel angehäuft haben und zum Kauf stehende Patrizierhäuser im Schatten der Burg erwerben: Als ebenbürtig akzeptiert man die Neureichen nicht.

Doch so sorgfältig die städtische Aristokratie auf Distanz zu den anderen



In Folterkammern pressen die Henker ihren Gefangenen Geständnisse ab, etwa auf der Streckbank. In Nürnberg liegt dieser Raum im Keller des Rathauses, neben den Zellen des Gefängnisses. Ein Geheimgang verbindet das Verlies mit der Ratsstube

Nürnberg

Ständen achtet, so offen unterstützt sie die Armen – nicht zuletzt aus Sorge um das eigene Seelenheil. Die Almosen, die die Patrizier an Bedürftige verteilen, sichern ihnen als Gegenleistung deren Gebete. Stiftungen unterstützen Kranke und Alte, verarmte Lateinschüler, Handwerker und Dienstmägde.

Zwei „Zwölfbrüderhäuser“ versorgen in Anlehnung an die Zahl der Apostel je ein Dutzend alter Männer, die sich nicht mehr von ihrer Hände Arbeit ernähren können. Einheitlich gekleidet in eine Tracht aus dunkler Kutte und Kapuzenmantel, vergelten sie Unterkunft und Verpflegung mit Fürbitben für die Angehörigen der Stifterfamilien und die Mitglieder des Rats.

Das Betteln in den Gassen hat der Rat verboten und stattdessen ein eigenes Almosenamt gegründet und die Klingelbeutel-Kollekte im Gottesdienst eingeführt. Für 500 Arme kommt die städti-

sche Fürsorge auf, bis zu 5000 weitere Bedürftige werden teilweise unterstützt, in Krisenzeiten lässt die Stadt Brot an bis zu 15 000 Menschen ausgeben.

All das dient nicht nur dem Heil der Seele, sondern ist auch politisches Kalkül: Denn wären die Kornhäuser weniger gut gefüllt und wäre die städtische Fürsorge weniger großzügig und der Rat nicht bereit, die Belastung durch Steuern und Abgaben erträglich zu halten, dann würden sich Nürnbergs Bürger vermutlich kaum so bereitwillig in die strenge Gesellschaftsordnung, die politische Alleinherrschaft des Stadtadels und die allumfassende Bevormundung durch die Ratsherren fügen.

Das gilt auch für die Handwerker. Sie haben sich seit ihrem Aufstand von 1348 mit dem Adel der Stadt arrangiert. Umgekehrt sorgen die Patrizier des Inneren Rates dafür, dass ihre Politik keinen Anlass zur Unzufriedenheit gibt,

nicht bei den Handwerkern und nicht bei den rangniedrigsten Schichten der Dienstboten, Tagelöhner oder Bader.

Nürnbergs Ordnung steht fest und verlässlich.

S

Seit einiger Zeit aber ist ein Wandel zu spüren in manchen der vornehmen Häuser unterhalb der Burg. Die neuen Ideen des Humanismus, die in Italien aufgekommen sind, haben den Weg in die Reichsstadt gefunden – verbreitet auch durch jene Söhne aus den wohlhabenden Familien der Stadt, die zur Ausbildung an die berühmten Universitäten oder in die mächtigen Geschäftszentren des Südens geschickt worden sind.

Die Anhänger des Humanismus rücken den Menschen in den Mittelpunkt, betonen seine Würde, seinen Verstand, seine gestalterische Kraft. Zugleich begeistern sie sich für das intellektuelle Leben der Antike und deren Bildungsideal, sie lernen Latein und Griechisch, studieren die Traktate der Geistesgrößen des Altertums, fordern die Rückkehr zu den Quellen allen Wissens.

Die Humanisten glauben an ein neues Zeitalter, errichtet auf den Fundamenten der Antike (als sei das Jahrtausend, das seither vergangen ist, nur ein Zwischenpiel gewesen).

Kurzum: Sie feiern das Ideal eines freien Christenmenschen, der auf der Grundlage umfassender Bildung seine Persönlichkeit entfaltet, der nicht sein ganzes Hoffen und Streben auf das Jenseits richtet. Ihr Ziel ist nicht mehr und nicht weniger als die Vervollkommnung des Menschen. Und sie lösen sich immer mehr von den traditionellen Autoritäten, von Klerus und Feudalherren.

Der Humanismus ist eine Bewegung der Gebildeten. Aber auch in den

anderen Schichten wächst die Entfremdung von der Kirche, die den Hunger der Menschen nach Trost und Beistand im diesseitigen sowie nach Hoffnung auf Gnade im jenseitigen Leben immer weniger stillen kann.

Längst mehren sich auch in Kirchenkreisen Forderungen nach Reformen, denen sich die Kurie in Rom aber entschieden widersetzt: aus Angst, abgeben zu müssen von ihrer Macht und ihren Pfründen. Einer dieser Männer, die ihre kritische Stimme erheben, ist der Theologe Johannes von Staupitz, der Beichtvater des Mönchs Martin Luther.

Staupitz predigt im Herbst 1512 zum ersten Mal in der Kirche des Nürnberger Augustinerkonvents nahe dem Weinmarkt. Seine Worte finden Gehör. Als er vier Jahre später wieder dort zu Gast ist, kann die Klosterkirche die Zahl der Zuhörer kaum fassen.

Denn er droht nicht mit Gottes Gericht wie die römische Kirche, er fordert von seinen Zuhörern zur Vergebung der Sünden nichts außer einem reumütigen Herzen, und er predigt die ewige, allumfassende Barmherzigkeit Gottes.

Angesehene Bürger suchen das Gespräch mit ihm, darunter Ratsherren, Juristen und auch Albrecht Dürer. Die Gedanken des Theologen begeistern die Männer so sehr, dass sie einen Freundeskreis in seinem Namen gründen, die „Sodalitas Staupitziana“.

Aber niemand kann die Forderungen nach Reformen so überzeugend vortragen und jeden Gläubigen und sein Seelenheil dabei so sehr in den Mittelpunkt rücken wie Martin Luther, der seinem Beichtvater 1512 auf den Lehrstuhl für Bibelauslegung an der Universität Wittenberg gefolgt ist. Jener Theo-

loge, der eine neue Kirche begründen wird, ohne es zu wissen und zu wollen.

Im Herbst 1517 formuliert Luther die Glaubenssätze, die ihn berühmt machen werden: 95 Thesen, in denen er sich gegen eine Kurie auflehnt, die der Verschwendungsucht erlegen ist, gegen eine Kirche, in der Ämter so käuflich geworden sind wie die Vergebung der



Sünden – und in der die Gnade Gottes einen Preis hat, Frömmigkeit an der Höhe der Spenden gemessen wird.

Dieser Ablasshandel ist für Luther nur die sichtbarste von vielen Verfehlungen und falschen Lehren der Kirche. Aber für Menschen, die es gewohnt sind, sich ihr Seelenheil und den Ausweg aus dem Fegefeuer teuer zu erkaufen, bedeu-

tet gerade der Verzicht auf den kirchlichen Sündenerlass ungeheure Befreiung.

Erlösung, lehrt dagegen Luther, bringt nur der Glaube, nicht das gute Werk, das die Kirche fordert. Und: Grundlage für die Lehre der Kirche muss allein das Evangelium sein – das unverfälschte Wort Gottes, nicht der Ablasshandel oder die Verdienste der Heiligen.

Kaum zwei Monate nach ihrer Veröffentlichung erscheinen Luthers Thesen in Nürnberg als Druckschrift. Der Rats-herr Kaspar Nützel hat sie aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, der Jurist Christoph Scheurl verbreitet sie.

Als Luther 1518 im Augustinerkloster beim Weinmarkt Station macht, auf seiner Reise zum Reichstag in Augsburg,



Nürnberg

wo er vom Botschafter des Papstes verhört werden soll, treffen sich die Staupitz-Anhänger mit ihm und benennen danach tief beeindruckt ihre Gesellschaft in „Sodalitas Martiniana“ um.

Als erste Bürger der Reichsstadt bekennen sie sich offen zu Luther und seinen Lehren. Binnen weniger Jahre wächst danach in Nürnberg eine evangelische Bewegung heran.

Dass sich Luthers Gedanken so schnell verbreiten, liegt auch an den einzigartigen Bedingungen in der Stadt. Der Buchdruck mit beweglichen Lettern gehört zu den wichtigsten Handwerken Nürnbergs. Eine Druckerei, die der 1513 verstorbene Anton Koberger hier gegründet hat, ist zeitweise eine der leistungsfähigsten in Europa, mit 14 Niederlassungen in Städten wie Prag, Wien, Mailand und Paris. Mehr als 100 Menschen produzieren zu den besten Zeiten der Koberger Verlagsanstalt massenhaft Druckwerke, die als lose Papierbögen packenweise in Fässer gestapelt in alle Welt exportiert werden.

Nürnberg, die Bücherstadt, ist auch eine Stadt der Leser. Wohl 40 Prozent der Bevölkerung haben in den Lateinschulen der Kirchen sowie den Privatschulen der Schreib- und Rechenmeister lesen gelernt – kaum eine Stadt im Reich hat ein ähnliches Bildungsniveau (und abseits der großen Städte kann nicht einmal jeder zwanzigste Deutsche lesen).

Im Frühjahr 1521 tritt Luther auf dem Reichstag in Worms persönlich Kaiser Karl V. gegenüber. Der erwartet von ihm, dass er seine Thesen widerruft. Luther aber bleibt standhaft – eine Weigerung, die ihm den Tod bringen könnte: Denn der Kaiser belegt ihn noch in Worms als Ketzer mit der Reichsacht.

Doch Luther hat mächtige Freunde, und so kann er sich unter dem Schutz des sächsischen Kurfürsten auf der Wartburg bei Eisenach verstecken. Während er dort an einer Bibelübersetzung arbeitet, schickt sich der Nürnberger Rat an, sich unabhängiger zu machen vom Einfluss der römischen Kirche. Andere Stadt- und Landesherren verfolgen ein ähnliches Ziel, sie wollen schon seit Längerem die Macht des Klerus in ihren



Territorien beschränken. Allein schon deshalb sind viele Große im Reich den Lehren Luthers nicht abgeneigt.

Der Nürnberger Rat besetzt die wichtigsten, in dieser Zeit frei werden- den, geistlichen Ämter nun mit Männern, die im Sinne Luthers predigen.

Dies ist ein Affront gegen den Bischof von Bamberg, zu dessen Bistum Nürnberg gehört. Früher oblag ihm die Entscheidung, wer in den Kirchen der Stadt predigt, doch mittlerweile hat sich Nürnberg das Recht erkämpft, seine Pröbste selbst zu bestimmen.

Der Rat weiß aber auch, dass er vorsichtig handeln muss. Denn die Metropole, die Schatzkammer des Reiches, will um keinen Preis den Zorn des Kaisers oder des Papstes auf sich ziehen. Daher achten die Ratsmitglieder peinlich genau darauf, dass jenseits der Predigten nicht allzu deutlich wird, wie Luthers Anhänger allmählich die Meinungsführerschaft an der Pegnitz übernehmen.

Anfang 1523 lässt die Stadtregie- rung am Rathaus und an den Türen der Kirchen Bekanntmachungen anschlagen – Warnungen an alle Bürger, die Vertre-



ter der römischen Kirche nicht mit Wörtern oder durch Taten zu schmähen, wie es zuvor immer wieder geschehen ist.

Bei den Buchverkäufern lässt der Rat Drucke von Spottliedern und Schmähsschriften gegen die römische Kirche beschlagnahmen. Die Stadt-knechte weist er an, jeden ins Gefängnis zu stecken, der nachts in den dunklen Gassen der Stadt unzüchtige Lieder von Mönchen, Pfaffen und Nonnen singt.

Nach und nach begeistern sich immer größere Teile der Bevölkerung für den neuen Glauben. Flugblätter werben

für Luthers Schriften. Der Schuhmachermeister Hans Sachs, der zum Kreis der Nürnberger Meistersinger gehört – kunstinteressierten Handwerkern, die sich im Liederdichten üben und in Konzerten im Heilig-Geist-Spital im Gesangswettstreit messen – veröffentlicht im Juli 1523 ein Gedicht, das ihn reichsweit bekannt macht und Luther einen Beinamen einbringt: „Die Wittenbergisch Nachtigall“. Denn die Nachtigall, schwärmt Sachs, wecke mit heller Stimme die schlafenden Menschen aus der Finsternis der römischen Verführung.

»Es ist nur ein Mittler«, predigt Luther auf diesem protestantischen Schaumbild und verweist auf Jesus Christus. Andächtig und sittsam lauscht ihm seine Gemeinde, selbst der Kirchenboden ist symmetrisch und sauber. Die Katholiken dagegen beten in Unordnung zwischen Geldsäcken und werden von Gott mit Hagel geschlagen: Vergebens bittet Franziskus für sie – eine Kritik am Heiligenkult der Altgläubigen

Bald predigen fünf der zehn Geistlichen der Stadt von den Kanzeln der Kirchen die neuen Glaubenssätze. Auf jeden altgläubigen Bürger der Stadt kommen nun 20, so schätzen zeitgenössische Juristen, die sich der lutherischen Bewegung angeschlossen haben.

Und was in Nürnberg die Massen bewegt, ist inzwischen längst überall im Reich zum Streitfall geworden. Daher wollen die Landesherren sowie kirchlichen Würdenträger und die Vertreter der Reichsstädte im Herbst 1524 in einer Versammlung aller Reichsstände über die Religionsfrage beraten. Aber der Kaiser, der sich gerade in Spanien aufhält, verbietet die Zusammenkunft.

Dabei brauchen viele Fürsten und Stadtregierungen eine Entscheidung. Vielerorts gären Wut und Hass gegen den Klerus und richten sich immer häufiger auch gegen weltliche Herrscher.

Weite Teile der Bevölkerung unterscheiden nicht, wie Luther zwischen zwei Reichen, zwischen dies- und jenseitiger Macht: Die Menschen sehen sich jetzt nur noch Gott untertan, einer weltlichen Obrigkeit fühlen sie sich nicht länger verpflichtet. Sie wollen ihr Leben an den Geboten der Bibel ausrichten. Die Vorschriften, die ihnen Menschen machen, lehnen sie ab: Sagt der Reformator nicht, vor Gott seien alle Menschen gleich?

Die breite Volksbewegung, zu der Luthers Anhängerschaft in Nürnberg angewachsen ist, macht die Ratsherren zu Getriebenen. Ende 1524 beschließen sie daher, den Glaubensstreit in ihrem Machtgebiet ein für alle Mal zu klären.

Ein Religionsgespräch soll offiziell entscheiden, welche Lehre künftig in den



Ein Religionsstreit droht das Reich Karls V. zu zerreißen, denn die römische Kirche wird von den Reformatoren scharf angegriffen. Der altgläubige Kaiser versucht, die neue Lehre mit Drohungen aufzuhalten

Kirchen Nürnbergs gepredigt wird: die Roms oder die der Lutheraner.

Es soll eine christliche Diskussion sein unter den Geistlichen der Metropole – friedlich, brüderlich, auf Vergleich bedacht, geleitet und bezeugt von den Herren des Stadtregiments.

Der Rat lädt Nürnbergs Prediger ein, „sich miteinander freundlich zu unterreden, guter Hoffnung, sie möchten sich durch Schickung Gottes vergleichen“. Sechs Sitzungen werden angesetzt, in denen beide Seiten ihre Glaubensauffassung darlegen und begründen sollen.

Der Innere Rat selbst sieht seinen Platz beim Gespräch im Hintergrund. Denn die Stadtherren wollen um jeden Preis den Anschein vermeiden, ihr Urteil diktieren die Lehre in Nürnbergs Kirchen. Sie laden daher sämtliche Mitglieder des Größeren Rats in den Rathaussaal: ein paar Hundert Männer, die stellvertretend für Nürnbergs 40 000 Einwohner das Gespräch als Zuhörer verfolgen sollen.

Zu Vorsitzenden der Versammlung bestimmen sie den Benediktinerabt

Friedrich Pistorius sowie die evangelisch gesinnten Präpste Hektor Pömer und Georg Pesler, die den Kirchen St. Sebald und St. Lorenz vorstehen.

Zum Leiter des Gesprächs erwähnen sie den Ratskonsulenten Christoph Scheurl, einen weltgewandten, gebildeten Mann von Anfang 40, Sohn einer der reichsten Handelsfamilien der Stadt und Doktor der Rechtswissenschaften.

Als er am 3. März 1525 im Rathaus seine Eröffnungsrede hält vor den versammelten Geistlichen, Ratsherren und Genannten, tobt unten vor dem Eingang der Mob. Man solle die Mönche zum Fenster hinauswerfen, brüllt die Menge: Man wisse schon, wie man mit ihnen zu disputieren habe! Doch alle Wut, alle Verachtung, mit der die Menschen ihre Forderungen herausschreien, können das Verfahren, das über ihren Köpfen seinen Gang nimmt, nicht ins Stocken bringen.

Wortgewaltig erklärt Scheurl den Anwesenden im Saal, dass es nur einen Richter geben werde am Ende dieses Gesprächs: Keine der traditionellen Autoritäten sei dazu berufen, sondern allein die Heilige Schrift. Mit den Worten des Evangeliums sollen die Prediger ihre Glaubensauffassung begründen und belegen. Nur auf der Grundlage der Schrift solle am Ende entschieden werden, welche Seite den rechten Glauben vertritt. Kein anderer Richter außer ihr sei notwendig.

Damit sind die Vertreter der Reformation von Anfang an im Vorteil, denn mit dem Schriftprinzip lässt sich die römische Kirche schwerlich verteidigen.

Mühsam, in Rede und Gegenrede, Argument um Argument vergeht die zweite Sitzung am 5. März. Um das langwierige Verfahren abzukürzen, muss die Mehrheit der Beteiligten von der dritten Sitzung an schweigen. Jeweils ein gewählter Sprecher trägt nun die Auffassung einer der beiden Seiten vor, direkte Antworten auf Aussagen der Gegenpartei sind nicht mehr erwünscht.

Hinter den Spitzbogenfenstern im ersten Stock des Rathauses ist die Debatte in den folgenden Tagen erfüllt von heiligem Ernst.

Streng abwechselnd werden die Sprecher der beiden Seiten befragt, jedes ihrer Worte von Schreibern protokolliert.

Auf den Sitzungen am 7., 9. und 11. März spricht Andreas Osiander für die evangelische Seite, Prediger in der Kirche St. Lorenz, ein bäriger junger Mann, 26 Jahre alt. Für die Altgläubigen tritt Lienhard Ebner auf, Prediger am Franziskanerkloster.

Unversöhnlich ringen die beiden Parteien Stunde um Stunde um das wahre Evangelium, um Sünde und Gesetz, um Taufe, Priesterehe und die Wiedervermählung unschuldig Geschiedener.

Kurz: um Gott und Gerechtigkeit.

H

Heute nun, in der Sitzung am 14. März, sollen beide Seiten die letzte Möglichkeit erhalten, vermeintliche Beweislücken im Vortrag des Gegners aufzuzeigen.

Aber zu dieser sechsten Sitzung im Rathaussaal erscheinen die Vertreter der römischen Kirche nicht mehr. Schriftlich haben sie kurz vor Beginn abgesagt, da es ihrer Meinung nach bei dieser Auseinandersetzung keinen unparteiischen Richter gebe.

Denn wie sehr der Rat auch betonen mag, dass der Sieg im Glaubensstreit demjenigen zugesprochen werden soll, der seine Auffassung besser mit den Worten der Bibel begründen kann: Die altgläubigen Geistlichen ahnen, dass die Ratsherren am Ende nicht in ihrem Sinne entscheiden werden und sich nur eine Legitimation verschaffen wollen für den Schritt, den sie wohl ohnehin vor hatten.

Da sich die Anhänger Roms der Auseinandersetzung entziehen, hat die Stadtregierung nun freie Hand: Statt auf spitzfindige theologische Argumente zu setzen, kann sie auf den Diskussionsboykott der Prediger verweisen, um das Gespräch zu dem gewünschten Ergebnis zu bringen.

Ein letztes Mal darf Andreas Osiander im Großen Rathaussaal für die evangelische Seite reden. Nach zwei Stunden lässt der Rat die Veranstaltung schließen und erklärt, man werde überlegen, was weiter zu tun sei.

Drei Tage später verkündet das Stadtregiment seinen Beschluss, gefasst mit großer Mehrheit: In allen Kirchen der Stadt soll fortan im Sinne Luthers gepredigt und der evangelische Gottesdienst gefeiert werden. Den Orden der Dominikaner, Franziskaner und Karmeliter aber sind Predigt und Seelsorge in Nürnberg ab sofort verboten.

Denn für zu zerbrechlich hält der Rat das Nebeneinander der konkurrierenden Konfessionen, um auf ein friedliches Zusammenleben zu vertrauen. Wenn in Nürnberg weiter alles seine Ordnung haben soll, muss eine der beiden Glaubensrichtungen weichen, müssen sich seine Bürger geschlossen hinter einer Lehre versammeln – und zwar der lutherischen. Zumindest aus dem öffentlichen Leben will der Rat den alten Glauben verbannen. (Dieses Beispiel wird später Schule machen im Reich.)

Zugleich erhebt sich der Rat über die Kirchen und den Klerus: Er allein diktiert künftig, welche Feiertage zu begießen sind, und macht aus Geistlichen gewöhnliche Bürger mit allen Rechten und Pflichten. Wer das nicht akzeptieren will, muss die Stadt verlassen.

Das ist revolutionär, denn fortan gewährt Nürnberg den Vertretern der Kirche nicht mehr jenen Sonderstatus, der ihnen über Jahrhunderte zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Wie alle anderen haben sie sich fortan der weltlichen Macht zu unterwerfen. Auch moralisch weist der Rat die Prediger in ihre Schranken: Ihre Konkubinen müssen sie heiraten oder sich von ihnen trennen.

In den Gassen und Straßen an der Pegnitz kann die Entscheidung niemanden überraschen. Aber den Rest des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation muss sie treffen wie ein Blitzschlag: Als erste Reichsstadt stellt sich Nürnberg offiziell auf die Seite der Reformation, setzt sich an die Spitze einer Bewegung, die ganz Europa verändern wird.

Von nun an gilt das Wort des Bischofs nicht mehr auf dem Gebiet der

Der Reformator Martin Luther weigert sich, vor dem Reichstag seine Thesen zu widerrufen, gilt fortan als vogelfrei: Er darf straflos getötet werden. Seine Lehre gewinnt dennoch weiter Anhänger, auch in Nürnberg

Stadt, ist das Gesetz des Papstes nichts mehr wert.

In den folgenden Monaten schließen sich immer mehr Länder und Städte des Reichs der Reformation an, obwohl der Kaiser weiterhin darauf beharrt, dass die Reichsstände bis zu seiner Rückkehr aus Spanien nicht selbstständig in der Religionsfrage entscheiden dürfen.

Im Sommer 1526 einigen sich beide Seiten auf einem Reichstag immerhin darauf, dass jeder Herrscher in der Glaubensfrage bis zur endgültigen Entscheidung dem eigenen Gewissen folgen darf.

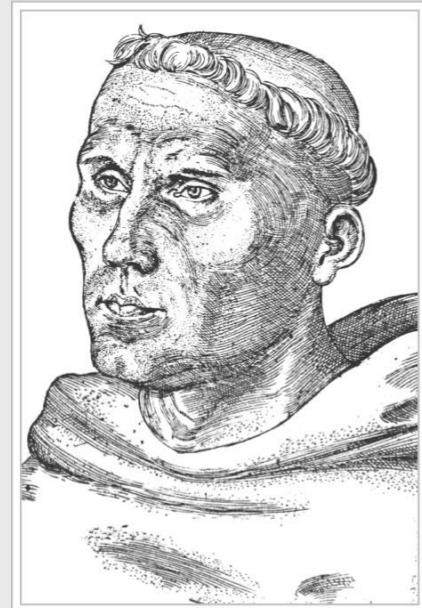
Doch gerade dieser Schwebezustand sichert den Siegeszug der Reformation. Zumal die katholischen Territorialherren, untereinander oft in politische Konflikte und Machtstreitigkeiten verwickelt, der evangelischen Seite keine geeinte Front entgegenstellen. Als in späteren Jahren aus zögerlicher Duldung offene Gegenwehr wird, ist die Revolution nicht mehr rückgängig zu machen.

Erst 1555 beendet der Augsburger Religionsfrieden die Kämpfe. Künftig sollen alle Landesherren den Glauben ihrer Untertanen frei bestimmen, nach dem Grundsatz „Cuius regio, eius religio“ – wessen Land, dessen Religion.

Doch lange wird dieser Frieden nicht währen. Ein Jahrhundert, nachdem der Siegeszug der Reformation begonnen hat, bricht 1618 ein Kampf aus zwischen katholischen und evangelischen Mächten, der halb Europa erfassen und über Jahrzehnte wüten wird.

Nürnberg wird den Erschütterungen des Dreißigjährigen Krieges nicht standhalten, auch wenn der Rat anfangs Eisern versucht, Neutralität zu wahren.

Auf dem Höhepunkt des blutigen Streits um Macht und Glauben flüchten sich Tausende Menschen aus dem Umland in die Stadt. Die so strikt verteidigte



Ordnung der Patrizier, die Nürnberg groß gemacht hat und erfolgreich, löst sich in Chaos auf. Es kommt zu Hungersnöten und Seuchen. Ab 1632 verliert die Reichsstadt binnen drei Jahren zwei Drittel ihrer Bevölkerung.

Die Menschen, die ihr größtes Kapital waren und die ihr einen besonderen Glanz verliehen, kann die Stadt im Schatten der Burg nicht ersetzen.

Und so wird Nürnberg nie wieder sein, was es gut zwei Jahrhunderte lang war: der Mittelpunkt des Reiches. ●

Constanze Kindel, Jg. 1979, fragte sich bei ihrer Recherche oft, wie anders die Geschichte der Reformation verlaufen wäre, wenn sich nicht mit Nürnberg die vielleicht mächtigste Stadt des Reiches so früh zum lutherischen Glauben bekannt hätte.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Michael Diefenbacher u. a., „Handwerk in Nürnberg: vom Mittelalter bis zur Neuzeit“, Müller: zeigt, wie und wo Handwerker in Nürnberg lebten, und gibt einen detaillierten Überblick über Entwicklung und Arbeitsbedingungen der einzelnen Handwerkskünste. Katharina Heinemann, „Kaiser – Reich – Stadt“, Imhof: Das Begleitbuch zu einer Ausstellung, die inzwischen dauerhaft auf der Nürnberger Burg zu sehen ist, untersucht die Verbindungen zwischen Stadt und Herrschern.

DER KRIEG DER KRIEDE



Die Reformation hat die
Christen tief entzweit. Auch
im Reich: Dort entbrennt
1618 ein Kampf um Glauben
und Macht, der drei Jahrzehnte
andauern und das Reich ver-
heeren wird, vor allem auf dem
Land. Und doch: Der Frieden,
der schließlich in Kraft tritt,
verleiht dem Imperium nie
gekannte Stabilität

Von MATHIAS MESENHÖLLER

Über Jahrzehnte ziehen Heere durch das römisch-deutsche Imperium, die rauben, plündern und morden, etwa bei diesem Überfall auf einen Gepäckzug (Sebastian Vrancx, um 1630)

Immer wieder blickt Johannes Heberle in den morgendlichen Himmel. Gebannt und bestürzt betrachtet er den langen, gleißenden Schweif eines Kometen, der seit Wochen am Firmament zu sehen ist. Heberle weiß nicht, was dessen Erscheinen bedeutet. Nur dass es etwas Schreckliches sein muss, da ist er sich sicher.

Ende November 1618. Längst ruht die Feldarbeit in dem Dörfchen Neenstetten am Ostrand der Schwäbischen Alb. Einer Ansammlung von Häusern in einer gewellten Ebene zwischen Höhenzügen, umgeben von Ackern und Gehölz, beherrscht von einer Wehrkirche.

Hier ist Johannes, „Hans“, 1597 zur Welt gekommen. Hier hat er beim Pastor Lesen und Schreiben geübt, den lutherischen Katechismus studiert, vom Vater das Schustern gelernt und auch, wie ein Feld bestellt wird.

Die Heberles sind Handwerker mit einem kleinen Hof. Keine wohlhabenden Vollbauern, aber besser dran als die Tagelöhner im Dorf; dank der eigenen Wirtschaft darf der Vater in der Gemeindeversammlung mitstimmen. Sie werden vermutlich ein oder zwei Pferde haben, Kühe, ein paar Schafe, die auf der Allmende grasen, der Gemeinschaftsweide.

Als einziges Kind der Familie darf Hans die Schule besuchen. Vielleicht, weil er der älteste Sohn ist oder weil er als gewitzt auffällt.

Dennoch: Kaum ist er 14 Jahre alt, holt der Vater ihn zu sich in die Werkstatt. Schulwissen verdient kein Brot.

Alle Parteien des Krieges kämpfen mit Söldnern, die sich kaum disziplinieren lassen, auch nicht durch Exempel wie diese Hinrichtung von Plünderern
(Claude Callot, um 1650)

Fromm und bescheiden sind die Menschen in Neenstetten und treue Untertanen ihres Grundherrn – der einen halben Tagesmarsch entfernten Reichsstadt Ulm. Nach Ulm und an den Pfarrer entrichten sie ihre Abgaben: pro Hofstelle zwei oder drei Hühner im Jahr, dazu Linsen, Obst, Eier, Dinkel und Hafer, je nach Größe des Hofes. Zudem fordert der Kaiser seinen Anteil von der Ernte, sodass oft kaum die Hälfte bleibt.

Dafür halten die Stadt Ulm und das Reich die Ordnung aufrecht, eine schützende Hand über Familien wie die Heberles. Begleitet der Pfarrer sie durch Taufe, Hochzeit und Abschied.

Dem Recht nach sind die Dorfleute Leibeigene. Doch wer will, kann sich loskaufen und fortgehen. Nur wozu? Ulms lutherische Bauern empfinden sich freier im Glauben als die „Papisten“ drüben im Bayerischen; und anders als die württembergischen Nachbarn müssen sie keinem Herzog Frondienste leisten.

Die Welt ist gut, so wie sie ist. Ein verlässlicher, wohlgeordneter Kreislauf. Der Juli heißt „Heumonat“, der Oktober „Weinmonat“, der Dezember „Christmonat“, Jahr um Jahr. Doch nun zieht dieser feurige Schweif über den Himmel.

Die Pastoren lassen in ihren Predigten keinen Zweifel: Gott droht der sündigen Menschheit mit seiner Zuchtrute. Mit fürchterlichen Schlägen.

Und geben nicht reisende Kaufleute und fliegende Blätter Kunde von einem Aufruhr im fernen Böhmen?



Auch Hans Heberle hört die Mahnungen. Und fasst einen Beschluss: Er wird all das, was kommt, aufschreiben, um es den Nachfahren zu überliefern.

So entsteht nach und nach, über viele Jahre, ein 184 Blatt starkes Bändchen, das er nüchtern „Zeitregister“ nennt. In oft schwacher, wohl sparsam verdünnter Tusche berichtet es von dem Unheil, das dem Kometen folgt. Von Not und Teuerung, von Hunger, Pestilenz und Raub, Schändung und Totschlag: von einem Krieg, der am Ende 30 Jahre dauern und das Heilige Römische Reich verwüsten wird. Auch Neenstetten.

Das Bändchen ist keine Chronik aus der Sicht eines Fürsten oder Politikers, Generals oder Gelehrten. Sondern die Geschichte eines einfachen Dörfers – der das Inferno, in das er gerät, schließlich nur noch überleben will.



Denn auf Wegen, die Heberle nicht zu begreifen vermag, wird aus einem lokalen Aufstand in Böhmen ein fürchterlicher, lang andauernder Konflikt auf deutschem Boden, der zwischen den deutschen Fürsten ausgetragen wird, zwischen Protestant en und Katholiken, zwischen mehreren Großmächten Europas.

Bereits 1619 kommt der Krieg ins Ulmer Land, als dort ein großes Heer aufzieht. Es sind Evangelische; sie lagern bei Leipheim an der Donau und werfen dort Schanzen und Bastionen auf.

Nur ein kleines Stück weiter marschiert im Jahr darauf eine noch größere katholische Armee auf.

Ulms Untertanen versorgen die protestantischen Bundesgenossen mit „allem, was von Speis und Trank gewesen ist“, so Heberle – der selbst eine solche Fuhré in das befestigte Lager mitmacht.

Und zum ersten Mal Tausende jener Männer sieht, die zum Schrecken seines Lebens werden: Landsknechte.

Zumeist sind es Abenteurer, Entwurzelte, Schuldenmacher, die sich für ein Handgeld und Sold haben anwerben lassen. Die das Waffenhandwerk stolz und hochfahrend gemacht hat. Deren grelle Kleidung sie von den einfachen Leuten abhebt, die sauf- und rauflüstern sind, den Frauen zugetan, über die Moral der sittsamen Landbewohner lachen.

Heberle mustert sie vermutlich alle: das Fußvolk, das Piken von mitunter mehr als vier Meter Länge führt. Die Musketiere mit ihren kompliziert zu bedienenden Luntengewehren, die von Stützgabeln abgeschossen werden. Die schwer gepanzerten Reiter mit Pistole und Degen. Die Dragoner, die ihren Namen von einem Feldzeichen haben, dem

Drachen. Kanoniere mit lang gezogenen Feldschlangen und Vorräten tödlicher Eisenkugeln. Eine ausgeklügelte, mühsam disziplinierte Kriegsmaschine.

Mit einigen Genossen, berichtet Heberle, habe er „Wein gezecht um ein wohlfeil Geld“. Vielleicht fühlt er sich sicher inmitten des Kriegsvolks, weil der Haufen aus seiner Sicht dem rechten Glauben dient.

Kurz darauf ziehen beide Heere ab, Ulms protestantische Bundesgenossen und die katholische Armee. Ohne dass es zu einem Kampf gekommen ist.

Am 25. September 1555 hatte der Augsburger Reichs- und Religionsfrieden die Kämpfe der frühen Reformationszeit beendet. In den meisten deutschen Territorien entschied seither der Landesherr über die

Konfession seiner Untertanen. Zwar blieb die Rivalität der Glaubengemeinschaften bestehen, und nach wie vor stritten die Reichsstände (die weltlichen und geistlichen Fürsten, Grafen, Reichsritter, Reichsstädte und Prälaturen) weiter mit dem Kaiser um Besitz und Macht. Doch die Konflikte wurden meist auf den Reichstagen oder vor Gericht ausgetragen, nicht auf dem Schlachtfeld.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts aber begannen Machthaber auf beiden Seiten, ihre konfessionellen und politischen Gegensätze wieder kompromissloser zu vertreten. Die Auseinandersetzungen blockierten bald die meisten Institutionen des Reiches.

Schließlich rebellierten protestantische Adelige in Prag 1618 offen gegen ihren König, den künftigen Kaiser Ferdinand II., warfen zwei seiner Statthalter aus einem Fenster der Burg und wählten bald darauf den calvinistischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem neuen Herrscher: zum Herrn des reichen Böhmen.

Ferdinand mobilisierte ein katholisches Verteidigungsbündnis, das Truppen nach Böhmen und in die Pfalz sandte – aber auch ins Schwäbische, wo Hans Heberle lebt.

In den Wochen und Monaten nach der Zecherei im Lager bei Leipheim wundert Hans Heberle sich immer häufiger über die Münzen, die er als Schuster von seinen Kunden erhält. Er wiegt sie in der Hand, beschaut sie.

Mit jedem Anfassen verlieren die Gulden etwas von ihrem schönen, silbernen Glanz, werden auf einmal rötlich, billiges Kupfer tritt hervor: Die rüsten den Fürsten und Städte, die nun viel Geld für Waffen und Truppen ausgeben müssen, strecken ihren Silberschatz, indem sie unreine Münzen prägen.

Als die Menschen es merken, will niemand mehr das „schlimm Geld“ nehmen, wie Heberle klagt. Und wer es nimmt, fordert Käufern den mehrfachen Preis für Getreide, Eier, Salz und Fleisch, für Tuch und Schuhe ab.

Die Teuerung zwingt schon bald immer mehr Menschen zum Betteln oder auf Wanderschaft. Andere aber werden fett: all jene, die das Spiel früh durchschauen, mit „leichter und falscher“ Münze altes Geld aufkaufen, Häuser erwerben, Schulden zurückzahlen.

Hans Heberle indes hat einen ehrlichen Beruf und kann für eine geflickte Sohle, ein Paar Mannschuh oder Weiberstiefel mehr verlangen.

Es reicht, um zu leben – und zuweilen eine auf rauem Papier gedruckte Flugschrift zu kaufen oder eine der eben aufkommenden Zeitungen. Etliche dieser Nachrichtenmeldungen überträgt er in sein Zeitregister. Meist klingt Sorge um die evangelische Sache durch, Misstrauen gegen Kaiser Ferdinand II.

In mehreren Schlachten besiegen die Truppen des Kaisers aus dem Hause Habsburg sowie der katholischen Fürsten zwischen 1620 und 1623 die Soldaten Friedrichs von der Pfalz und seiner Parteigänger. Ferdinand II. nimmt dem Pfälzer einen Teil seines Stammlandes – und den Kurfürstentitel.

Mit dieser Degradierung aber verstößt der Kaiser gegen das Reichsrecht. Zudem werden Tausende Söldner des katholischen Heeres nicht entlassen, sondern lagern im evangelischen Westfalen.

Nun fühlen sich nicht nur die deutschen Protestanten von dem Monarchen bedroht: Auch etliche Nachbarn des Reiches fürchten die wachsende Macht der in Wien, Madrid und Brüssel regierenden Habsburger. Einer von ihnen ist der dänische König Christian IV., der als Herzog von Holstein zugleich ein Fürst des Reiches ist.

Finanziell unterstützt von England, Frankreich und den Vereinigten Niederlanden, bringt er 1624/25 mehrere protestantische Reichsstände auf seine Seite, stellt in Norddeutschland ein Heer auf und dringt

nach Westfalen vor. Daraufhin werben Ferdinand II. und seine Koalition Zehntausende weiterer Söldner an und senden dem Dänen zwei Armeen entgegen.

Im April 1625 fallen Truppen des Kaisers in das Ulmer Land ein, fast 2000 Mann. Der Krieg, der lange kaum mehr als ein fernes Wetterleuchten war, dringt nun bis in die Nachbarschaft Neenstettens.

Hans Heberle beschränkt sich in seinen Notizen auf wenige karge Worte über die plündernden Landsknechte, „welche den Leuten große Plagen und Herzeleid angetan und allerlei Mutwillen getrieben, die Männer übel geschlagen und viel Weibsbilder geschwächt“, also vergewaltigt haben. Neun Tage, dann ziehen die Soldaten weiter.

Zur Erntezeit jedoch kehren einige Hundert Reiter zurück. Und Heberle gerät noch einmal näher ans Geschehen: Er muss zum „Landesausschuss“ einrücken, einer Miliz, die Ulm aus seinen Untertanen aufstellt, um sich gegen die katholische Soldateska zu wehren.

Knapp zwei Wochen liegt er in bedrohten Dörfern, unruhig, voll Furcht. Ganz dicht rückt sein Trupp an das von den Kaiserlichen besetzte Ortschen Rammingen. Am 20. August 1625 müssen Heberle und seine Kameraden vermutlich mit ansehen, wie der Feind Rammingen anzündet.

Die ganze Nacht über starren sie wohl in den Schein der Flammen. Atmen den Brandgeruch ein, mögen die Schreie der Sterbenden hören. Bis zu 50 Häuser brennen nieder, der halbe Ort. Dann reiten Ferdinands Truppen fort.

Eine unbehagliche Ruhe legt sich über die Ulmer Alb. Zwei Erntesommer lang hausen die feindlichen Soldaten anderswo. Obwohl der Krieg jederzeit zurückkehren kann, bringt Heberle durch Einkünfte, Sparen und wohl auch familiäre Unterstützung das Geld für den Kauf eines Häuschens im benachbarten Weidenstetten auf, samt Feld, Stadel und Garten. Er heiratet die sechs Jahre jüngere Anna Buntz aus der Nachbarschaft. Wird ein Mann mit Familie, Besitz und Stimmrecht in der Gemeinde.

Anfang 1628 ruft der Ulmer Magistrat seine Untertanen auf die Amtshäu-

Kaum jemand schützt das Landvolk vor den Übergriffen der Soldaten

ser: Sie sollen die an die Miliz ausgeteilten Gewehre abliefern.

Denn es zeichnet sich ab, dass die katholischen Soldaten zurückkehren werden, diesmal für länger, und die Ratsherren wollen keine Scharmützel der protestantischen Einheimischen mit den katholischen Truppen riskieren.

Einquartierungen stehen bevor, die Aufnahme fremder Truppen in Privathäusern. Daher bietet der Ulmer Magistrat den Bauern in der Umgebung an, all das in der sichereren Stadt zu verwahren, was einer „Liebs und Guts“ habe. Auch Hans Heberle schafft seine Wertsachen fort. Und wartet ab „in großen Ängsten, Schrecken und Sorgen“.

Dann kommen sie: Tausende bayrische und kaiserliche Söldner, Trossknechte, Marketenderinnen – „Huren und mächtig viel Pferde“, entsetzt sich Heberle, „alles Pöbelgesinde“. Jedes Dorf muss eine Gruppe aufnehmen. Weidenstetten einen Rittmeister mit 37 Mann.

Das Kriegsvolk fordert Bier, Wein, Fleisch und Speck und „allerlei köstliche Sachen“. Was die Bauern nicht haben,

müssen sie teuer kaufen und den Fremden dann überlassen. Mancher Wirt wird verprügelt, sein Vieh gemetzert. Über das Verbot ihrer Offiziere, von den Leuten mehr zu verlangen als Salz, Feuerholz und Talg für die Lampen sowie Heu und Stroh, lachen die Landsknechte nur.

Noch ärger treiben sie es auf den Straßen, überfallen Wanderer. Kaum ein Bewohner verlässt noch ohne Not das Dorf – bis die Kommandeure schließlich Ordnung schaffen und drei Marodeure am Galgen hängen sowie zehn Offizieren und einfachen Soldaten im Regimentsquartier den Kopf abschlagen lassen. Zur Abschreckung.

Denn die Armeeführer haben kein Interesse daran, die Bauern zu ruinieren. Auf die Dauer können nur die Landleute die Truppe erhalten, ausreichend Nahrung produzieren und Steuern und Zwangsabgaben aufbringen.

Heberle, zäh und geschickt, kommt offenbar ohne großen Schaden davon, kann sogar zwei Ackerstücke dazukaufen. Ende August bringt seine Frau Anna das erste Kind zur Welt, eine Tochter.

Und dann, nach fast zwölf Jahren, erlischt der Krieg.

So scheint es zumindest.

Angesichts schwerer Niederlagen gibt der Dänenkönig Christian IV. Anfang 1629 auf. Die deutschen Fürsten an seiner Seite sind zu der Zeit bereits besiegt, manche von ihnen geächtet und enteignet worden.

Damit genießt Ferdinand II. eine Macht im Reich wie kaum ein Kaiser vor ihm. Er nutzt sie, um in einem Edikt den Augsburger Religionsfrieden zu seinen Gunsten auszulegen: Die Protestanten müssen zahlreiche Kirchen, Klöster und Bistümer herausgeben, die rekatholisiert werden.

Krieger verwüsten einen Hof. Nicht nur feindliche Soldaten müssen die Bauern fürchten, sondern auch die ausgehungerten Truppen des eigenen Lagers (Sebastian Vrancx, um 1620)





Doch indem er sein Dekret einseitig erlässt, ohne Zustimmung des Reichstags, deklassiert der Kaiser die Stände.

Die fürchten nun, Ferdinand II. wolle sich zum alleinigen Herrn über das Reich aufwerfen. Eine Rolle, die dem Kaiser so nie zugeschrieben war in dem alten Verbund der deutschen Herrschaften.

Dennnoch: Das Blutvergießen scheint beendet zu sein. Überall im Reich werden die Kämpfe eingestellt.

Da landet Anfang Juli 1630 König Gustav II. Adolf von Schweden mit 13000 Mann auf der Ostseeinsel Usedom. Bis heute wird über die Motive des mächtigen Protestanten diskutiert: Will er den besiegt Glaubensgenossen zu Hilfe eilen? Oder sein Ostseereich vergrößern? Oder strebt er schlicht nach Ruhm und Beute?

Im September 1631 schlagen die Schweden zusammen mit ihrem Verbündeten, dem protestantischen Kurfürsten von Sachsen,

nahe Leipzig die katholische Hauptarmee und rücken rasch nach Südwesten vor. Der Krieg hat erneut begonnen.

Schon bald ziehen mehr Regimenter denn je durch das Land, auch in Hans Heberles Nachbarschaft häufen sich die Überfälle, belagern die Kaiserlichen gar für kurze Zeit die evangelische Stadt Ulm. Immer wieder wird Heberle zur



Miliz einberufen – und muss in dieser Zeit die Familie sich selbst und Gottes Gnade überlassen. Jedes Mal kehrt er mit bangem Herzen heim.

Mindestens einmal findet er Weidenstetten geplündert vor, sogar die Kirche aufgebrochen von Soldaten in Ferdinands Diensten. Erleichtert begrüßt er Anna und die Kinder, sie sind wohllauf.

Seine Einträge im Büchlein lassen offen, ob sie rechtzeitig fliehen konnten

Manche Gegenden werden wieder und wieder von Kämpfen heimgesucht. Felder und Äcker – die Lebensgrundlagen der Bevölkerung – bleiben zerstört zurück
(Peeter Snayers, um 1630)

oder mit Glück ungeschoren blieben. Oder ihnen doch etwas geschah, wovon Heberle nicht reden mag.

Im Sommer 1634 nähert sich abermals eine Armee Weidenstetten. Diesmal indes bleiben die Bauern ruhig: Es sind Schweden, Glaubens- und Bundesgenossen. Anders als sonst bringt niemand sich oder seinen Besitz an versteckte oder befestigte Orte. Ein schrecklicher Fehler.

Denn die Truppe ist auf dem Rückzug, ausgehungert, abgerissen, fast ohne Pferde. Da machen die schwedischen Landsknechte keinen Unterschied mehr zwischen Freund und Feind. Als Heberle und seine Nachbarn dies schließlich erkennen, treiben sie das Vieh in den ummauerten Kirchhof, bergen ihr Gerät im Gotteshaus. Verschanzen sich hinter der festen Wehrmauer der Kirche.

Zwei Tage lang können sie die Reitertrupps mit Gewehren, Spießen und Dreschflegeln zurückschlagen. Dann aber stecken die hungrigen Soldaten mehrere Häuser im Dorf an, brennen Scheunen ab. Um nicht auch noch obdachlos zu werden, geben die Weidenstettener auf. Und verlieren praktisch alles, was sie noch haben: Vorräte, Kleider; kaum ein Pferd, Rind oder Schaf, das die Schweden nicht wegführen.

Wie so oft in seinem Tagebuch spricht Heberle seine Verzweiflung nicht aus, aber sie muss groß sein. Wer kann ohne Zugtiere die bevorstehende Ernte einbringen? Und doch ist es noch ein vergleichsweise gnädiger Ausgang: Denn andernorts, so notiert er, werden die Leute übel geprügelt, „etliche erschossen, erstochen und zu Tod geschlagen“.

Ähnlich geht es seit Jahren in vielen Landstrichen des Reiches zu. Es gibt Dörfer, da findet sich kein einziges Huhn, kein Hahn mehr. Wo sie können, leisten die Bauern Gegenwehr oder er-

Die Söldner töten die Bauern für ein bisschen Brot

kaufen sich den Schutz der einen Söldnertruppe gegen die andere.

Doch allzu oft reicht das nicht, und die Ausgeplünderten müssen anderswo das Nötigste suchen. Vor allem in den Städten und Marktflecken gibt es meist noch Getreide. Denn die Söldner verzehren nicht alles selbst, sondern machen einen Teil ihrer Beute zu Geld. Also ziehen die Hungernden los und kaufen mit den letzten Münzen Korn – nicht selten ihr eigenes. Und werden zuweilen erneut überfallen, verlieren das Wiedergewonnene abermals an Bewaffnete, und Schuhe, Hemden, Karren noch dazu.

Bald herrscht vielerorts der nackte Hunger. Die verzweifelten Menschen essen Abfälle, kochen Disteln und Eicheln. Sie schlachten Hunde und Katzen, machen Jagd auf Ratten, ja Mäuse. Viele sterben weit vor ihrer Zeit.

Am 6. September 1634 unterliegen die Schweden und ihre Verbündeten einer habsburgischen Streitmacht bei Nördlingen, nur 50 Kilometer von Weidenstetten entfernt. Noch am selben Tag erreichen Berittene, die dem Gemetzel entronnen sind, das Dorf.

Die Bauern ahnen Mord und Brand voraus, durch fliehende Schweden oder die Sieger, lassen ihre letzte Habe zurück und machen sich eilends auf den Weg nach Ulm: „Wer laufen kann, der läuft.“

Auch Hans Heberle flieht mit Anna, ihren inzwischen vier kleinen Kindern und dem Säugling Bartholome.

Doch als sie am Abend vor die schützenden Mauern Ulms gelangen, sind die Tore bereits verschlossen. Gemeinsam mit Tausenden anderen muss die Familie auf freiem Feld kampieren, vollzagender Furcht vor dem Kriegsvolk in ihrem Rücken. Erst am nächsten Morgen gewährt die Stadt Einlass.

In den folgenden Tagen brandschatzen die Sieger von Nördlingen Schwaben, massakrieren Hunderte. Umgekehrt reiten Ulmer Milizen hinaus, greifen kleinere habburgische Abteilungen an; ein Trupp wirft acht Gefangene und zwei mit ihnen aufgegriffene Frauen kurzerhand in die Donau.

Dennnoch wagen sich Hans Heberle und seine Familie kurz darauf noch einmal hinaus. Sie riskieren alles, um in dem verwüsteten Weidenstetten aufzuklauen, was die Plünderer von der Ernte gelassen haben. Und um zu säen. Wie sonst sollen sie durch den Winter kommen oder das nächste Jahr?

Sie zahlen dafür einen bitteren Preis: Bartholome, der Säugling, übersteht die Strapazen nicht. Ganze vier Wochen hat er gelebt. Und als neuerlich Landsknechte nahen, sie weichen müssen, stirbt auf der nächtlichen Flucht auch sein dreijähriger Bruder Thomas. Beide Male setzt Heberle hinter die triste Todesnotiz den Satz: „Gott der Allmächtige wolle ihm geben am jüngsten Tag ein fröhliche Auferstehung und das ewige Leben.“

Dann führt er die Familie für den Winter zurück in die überfüllte Stadt.

Dort sind die Flüchtlinge kaum jemandem willkommen. Quartier, Brot, alles ist knapp. Bald lässt bittere Kälte die Flüsse und Bäche zufrieren. Die Armen lagern im Freien, auf der eisigen Straße, Glücklichere wohnen mit Verwandten und Fremden auf engstem Raum.

„Da ist ein Jammer und Not“, schreibt Heberle auf, „da ist die Teuerung und der Hunger eingebrochen.“

Und dann kommt es zur nächsten Katastrophe: In Ulm bricht die Pest aus.

Unter den mitsamt ihrem Vieh zusammengedrängten, geschwächten Menschen breitet sie sich aus wie ein Brand. Hunderte, dann Tausende erkranken und sterben. In den stinkenden Gassen liegen Tote, die dort zugrunde gegangen sind oder von ihren Angehörigen einfach abgelegt wurden. Leichenkarren schaffen sie vor die Mauern – die Räder mit Filz beschlagen, um die verängstigten Menschen nicht durch das fortwährende Rattern noch mehr zu erschrecken. Erste Häuser bleiben ganz verschlossen, nur Ärzte und Geistliche dürfen hinein.

Auch Hans Heberles Stiefmutter und drei seiner Schwestern finden statt der erhofften Sicherheit den Tod.

Anfang Januar flieht die Familie aus der fiebernden Stadt zurück aufs Land – und entkommt dort nur mit Not umherstreifenden Reitern, muss sich im Wald verstecken, flieht erneut in das verseuchte Ulm. Wie Korn im Sturm neigen sich die Bauern hierhin, dann dorthin. Irren umher zwischen den Todeszonen.

Nach der Schlacht bei Nördlingen ist die schwedische Macht gebrochen. 1635 kommt es zu einem Frieden, der erneut Kaiser und Katholiken als Sieger erscheinen lässt; ein Reichsstand nach dem anderen schließt sich diesem Abkommen an, im Juli auch Ulm.

Doch nun greift ein weiteres Land in den „deutschen Krieg“ ein: Frankreich.

In Paris fürchtet die Regierung, die durch ihre militärischen Erfolge erstarkten

In manchen Regionen kommt jeder Zweite um

Habsburger könnten Frankreich einschnüren, da die mächtige Dynastie Spanien und das Reich beherrscht, zu dem auch die Niederlande sowie Teile des heutigen Italien gehören. Deshalb unterstützt Kardinal Richelieu, Frankreichs führender Minister, Ferdinands Gegner schon lange mit Geld. Nun schickt er Truppen: an den Oberrhein, nach Süddeutschland – und ermöglicht es so auch den Schweden, sich neu zu formieren.

Mit Frankreichs Kriegseintritt eskaliert der Konfessionskonflikt endgültig zum Kampf um die Vorherrschaft in Europa.

Für die Menschen auf dem Land brechen die schlimmsten Jahre an, steigern sich Hunger, Gewalt und Tod noch einmal zu einem langen, grausamen Crescendo des Elends. Das große Unglück wird zu einer epochalen Katastrophe.

Auch für Hans Heberle und die Seinen werden die Zeiten bitterer. 1636 muss er den Hof in Weidenstetten versetzen, für weniger als die Hälfte des einstigen Kaufpreises. Die Familie zieht zurück in das Haus in Neenstetten.

Viele der früheren Nachbarn und Freunde sind tot. Ihre Häuser liegen verwüstet oder verlassen in Wind und Regen, bis sie von selbst ineinanderfallen. Auf den verödeten Feldern gedeihen nun vor allem Disteln; Waldstücke wuchern auf Äcker aus, wachsen über dem Weg ins Nachbardorf zusammen.

Zwar verteilt der Ulmer Magistrat an die Überlebenden Hafer und Gerste zur Aussaat. Doch kaum einer der Bauern hat noch ein Pferd oder Zugochsen. Statt ihre brachliegenden Felder zu bestellen, sind die Menschen unentwegt auf der Flucht: in den Wald, die Stadt, über die Landesgrenzen.

Immer wieder muss Heberle sich und die Familie nach Ulm retten, bei Nacht entlang brennender Weiler, in Regen, Schnee und Kälte, abseits der Wege durch Hecken und Unterholz – allein 1638 ein halbes Dutzend Mal.

In Neenstetten tritt zudem eine weitere Plage auf: Wölfe bedrohen Tiere und Menschen. Vor dem Krieg waren sie selten, nun aber, da es weniger Menschen gibt, vermehren sie sich zu starken Rudeln und reißen das nachgezüchtete Vieh, holen die Katzen und Hunde aus



Städte und befestigte Anwesen
wie diese Kirche bieten ein wenig
Schutz vor den Marodeuren. Doch in
der Enge der Zuflüchte gedeihen
Seuchen, die Tausende dahinrafften
(Carl Friedrich Lessing, 1848)

den Dörfern. Es ist ein Kampf ums Überleben: Im Winter 1640 wird für die Neenstettener Bauern die Jagd auf die Raubtiere „fast unsere größte Arbeit“.

Die gute Ordnung des Reiches, die vordem Dörfer wie Neenstetten bescheiden blühen ließ, ist mancherorts fast völlig aufgelöst und zerbrochen. Wo Pfarrer fehlen, verfällt die Kirchenzucht, bleiben uneheliche Schwangerschaften straflos, Trauerzeiten unbeachtet. In belagerten Orten trinken die Menschen vor Durst zuweilen ihren eigenen Urin, ja es heißt, manche äßen in ihrer Verzweiflung das Fleisch der Toten.

Die Heere aus zusammengekauften Söldnern jagen einander Landstriche ab und verlassen sie wieder; weil die Soldzahlungen oft ausbleiben, halten die Offiziere ihre Truppen immer seltener dazu

an, aus klugem Eigennutz auch den Bauern einen Rest, die Hoffnung auf ein Morgen zu lassen.

Die Landsknechte holen sich jetzt nicht mehr nur die Obsternte von den Bäumen, sondern schlagen ganze Gärten ab. Sie raufen junge Erbsen aus den Beeten, schneiden das Korn von den Feldern und dreschen es, sodass weder Vorräte noch Aussaat für neue Ernten bleiben. Von den Dächern stehlen die Kämpfer das Stroh, aus den Zäunen die Pfähle, sie verfeuern die letzten Möbel und Türen.

Es ist, als sollte nichts bleiben, kein Halm, kein Herd. Keine Zukunft.

Nichts – außer dem Krieg.

Befestigen die Armeen eine Stellung, müssen die einfachen Leute dabei mithelfen, müssen Schanzen aufwerfen, Gräben ziehen, Sperren bauen, über den Tag und durch die Nacht. Stehen Häuser und Katen im Schussfeld oder könnten sie einem Feind nützen, werden sie abgerissen. Wo Offiziere Mühlen beschlagnahmen, mag das Landvolk etwas Korn retten, kann es aber nicht mahlen; mancher behilft sich notdürftig mit selbst gebauten Handapparaten aus Schleifsteinen.

In Feindesland haben die Heerhaufen von Beginn an elende Gräuel begangen. Nun aber verkommen immer mehr von ihnen zu einer völlig verrohten Soldateska. Landsknechte machen Jagd auf Bauern, töten sie für ein paar Laibe Brot. Zwingen ihren Opfern den „Schwedentrunk“ aus kochendem Wasser oder Jauche den Schlund hinab. Morden Kinder, vergewaltigen Frauen oder schneiden ihnen Nasen und Brüste ab. Manche Männer prahlen mit Dutzenden abgetrennten Ohren.

Kaum zu unterscheiden, wo die Folter versteckte Wertsachen herauspresen soll und wo die Landsknechte rohen Sadismus ausleben. Oft genug sind die Soldaten selbst zu kranken, ausgemergelten, von wenigen Lumpen bedeckten Elendsgestalten herabgekommen. Zu Hoffnungslosen. Bisweilen steigern sich Truppen in einen Blutrausch, machen besinnungslos nieder, wen sie zu fassen bekommen.

Für die Bauern ist inzwischen jeder Soldat ein Feind – gleichgültig welcher Partei er dient. Zuweilen tun die Geschundenen es ihren Peinigern nach,



Tausende Opfer bleiben auf den Schlachtfeldern zurück. Erst 1648 entsteht ein dauerhaftes Friedenswerk: Es regelt das konfessionelle Miteinander und gibt Fürsten mehr Souveränität (Sebastian Vrancx und Jan Breughel der Jüngere)

ergreifen einzelne Landsknechte und töten sie. Andere schließen sich zu Räuberbanden zusammen und plagen ihre Genossen kaum weniger schlimm als das Kriegsvolk.

Die Bewohner der betroffenen Landstriche leben in ständiger Furcht, schrecken beim leisesten Klappern in der Nacht hoch, verbergen sich wie wilde Tiere in Wäldern, Gebüschen und Hecken. Viele Dörfer werden fast Jahr um Jahr heimgesucht; klingen die Kämpfe ab, müssen sie den Soldaten Quartier geben. Zudem Kriegssteuern und erpresste Abgaben zahlen – sofern sie überhaupt noch etwas abzuliefern haben.

Derweil sind die größten Todbringer nicht Schändung und Mord, sondern die Seuchen: Sie kommen mit den Armeen und den Flüchtlingen in die Städte und Dörfer, grassieren in den engen, überfüllten Vierteln und unter dem in Schmutz und Knapheit darbenden Landvolk – bis sich auf manchem Friedhof keine neuen Gräber mehr anlegen lassen, weil der Spaten an jedem Fleck auf halbverwesete Leichen stößt.

Schließlich zieht sich ein Streifen der Verwüstung, in dem vermutlich mehr als die Hälfte der Einwohner umgekommen ist, von Mecklenburg und Pommern im Nordosten über Thüringen nach Württemberg; weniger hart getroffene Gebiete beklagen wohl immer noch jeden Dritten. Weitgehend verschont bleiben lediglich der Nordwesten und die österreichischen Länder.

Den Deutschen ist es der Krieg aller Kriege. Niemand kann sich an eine vergleichbare Katastrophe erinnern.

Es ist die Apokalypse.
Und sie währt fort, selbst nachdem die Flugblätter endlich von Friedensgesprächen künden.

Bereits 1641 hat sich der neue Kaiser Ferdinand III. mit Frankreich und Schweden darauf verständigt, einen Friedenskongress im überwiegend protestantischen Osnabrück und im katholischen Münster abzuhalten.

Doch erst nach weiteren vier Jahren Krieg können sich die Streitenden einigen, welche Parteien bei den Verhandlungen vertreten sein sollen. Anschließend ringen 148 Delegierte aus ganz Europa (mit Ausnahme Russlands, des Osmanischen Reiches und des von einem Bürgerkrieg gelähmten Englands) jahrelang um große Prinzipien und kleinste Vorteile bis hin zu Anredeformen – während das Land weiterhin blutet.

Den Ausschlag gibt schließlich, dass eine Folge von Niederlagen den Kaiser und dessen Verbündete an den Rand des Zusam-

menbruchs bringt. Am 24. Oktober 1648 unterzeichnen die Delegierten den nach der Lage seiner Kongressorte benannten Westfälischen Frieden.

30 Jahre nach dem Prager Fenstersturz wird der „deutsche Krieg“ rechtlich beendet.

Die Gewalt der Landsknechte indes dauert selbst nach der Verkündung des Friedens an. Am 22. November 1648 muss Hans Heberle vor anrückenden Franzosen erneut nach Ulm fliehen, zum wohl nunmehr 29. Mal.

Und erlebt dort, dass am nächsten Morgen alle Glocken der Stadt läuten, wie sonst nur an Weihnachten. Während draußen noch die Söldner wüten, feiert Ulm den Frieden.

In überfüllten Kirchen hören die Menschen Festpredigten, sprechen Dankgebete und stimmen Lobgesänge an, teilen das Abendmahl.

Es ist ein frohes (aber kein übermüdiges) Fest, aus dem vor allem Erleichterung spricht: das traurige Glück, die Hölle überstanden zu haben.

Auch für Heberle und seine Familie wird es die letzte Flucht sein. Zehn Kinder sind dem Paar während des Krieges geboren worden. Drei haben überlebt.

„In summa ist es ein so jämmerlicher Händel gewesen, dass sich einem Stein sollt erbarmt haben, geschweigen ein menschliches Herz“, schreibt der nun über 50-Jährige, dessen halbes Leben aus Plünderung, Hunger, Flucht und Tod bestanden hat: „Darum können wir Gott nicht genug loben und preisen für den edlen Frieden.“

Der Westfälische Frieden beendet einen Krieg, der allein in den deutschen Landen je nach Schätzung zwischen vier und zehn Millionen Menschen das Leben gekostet hat, bis zu 45 Prozent der Bevölkerung.

Der die Einwohnerzahl einer Stadt wie Ulm von 21000 auf 13500 Bürger dezimiert und sie wirtschaftlich ruiniert hat.

Der zwei Drittels des Viehbestandes vernichtet, Dörfer und Städte in Schuttbaufen verwandelt, Kunstwerke zerstört oder außer Landes geführt, Wirtschaftskreisläufe abgewürgt hat.

Die Vereinbarungen von Münster und Osnabrück schaffen nun eine Friedensordnung, die eine Wiederholung der Katastrophe ausschließen soll.

Auf den künftigen Reichstagen dürfen die konfessionellen Lager bei Glaubensfragen zwei getrennte Versammlungen bilden, die sich dann gleichberechtigt einigen müssen. Die übrigen Organe, das Reichskammergericht etwa, werden je zur Hälfte mit Protestanten und Katholiken besetzt.

In ihren Territorien sind die Reichsstände weitgehend selbstständig, dürfen Schutzbündnisse schließen – sofern sich die nicht gegen „Kaiser und Reich“, den Landfrieden oder den Westfälischen Frieden selbst richten. Zugleich sind sie durch die auf dem Reichstag gemeinsam verabschiedeten Gesetze gebunden.

Maßgeblich für das Besitzrecht an umstrittenen Klöstern, Kirchen und Bistümern wird, mit einigen Ausnahmen, der Status vom 1. Januar 1624 – ein Kompromiss, der dem Kaiser die Rekatholisierungserfolge in Böhmen und seinen Stammländern zugesteht, zugleich aber den zuvor erreichten Fortschritt der Reformation im Norden feststellt. Die in den Jahren zuvor vom Kaiser geächteten Fürsten, so der Herzog von Württemberg und der Markgraf von Baden, werden wieder eingesetzt.

Die protestantischen Calvinisten werden de facto als dritte legitime Konfession im Reich anerkannt.

Als Sieger erhalten Frankreich und Schweden Besitzungen in Lothringen, dem Elsass und am Oberrhein (Frankreich) sowie in Norddeutschland (Schweden).

Die seit Jahrzehnten nach Unabhängigkeit strebenden niederländischen Generalstaaten werden aus dem Reichsverband entlassen, wie faktisch auch die Schweizer Eidgenossenschaft. Außerdem muss Ferdinand III. seine Neutralität im nach wie vor andauernden Kampf zwischen Frankreich und dem habsburgischen Spanien garantieren – damit trennen sich die Wege der beiden Linien des Hauses Habsburg.

Vor allem aber gibt der Kaiser den seit Karl dem Großen tradierten, auf die römischen Ursprünge des Titels zurückgehenden Anspruch auf, ein Universalherrscher zu sein: zumindest theoretisch der Herr aller anderen Könige. Das Oberhaupt des Reiches muss sich darin fügen, nur ein europäischer Monarch unter anderen zu sein.

Zur Rübe kommt der Kontinent dennoch nicht. Denn schon bald wird sich das ehrgeizige Frankreich anschicken, selber nach der Hegemonie zu greifen.

Der Mitte Europas indes gewährt der Westfälische Frieden eine Ordnung, die das Reich als Raum des Rechts und des Friedens stabilisiert.

Durch Neenstetten kommen noch lange die Vertriebenen, die Geflohenen und die Abenteurer, die mit den Armeen gezogen sind, und betteln um ein Stück Brot. Zuweilen klopfen binnen einer einzigen Stunde 20, ja 30 Bedürftige an die Türen. Erst in den 1650er Jahren klingt die Not ab.

Der Wald jedoch, der während des Krieges über den Gemeindeacker gewuchert ist, bleibt dort für drei Generationen stehen.

Als die Bauern das Land 1710 wieder urbar machen, liegt Hans Heberle schon lange begraben. Noch fast drei Jahrzehnte hat er unter der neuen Friedensordnung gelebt, mindestens drei Enkelkinder hat er gesehen und auch, wie der Sohn Haus und Wirtschaft in Neenstetten übernahm. Heberle starb 1677, im Alter von fast 80 Jahren; etwas später ging seine Frau Anna.

Ein glücklich überlebendes Paar: mit einer tief eingebrennten Furcht vor dem Krieg.

„Ich kann all den Jammer nicht beschreiben“, fasste der Schuster und Kleinbauer Hans Heberle im Jahr 1650 seine Erlebnisse zusammen. „Darum sollen wir täglich und ständig um den lieben Frieden beten.“

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, ist Autor in Berlin.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Gerd Zillhardt (Hg.), „Der Dreißigjährige Krieg in zeitgenössischer Darstellung. Hans Heberles ‚Zeytregister‘ (1618–1672). Aufzeichnungen aus dem Ulmer Territorium“, Kohlhammer: Heberles bewegende Notizen mit detaillierten wissenschaftlichen Erläuterungen. Georg Schmidt, „Der Dreißigjährige Krieg“, C. H. Beck: kompakter Überblick auf der Höhe der Forschung.

DUELL der Monarchen

Im Winter 1740 prallen die mächtigsten deutschen Herrscherfamilien erstmals aufeinander. Der Konflikt der brandenburgisch-preußischen Hohenzollern mit den österreichischen Habsburgern wird das Heilige Römische Reich an den Rand des Abgrunds treiben

— Von RALF BERHORST





Gegner in einem
erbitterten Machtkampf:
Maria Theresia von
Österreich (1717–1780)
und der Preußenkönig
Friedrich II. (1712–1786)

M

Mit einem ungeheuerlichen Akt beginnt der Zweikampf, der das Heilige Römische Reich deutscher Nation deneinst zerreißen wird: Ein deutscher Staat überfällt das Territorium eines anderen deutschen Staates, in Friedenszeiten, unprovokiert, ohne Kriegserklärung.

Im Dezember 1740 marschiert die Armee Friedrichs II. in das zu Habsburg gehörende Schlesien ein. Der 28-jährige Preußenkönig will die vermeintliche Schwäche der neuen Herrscherin in Wien – Österreichs Erzherzogin Maria Theresia – ausnutzen, um ihr das wertvolle Herzogtum abzujagen.

Denn die 23-Jährige ist auf ihre Regentschaft nur schlecht vorbereitet worden; zudem ist ihr Erbanspruch umstritten. Und so glaubt Friedrich II., mit ihr leichtes Spiel zu haben.

Doch entgegen der Empfehlung ihrer Berater wird sich die Habsburgerin dem Kampf mit ihrem hochgerüsteten Rivalen stellen.

Es ist der Beginn einer jahrzehntelangen Fehde zweier Monarchen: eines mörderischen Duells, in dem mehr als eine halbe Million Menschen sterben werden – und der das Heilige Römische Reich zerrüttet wird, denn das uralte Imperium wird den Tod der beiden Protagonisten nur kurz überstehen.

Friedrich reitet persönlich an der Spitze jener Invasionsarmee, die am 16. Dezember 1740 die Grenze zu Schlesien überquert. Ihm folgen 32 000 Soldaten in blauen Uniformen und mit blitzenden, metallverzierten Mützen. Sie führen Kanonen und Haubitzen mit sich sowie mehr als 1000 Gefährte.

Seit der Geburt ist der König auf sein Amt vorbereitet worden, das er erst wenige Monate vor der Invasion ange-

treten hat: Von seinem jähzornigen Vater mit brutaler Gewalt erzogen, mit 13 Jahren zum Hauptmann in dessen Leibregiment ernannt, diente er als Jüngling in der königlichen Domänenkammer, lernte Akten zu studieren. Nun brennt er darauf, seine Herrschaft mit einem militärischen Triumph zu beginnen.

Starke Gegenwehr hat Friedrich nicht zu befürchten. Zwar ist der Einmarsch in Schlesien den Gesetzen des Reiches nach Landfriedensbruch. Der Kaiser könnte nun die Reichsacht über den Preußen verhängen, ihn also für rechtlos erklären; allerdings bräuchte er dazu die Zustimmung des Reichstages. Er könnte ein Heer gegen den Aggressor marschieren lassen, aber auch das müsste der Reichstag erst bewilligen.

Doch viel entscheidender: Der alte Kaiser ist zwei Monate zuvor gestorben, es gibt noch keinen Nachfolger. Wer also soll den Preußenkönig zur Rechenschaft ziehen oder ihn gar an der Invasion hindern – zumal in Schlesien nur 6000 österreichische Soldaten stationiert sind?

So kommen die preußischen Regimenter unter Friedrichs Führung rasch und ohne auf Widerstand zu stoßen durch die Ebene Schlesiens voran.

Zu Silvester 1740 steht die Armee vor den äußersten Festungswerken Breslaus, des größten Ortes des Herzogtums. Wälle beschirmen die Universitätsstadt mit ihren mehr als 40 000 Einwohnern, über zwei Dutzend Türme und Kirchspitzen ragen aus den Dächern empor. Die Haupttore sind verriegelt, aber die Mauer ist nicht von Habsburger Truppen besetzt: Breslau kann sich auf ein altes Recht zur Selbstverteidigung durch eine eigene Miliz berufen.

Friedrich schickt Emissäre in die Stadt, die mit dem Rat eine kampffreie Übergabe aushandeln sollen. Eine preußische Garnison, verspricht er, soll in Breslau nicht stationiert werden.

Die Unterhändler haben Erfolg – vermutlich wollen die Stadtherren nach den furchtbaren Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges vermeiden, dass die schlesische Metropole zum Schauplatz von Gefechten wird. Am 3. Januar 1741 reitet Friedrich in Breslau ein.

Am selben Tag lässt der Preuße in Wien durch zwei Diplomaten seine Forderungen diktieren: Er bietet Habsburg ein Bündnis an sowie Schutz für dessen übrige Besitzungen im Reich – falls er dafür Schlesien behalten dürfe.

Preußens Armee mit Elite-Einheiten wie der »Potsdamer Riesengarde« ist in ganz Europa gefürchtet. Kein anderer Staat verfügt über ein Heer mit ähnlicher Disziplin und Schlagkraft





Friedrich II. (Bildmitte mit Hut, auf einem Manöver) giert nach Kriegsruhm. Nur wenige Monate nach seiner Krönung setzt er die von seinem Vater hochgerüstete Armee in Marsch – gegen Schlesien, ein wertvolles Herzogtum der Habsburger

Friedrich weiß, dass sein unverschämter Vorstoß in einem Augenblick kommt, in dem die Habsburger kaum verteidigungsbereit sind.

Wenige Wochen zuvor erst hat Maria Theresia die Nachfolge ihres verstorbenen Vaters angetreten. Noch immer trägt sie Trauerkleidung und fühlt sich überfordert von ihrer großen Aufgabe.

Sie habe, so wird sie später in einem Rückblick bekennen, „mit sehr geringer Kenntnis meiner Länder, meiner Armee, ja sogar meines Ministeriums“ die Regierung übernehmen müssen.

Niemals habe ihr Vater daran gedacht, „mich zur Erledigung weder der auswärtigen noch inneren Geschäfte beizuziehen noch zu informieren“.

Maria Theresia ist als junges Mädchen in italienischen Arien und im Schauspiel unterrichtet, nicht aber vorbereitet worden, eine europäische Großmacht zu führen. Zudem ist sie gerade schwanger, mit ihrem vierten Kind.

Österreichs Hofkanzler bedrängt sie, das Bündnisangebot des Preußenkönigs anzunehmen und ihm Schlesien kampflos zu überlassen. Doch die Regentin lässt ihrem Rivalen am 5. Januar ausrichten, sie habe nicht die Absicht, ihre Regierung „mit der Zerstückelung ihrer Staaten zu beginnen“. Sie stimme „weder einer Gesamt- noch einer Teilabtretung Schlesiens“ zu.

Das dreiste Ultimatum Friedrichs lässt sie zusammen mit ihrer Ablehnung

in mehreren Zeitungen drucken. Und sie befiehlt ihren Generälen, eine Armee zu rüsten. Maria Theresia hat die Herausforderung zum Duell angenommen.

Der Kampf beginnt.

Bereits 40 Jahre zuvor war das Reich einigen besonders ehrgeizigen Fürsten zu klein geworden. So bestach der Kurfürst von Sachsen 1697 den polnischen Adel mit gewaltigen Summen und trat zum katholischen Glauben über, um so die Krone Polens zu erringen.

Der Markgraf von Brandenburg krönte sich 1701 zum König in Preußen. Und der erzprotestantische Kurfürst Hannovers konnte den britischen Thron





Mit großem Prunk pflegen die Habsburger zu reisen, bauen die Hofburg in Wien zu einer märchenhaften Residenz aus. Es ist dieser Glanz der Familie Maria Theresias, der bei Fürsten wie Friedrich II. Begehrlichkeiten weckt

besteigen, weil das Londoner Parlament eine Rückkehr der katholischen Stuarts verhindern wollte.

Alle drei Monarchen strebten in der europäischen Politik fortan eine eigenständige Rolle an. Das Reich wurde ihnen mehr und mehr zur Nebenbühne.

Auch die Interessen der Habsburger richteten sich immer stärker auf ihren wachsenden Familienbesitz außerhalb des Reiches. So unterstanden Karl VI., Maria Theresias Vater, neben seinen Besitzungen im Reich (Österreich, Böhmen, Mähren, das heutige Belgien und Luxemburg) auch noch Mailand, die Toskana, Neapel und Sardinien sowie Ungarn und Territorien auf dem Balkan.

Allein das jeweils amtierende Oberhaupt der Habsburger hielt all diese Länder und Völkerschaften zusammen.

Und sollte der Herrscher ohne männlichen Nachkommen sterben, würden mit Sicherheit andere Mächte Ansprüche auf das Erbe erheben. Wie eine solche Situation zu einem mörderischen Konflikt fast aller europäischen Staaten führen kann, hatte Karl VI. im 1701 ausgebrochenen Spanischen Erbfolgekrieg erlebt. Das sollte sich nicht wiederholen.

Um jeden Preis wollte er verhindern, dass der Besitz der Habsburger nach seinem Tod zerstückelt würde. Dafür veröffentlichte er 1713 eine neue Regelung der Thronfolge, die „Pragmatische Sanktion“. Darin erklärte er die gesamten Ländereien der Habsburger für „unteilbar und untrennbar“.

Und: Sollte Karl ohne männlichen Nachkommen sterben, werde seine älteste Tochter das Erbe übernehmen.

So etwas aber war eine höchst heikle Bestimmung, denn sie widersprach einem uralten Recht im Reich, das verbot, die Krone an Frauen zu vererben.

Immer wieder drängte Karl in den folgenden Jahren darauf, die Regelung

im Reich und bei seinen europäischen Nachbarn vertraglich anzuerkennen zu lassen. Brandenburg-Preußen billigte sie, 1732 der Reichstag in Regensburg, auch London und Paris stimmten zu.

Nur der Kurfürst von Bayern versagte ihr seine Zustimmung – wohl weil er selber auf einen Teil des Erbes hoffte.

I

Im Oktober 1740 starb Kaiser Karl VI. Nun musste sich zeigen, ob die Pragmatische Sanktion ihren Zweck erfüllte. Denn es gab keinen männlichen Erben.

Tatsächlich akzeptierten die österreichischen Erbländer Maria Theresia als Nachfolgerin des Verstorbenen. Das Kaiseramt blieb dagegen vorerst unbesetzt. Es war ohnehin nicht erblich (da das Reichsoberhaupt ja von den Kurfürsten gewählt wird), und Maria Theresia hätte es als Frau auch gar nicht übernehmen dürfen. Kämpferisch jedoch ließ sie den Kurfürsten ausrichten, ihr Gemahl, der lothringische Herzog Franz Stephan, werde für das Amt kandidieren.

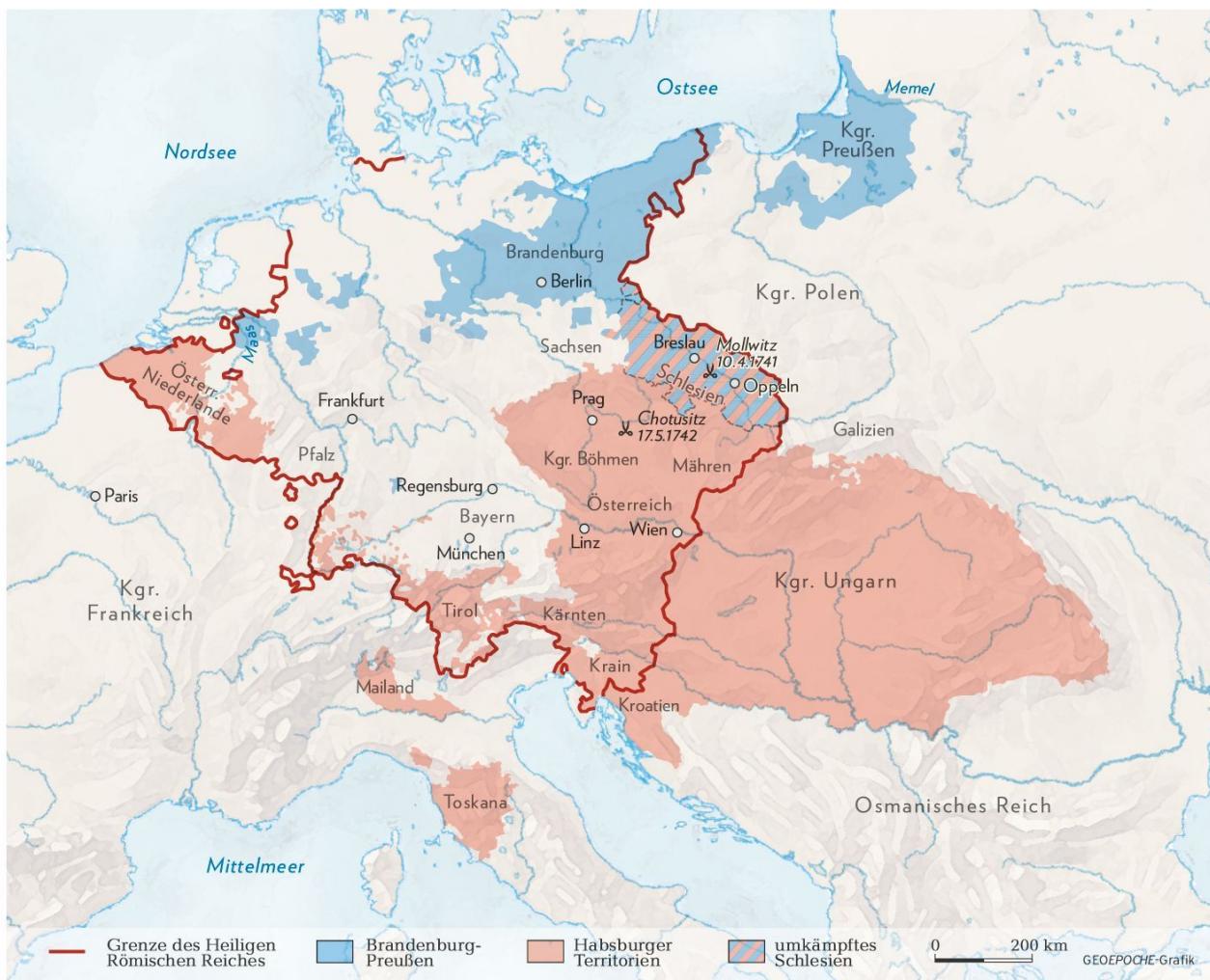
Bayerns Kurfürst Karl Albrecht hingegen erklärte, er werde Maria Theresia nicht als Herrscherin anerkennen.

Seine (fadenscheinige) Begründung: Weil eine habsburgische Kaisertochter einst einen bayerischen Prinzen ehelichte, habe er nun Erbansprüche auf den Thron in Wien.

Allein wäre Karl Albrechts Widerstand aussichtslos – ein Fürst eines mittelstarken Staates gegen die Macht der Habsburger. Aber er stützte sich auf einen starken Verbündeten: Frankreich.

Paris wollte Wien schwächen. Denn bei einer Aufteilung des Habsburgererbes (Karl Albrecht hoffte neben der deutschen Kaiserkrone noch auf Böhmen, Oberösterreich und Tirol) könnte Frankreich zur Hegemonialmacht in Europa aufsteigen. Einen offenen Krieg allerdings scheute Ludwig XV.

DER KRIEG UM SCHLESIEN



In drei Kriegen kämpfen Friedrich II. und Maria Theresia zwischen 1740 und 1763 um den Besitz Schlesiens – und um die Vormacht im Heiligen Römischen Reich. Doch die Besitzungen beider Dynastien reichen weit über die Reichsgrenzen hinaus: Die zerstreuten Gebiete der Hohenzollern erstrecken sich von der Maas bis zur Memel. Die Habsburger herrschen im Reich über Österreich, Böhmen, Mähren und Teile der Niederlande; außerhalb des Reiches zudem über Mailand, die Toskana sowie Ungarn und Kroatien

Maria Theresia konnte sich daher vorläufig noch sicher fühlen.

Doch sie rechnete nicht mit dem Ehrgeiz des preußischen Königs.

Brandenburg-Preußen ist 1740 im Vergleich zu Habsburg nur ein Emporkömmling. Ein karg besiedeltes Land mit rund zwei Millionen Einwohnern und nur wenigen größeren Städten.

Aber es zählt zu jenen Fürstentümern, die über den Reichsverband hinausdrängen: Denn nur das Kurfürsten-

tum Brandenburg gehört zum Heiligen Römischen Reich – das Königreich Preußen, weiter östlich, liegt dagegen außerhalb der deutschen Grenzen.

Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs II., hat Preußen zu einem Militärstaat geformt und eine moderne Verwaltung erschaffen. Er verdoppelte das stehende Heer auf 80 000 Mann. Weil er zudem im Geist calvinistischer Sparsamkeit regierte, hinterließ er seinem Sohn und Nachfolger einen Staatsschatz von 8,7 Millionen Talern. Das war mehr als die Einkünfte eines ganzen Jahres.

Eine Armee und viel Geld: Das sind für einen Herrscher, der vor Ehrgeiz brennt, große Verlockungen. Denn Friedrich ersehnt sich nichts mehr, als auf dem Schlachtfeld Ruhm zu erwerben.

Er will die weit auseinanderliegenden Gebiete Brandenburg-Preußens zusammenführen – und vergrößern. Preußen soll Großmacht werden und Wien fortan ebenbürtig entgegentreten. Durch die Besetzung Schlesiens würde Friedrich mehr als eine Million Untertanen sowie erhebliche Steuereinnahmen dazugewinnen. Das gesamte Macht-

gefüge im Reich würde sich zugunsten Preußens verschieben. Dafür ist der König bereit, einen Krieg zu riskieren.

Juristische Bedenken seiner altgedienten Minister wischt der junge Monarch beiseite, die Zustimmung seines verstorbenen Vaters zur Pragmatischen Sanktion interessiert ihn nicht.



Am 10. April 1741, einem frostklaren Tag, erfährt Friedrich um kurz nach zehn Uhr in der Nähe Breslaus von Bauern und aufgegriffenen Gefangenen, dass 19 000 Österreicher wenige Kilometer entfernt ein Feldlager bezogen haben.

Bis zu diesem Zeitpunkt ahnten weder er noch der kommandierende Feldmarschall der Österreicher, dass der Gegner in unmittelbarer Nähe kampiert.

Der Preußenkönig ist nun klar im Vorteil. Das ist die Gelegenheit zu einem Überraschungsangriff. Friedrich lässt seine 21 000 Soldaten sofort auf das Lager des Feindes bei Mollwitz zuhalten.

Am Tag zuvor hat es stundenlang geschneit, Nachtfrost hat die oberste Schicht hart gefroren. Die Morgensonne taucht die Ebene vor den Soldaten in gleißendes Licht, lässt Horizont und Himmel verschwimmen. Die preußischen Späher können nicht einmal genau ausmachen, wo die einzelnen Truppenenteile der Österreicher kampieren.

Dennoch gibt Friedrich, als die Preußen nur noch dreieinhalb Kilometer vom Lager des Feindes entfernt sind, seinen Marschkolonnen Befehl, sich zur Schlacht zu formieren. Ein zeitraubendes Manöver, das den preußischen Vormarsch abrupt zum Stillstand bringt. Und mit dem der König sein Überraschungsmoment verspielt. Denn inzwischen sind die Österreicher alarmiert.

Zudem haben Friedrich und seine Kommandeure in den verwirrenden Lichtverhältnissen das Terrain falsch eingeschätzt.

Die von zwei Bachläufen durchschnittene Ebene ist eigentlich viel zu schmal für einen Frontalangriff: Nicht alle Grenadiere und Infanteristen können ihren Platz in der dafür vorgesehenen Aufstellung einnehmen.

Friedrich befiehlt um 13.30 Uhr trotzdem den Angriff. Die jahrelang ge drillten preußischen Infanteristen rücken wie eine Wand vor.

Trommelwirbel der Tamboure und dumpfe Schläge der preußischen Kanonen begleiten den Vormarsch. Feuerblitze aus den Mündungsrohren zucken über die Schneelandschaft, Säulen aus Rauch und Pulverdampf steigen in der kalten Luft empor.

Die Kugeln treffen österreichische Kavalleristen auf ihren Pferden, durchschlagen den Schnee, wirbeln schwarzes Erdreich auf. Ein starker Wind lässt Schwaden aus Eiskristallen aufstieben, die den Preußen die Sicht rauben.

Als aus dem Dunst plötzlich 4500 österreichische Reiter hervorbrechen, trifft der Angriff die nicht einmal halb so starke preußische Kavallerie mit vernichtender Wucht. Auch ein Teil der Fußsoldaten wendet sich an der attackierten Flanke zur Flucht.

Durch den Angriff der Österreicher sind die preußischen Grenadiere am äußersten Ende der Aufstellung abgeschnitten. In Panik feuern sie nun auf Freund und Feind.

Mindestens zwei erfolgreiche Attacken reiten die österreichischen Kavalleristen, ihr General fällt. Auch ein preußischer Kommandeur stirbt, mehrere Generäle Friedrichs werden verwundet.

Sein Feldmarschall erkennt, dass das Kampfgeschehen außer Kontrolle zu geraten droht, schon feuern seine Männer ohne Befehl. Die Niederlage scheint unabwendbar, das Leben des Königs in Gefahr. Er beschwört den Monarchen, das Schlachtfeld sofort zu verlassen.

Friedrich wehrt sich erst gegen den Vorschlag, lenkt dann aber ein, offenbar demoralisiert durch den Verlauf der Kämpfe. Gegen 16 Uhr nimmt er aus seinem Gepäck einige Dokumente an sich, steigt auf einen Grauschimmel und galoppiert mit kleiner Entourage davon.

Die Schlacht wähnt er verloren. Friedrich reitet stundenlang, bis in den

Abend, oder aufwärts zur Stadt Oppeln, wo er eine sichere Zuflucht vermutet.

Doch die Stadttore sind verschlossen. Als der Monarch und sein Gefolge sich durch Rufe zu erkennen geben, halten plötzlich Schüsse durch die Dämmerung: 50 österreichische Husaren, die Oppeln kurz zuvor erreicht haben, nehmen den Preußenkönig und sein Gefolge unter Feuer. Friedrich reißt sein Pferd herum und prescht mit einem Adjutanten in die Nacht davon, gerade noch rechtzeitig, ehe die nachsetzenden Feinde ihn gefangen nehmen können.

Friedrich gelangt schließlich in ein Dorf, das die Preußen halten, ist gerettet.

Unruhig, so berichtet ein Augenzeuge später, schreitet er in seinem Quartier auf und ab, stößt Klagen hervor: „Mein Gott, das ist zu viel, strafe mich nicht derart unerbittlich!“

Dann trifft ein Offizier mit einer Nachricht vom Schlachtfeld ein. Und die ist unglaublich: Friedrichs Feldmarschall hat die versprengte preußische Kavallerie doch noch sammeln können und zusammen mit den Fußtruppen die Österreicher irgendwie zum Rückzug gezwungen. Die Schlacht ist gewonnen.

Doch Friedrich hat in seiner ersten Bewährungsprobe als Feldherr versagt.

Wie um seine peinliche Flucht vergessen zu machen, wählt er für den Dankgottesdienst einen besonders kränkenden Bibelspruch aus, gerichtet gegen seine Rivalin in Wien: „Ein Weib lerne in der Stille mit aller Untertänigkeit. Einem Weibe aber gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie des Mannes Herr sei, sondern stille sei.“

Seinem Feldmarschall wird er erst Jahre später verzeihen, dass er ihn zur schmählichen Flucht aus dem Kampf getümmel überredete.

Der Grauschimmel aber, auf dem Friedrich dem Schlachtfeld entkam, erhält auf persönlichen Befehl des Königs bis an sein Lebensende ein Gnadenbrot.

Boten tragen die Nachricht von der Niederlage der Habsburger in alle Residenzen Europas. Die Neugier löst eine fatale Dynamik aus: Denn nun, nach Friedrichs Sieg, fühlen sich auch die anderen Gegner Österreichs stark genug,

Morgen ist heute schon gestern.

Lesen oder verschenken Sie 6x GEO EPOCHE frei Haus – inklusive Geschenk.

“

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst Ihr

michael schaper

“



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE

GEO EPOCHE
Magazin



IHRE Abovorteile

- Dauerhafte Ersparnis**
6x im Jahr 10% sparen und portofreie Lieferung.
- Dankeschön gratis**
Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
- Jederzeit kündbar**
Nach Ablauf des 1. Jahres.
- Wahlweise mit DVD**
Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

GEO EPOCHE
eUpgrade



Für Abonnenten:

Das eMagazine von GEO EPOCHE grafisch völlig neu aufbereitet für das iPad.

Sie sind bereits Abonnent des GEO EPOCHE Magazins?

Dann buchen Sie jetzt Ihr GEO EPOCHE eUpgrade für nur 2€ mehr je Ausgabe.

Weitere Infos und Buchung unter +49 (0)40/5555 89 90 oder www.geo-epoch.de/digital



1. GEO EPOCHE-Heftpaket

Historisches Wissen erleben.

- „Piraten“ – Freibeuter, Abenteurer, Menschenhändler: 2000 Jahre Seeräuberei
- „Die Zeit der Kreuzritter“ – 1096-1291



GRATIS
zur Wahl



2.+3. PHILIPS Kopfhörer „SHL 3000“

Macht Musik zum Hörerlebnis.

- Mit verstellbaren Ohrmuscheln
- 1,2-m-Kabel; 32-mm-Lautsprechertrieber
- Wahlweise in Weiß (2.) oder Blau (3.)

4. HÄSSER-Uhr „Discovery“

Immer die Zeit im Blick.

- Mit Leuchtzeigern und -ziffern,
- Datumsanzeige und Textilarmband
- Gehäuse-Ø: ca. 40 mm

1 Jahr GEO EPOCHE bestellen – Karte abschicken oder ...

Per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

+49 (0)40/5555 89 90

Online mit noch mehr Angeboten:

www.geo-epoch.de/abo

gegen die bedrängte Maria Theresia in den Krieg zu ziehen.

Im Mai 1741 schließen Frankreich, Bayern und Spanien ein Bündnis gegen die Herrscherin, um Teile ihres Reiches zu erobern und unter sich aufzuteilen. Ab September ist auch Sachsen auf ihrer Seite. Die Herrscher spekulieren darauf, dass Maria Theresia einen Teil ihres Erbes verlieren wird, und wollen bei der Aufteilung nicht leer ausgehen.

Neben den Ansprüchen des Kurfürsten von Bayern auf weite Gebiete des habsburgischen Erbes macht sich Paris Hoffnungen auf die Österreichischen Niederlande (das heutige Belgien und Luxemburg). Und Sachsen will Mähren, Spanien sowie die habsburgischen Ländereien in Oberitalien an sich reißen.

Maria Theresia soll nach diesen Plänen nur Königin von Ungarn und Erzherzogin von Österreich bleiben.

Die Truppen der Anti-Habsburg-Koalition rücken rasch an mehreren Fronten vor. Mitte September 1741 erobern die Verbündeten Linz, ohne einen Schuss abzufeuern. Maria Theresia verfügt außerhalb Schlesiens über weniger

als 25 000 Soldaten, die zudem weit verstreut sind. Die können unmöglich alle Grenzen und Städte schützen.

Bald steht die Koalition nur noch 150 Kilometer vor Wien. Karl Albrecht von Bayern lässt sich von den oberösterreichischen Ständen bereits als neuer Erzherzog von Österreich huldigen.

Dann schwenken die Angreifer gen Norden und erobern im November 1741 Prag. Im Dezember lässt sich der bayrische Kurfürst zum König von Böhmen ausrufen.

Und im Januar 1742 wählen ihn die deutschen Kurfürsten sogar zum neuen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Den Adeligen kommt es sehr gelegen, mit der Wahl endlich einmal zu demonstrieren, dass der Kaisertitel kein natürliches Erbe einer Dynastie ist. Erstmals seit mehr als 300 Jahren wird das höchste weltliche Amt der Christenheit nicht von einem Habsburger besetzt.

Jedoch: Der neue Kaiser, der den Namen Karl VII. wählt, ist plötzlich ein Herrscher ohne Land. Denn überraschend hat sich die Lage zugunsten Maria Theresias gewendet.

Schon vor der Kaiserkrönung Karl Albrechts sind Tausende ungarische Freikorpskämpfer in Bayern eingefallen und haben nach und nach das ganze Land besetzt. Der Monarch kann nicht in seine Residenz zurück. Er ist in der Krönungsstadt Frankfurt gefangen.



Und Friedrich? Der Spieler und Machtmensch, der mit seinem Einmarsch in Schlesien alles ausgelöst hat, zögert und zaudert. Zwar ist er der Allianz gegen Österreich beigetreten. Die Zerschlagung des Habsburgerreiches jedoch ist nicht in seinem Sinn.

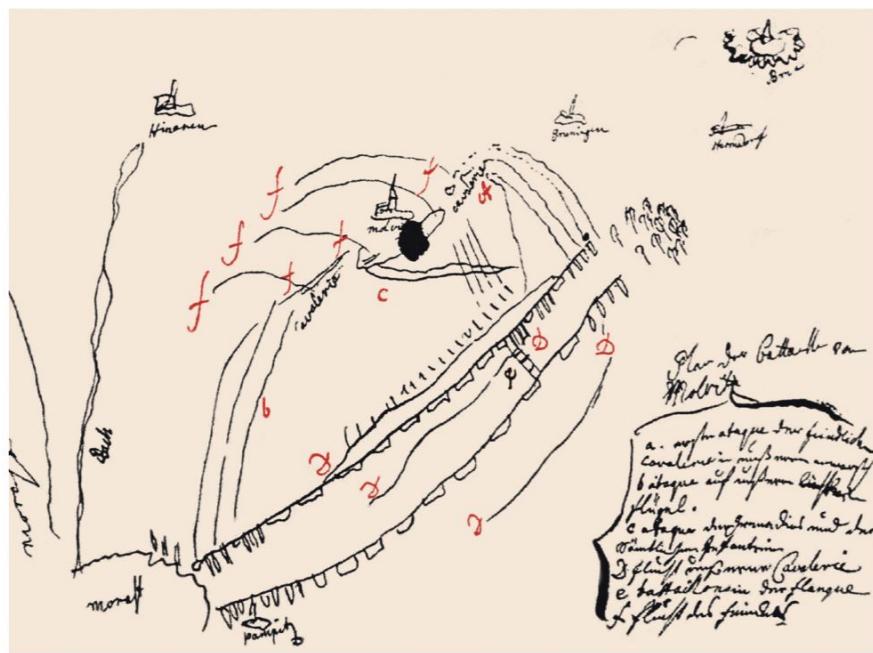
Er will, dass Brandenburg-Preußen im Reich zur gleichberechtigten – und einzigen – Macht neben Österreich aufsteigt. Nicht aber, dass durch den Untergang Habsburgs deutsche Länder wie Bayern oder Sachsen erstarken.

Daher hat er im Oktober 1741 heimlich einen Waffenstillstand mit den Österreichern geschlossen. Nur so konnte Wien Truppen aus Schlesien abziehen und gegen die Alliierten einsetzen. Doch das Abkommen wird bekannt.

Um sein Gesicht gegenüber den Verbündeten zu wahren, bricht Friedrich abermals einen Vertrag: dieses Mal den mit Maria Theresia. Trotz des Waffenstillstandes dringt er im Januar 1742 mit einer Armee nach Mähren ein und zieht Anfang April nach Böhmen weiter, um den Franzosen beizustehen, die dort in die Defensive geraten sind.

Dabei bemerkt er nicht, dass Österreich in seinem Rücken Truppen zusammenzieht. Denn Maria Theresia und ihre Generäle haben sich entschlossen, zuerst ihren gefährlichsten Gegner zu stellen und zu besiegen: den Preußenkönig.

Am Morgen des 17. Mai 1742 stehen sich die Armeen der beiden Monarchen im böhmischen Chotusitz erneut gegenüber. Und wieder gewinnt Friedrich: weil



Kurz nach seinem Sieg gegen die Habsburger-Truppen in der Nähe von Breslau am 10. April 1741 skizziert Friedrich II. den Verlauf der Schlacht: Die Österreicher (b, c, A) attackieren seine Linien (D). Später fliehen sie in westlicher Richtung (f)



Preußen gegen Österreich

Mit dem preußischen Erfolg im Ersten Schlesischen Krieg 1742 endet der Konflikt zwischen Habsburgern und Hohenzollern nicht. Noch zweimal greift Friedrich II. die Koalitionen an, die Maria Theresia um sich geschart hat, und erringt, obwohl militärisch unterlegen, Sieg um Sieg, wie hier 1758 bei Zorndorf gegen russische Truppen

seine Soldaten auf dem Schlachtfeld disziplinierter operieren.

Nach dieser Niederlage erklärt sich Maria Theresia bereit, den Großteil Schlesiens an Berlin abzutreten; sie will nicht länger gleichzeitig gegen Frankreich und Preußen Krieg führen. Sie schließt Frieden mit Friedrich, der damit erst einmal bekommt, was er will.

Die Habsburgerin aber kann ihre Truppen jetzt im Kampf gegen die Franzosen in Böhmen konzentrieren und sie bis Ende 1742 vertreiben. Damit hat sie sich gegen ihre Feinde behauptet.

In den folgenden Jahren sammelt sie neue Verbündete, zu denen auch Großbritannien und Sachsen zählen. Sie ist bald so mächtig, dass Friedrich schon

um seine Kriegsbeute Schlesien fürchten muss. Kurzerhand marschiert er daraufhin mit seinen Truppen 1744 erneut in Böhmen ein.

Maria Theresias Stellung schwächt das aber nicht. Im Gegenteil: Denn als der glücklose Karl VII. am 20. Januar 1745 in München an den Folgen der Gicht stirbt, gelingt es ihr noch im selben Jahr, die Kaiserkrone für das Haus Habsburg zurückzugewinnen.

Mit Geld und Erpressung bringt sie sechs der Kurfürsten dazu, bei der Wahl des neuen Kaisers für ihren Gatten zu stimmen: Am 4. Oktober 1745 wird er als Franz I. im Frankfurter Dom zum neuen Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches gekrönt.

Maria Theresia darf bei der Zeremonie nur als Zuschauerin auf einer Empore zugegen sein. Ebenso muss sie es halten, als ihr Gemahl unter dem Jubel der Frankfurter von der Kirche in einem Umzug zum Römer schreitet, zum Rathaus der Stadt. Sie winkt ihm von einem Fenster aus mit einem weißen Tuch zu.

Vom anschließenden Festbankett aber lässt sie sich nicht fernhalten. Und lässt sich als Gattin des Reichsoberhaupts fortan mit „Kaiserin“ anreden.

Mehr als ein Jahrzehnt hält der Frieden zwischen den Rivalen in Berlin und Wien. Doch abfinden will sich Maria Theresia mit dem Verlust Schlesiens



nicht. Und so schmiedet sie 1756 eine Koalition gegen Friedrich, die Preußen für immer vernichten soll: Die Kaiserin verbündet sich mit Wiens altem Feind Frankreich, dessen König verärgert ist über ein Neutralitätsabkommen Friedrichs mit Großbritannien.

Als der Beitritt Sachsens, Russlands und Schwedens zur Koalition bevorzuhstehen scheint, sieht sich Preußen nahezu allein einer gewaltigen Übermacht

von Feinden gegenüber. Der nächste Akt des Zweikampfes beginnt – und es ist der bei Weitem blutigste.

Friedrich fühlt sich durch das entstehende Großbündnis in die Enge gedrängt; wieder geht er in die Offensive: Er will seine Feinde nach und nach einzeln besiegen und attackiert am 29. August 1757 als Erstes Sachsen.

Kaiser Franz I. ist entschlossen, die Rechtsverletzung nicht hinzunehmen; er

erwirkt durch den Reichstag die Aufstellung einer „Reichsexekutionsarmee“ gegen den Landfriedensbrecher.

Doch die Truppe ist bunt zusammengewürfelt und schlecht motiviert. Am 5. November 1757 verlieren die kaiserlichen Soldaten eine Schlacht westlich von Leipzig gegen die zahlenmäßig weit unterlegenen Preußen.

Reichstruppen spielen fortan keine Rolle mehr in dem Krieg, der noch mehr



Die Schlacht von Maxen 1759 ist einer der wenigen Siege der Habsburger über Preußen.

Trotz dieser Niederlage behält Friedrich II. am Ende Schlesien als Kriegsbeute. Und sein Königreich hat sich als zweite deutsche Großmacht neben Österreich etabliert

Vor allem aber hat Friedrich großes Glück: Denn nach dem Tod der russischen Zarin Elisabeth schwenkt ihr Nachfolger 1762 auf die Seite Preußens.

S

So endet dieser dritte Krieg um Schlesien im darauffolgenden Jahr. Sein Ergebnis: Der vor Kriegsausbruch herrschende Zustand wird wiederhergestellt, das umkämpfte Herzogtum bleibt bei Preußen, das sich damit den ersehnten Rang als Großmacht in Europa erstritten hat.

Doch um einen hohen Preis: Allein Preußen hat rund 180 000 Soldaten verloren; dazu sind wohl mehr als 300 000 Zivilisten umgekommen oder haben ihre Heimat verlassen.

In den folgenden Jahrzehnten baut Friedrich seinen Einfluss auf die wichtigen Fürsten des Reiches konsequent aus. Er macht gegen den Kaiser Stimmung und gründet 1785 einen von evangelischen Herrschern dominierten Bund, der das Reich de facto teilt in eine von Berlin geführte Nord- und eine Südhälfte unter dem Einfluss Wiens.

Am 17. August 1786 stirbt der König – sechs Jahre nach seiner Rivalin, über die er nach ihrem Tod sagte: „Sie hat ihrem Thron und ihrem Geschlecht Ehre gemacht; ich habe mit ihr Kriege geführt, aber nie war ich ihr Feind.“

Maria Theresia hingegen hielt den Preußen für ein „Monstrum“ und „Un-

geheuer“. Er blieb für sie zeitlebens der „Feind ohne Glauben und Rechtsbewusstsein“, das „böse Tier“.

Die Rivalität der beiden Monarchen hat das Heilige Römische Reich deutscher Nation schwer getroffen. Insgesamt kommen in diesem dreimaligen Ringen gut 500 000 Menschen ums Leben.

„Um sich einen Begriff von der allgemeinen Zerrüttung zu machen, in die das Land gestürzt war, um die Trostlosigkeit und Entmutigung der Untertanen zu ermessen, muss man sich völlig verheerte Landstriche vorstellen, in denen die Spuren ehemaliger Siedlungen kaum noch zu finden waren, Städte, die von Grund auf zerstört, andere, die zur Hälfte in Flammen aufgegangen waren, 13 000 spurlos verschwundene Häuser, nirgends bestellte Äcker und kein Getreide mehr für die Bewohner“, so bilanziert Friedrich, der Kriegstreiber, in seinen Memoiren.

Der Rivale Habsburg beklagt mehr als 120 000 Kriegstote, das Land steht vor dem finanziellen Kollaps.

Das Heilige Römische Reich ist am Boden. Jetzt bedarf es nur noch einer weiteren Krise, um das seit mehr als 800 Jahren bestehende Gebilde endgültig zu vernichten.

Und diese Krise wird schon sehr bald kommen: diesmal von außen ausgelöst und nicht durch die Ruhmsucht eines Königs. Sondern durch einen epochalen Umsturz, den die Bürger von Paris entfesseln.

Die Französische Revolution. ■

Dr. Ralf Berhorst, Jg. 1967, lebt und arbeitet in jener Stadt, in der Friedrich II. stets gegenwärtig ist: Berlin.

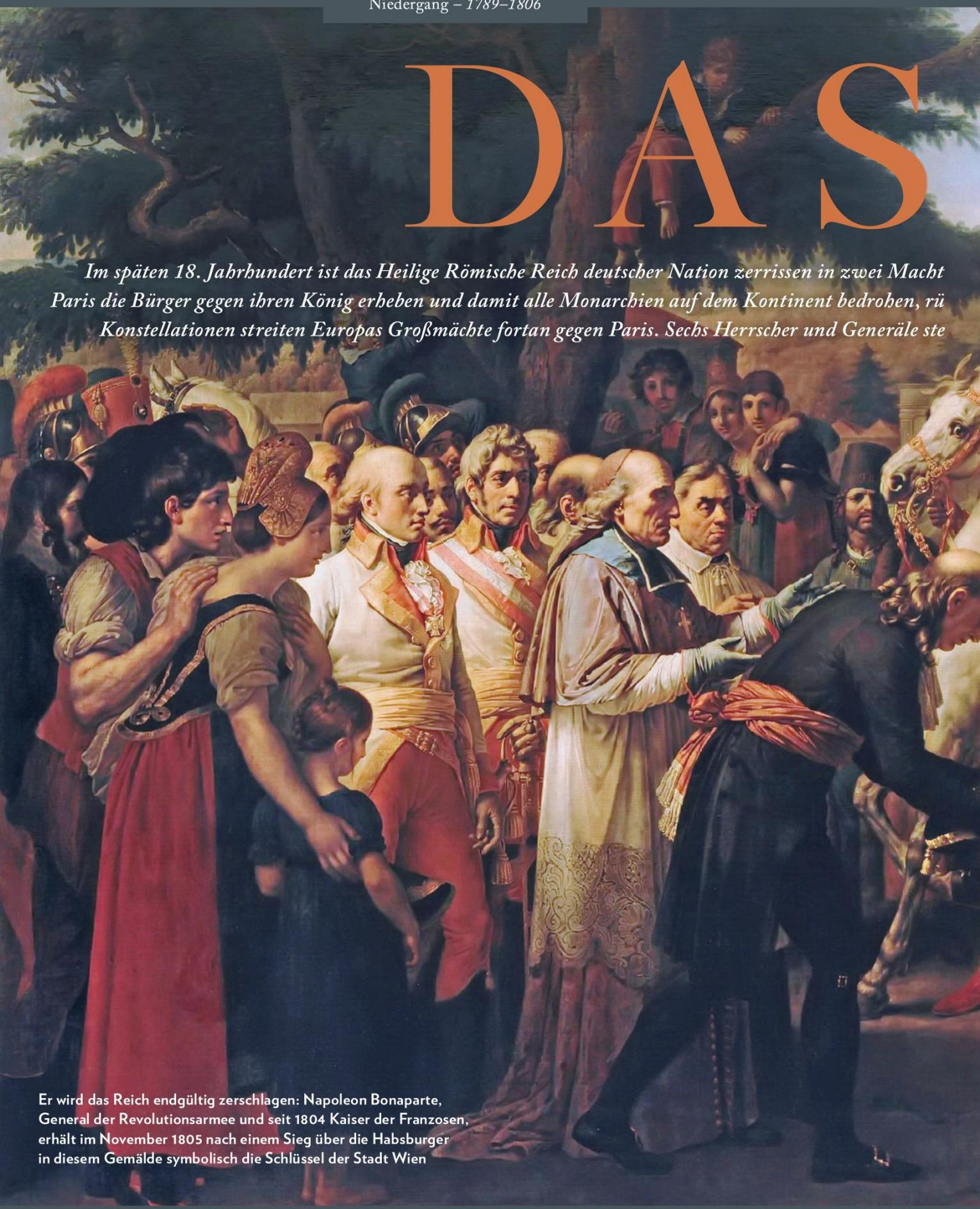
LITERATUREMPFEHLUNGEN: Johannes Kunisch, „Friedrich der Große. Der König und seine Zeit“, C. H. Beck: aktuell die wohl beste Friedrich-Biografie, geistreich verfasst von einem renommierten Historiker und Kenner der preußischen Geschichte. Franz Herre, „Maria Theresia – Die große Habsburgerin“, Piper: historisch akkurate und lesenswertes Porträt der Erzherzogin von Österreich, die durch den Kampf gegen Friedrich II. zu wahrer Größe findet.

als fünf Jahre dauern wird; das Reich erklärt sich in dem Kampf später sogar für neutral.

Und wie durch ein Wunder kann sich Friedrich II. gegen die Übermacht behaupten: Seine Armeen sind beweglicher, weil der König als Feldherr persönlich auf dem Schlachtfeld anwesend ist – anders als bei seinen Gegnern, die sich zudem immer wieder über die richtige Strategie streiten.

DAS

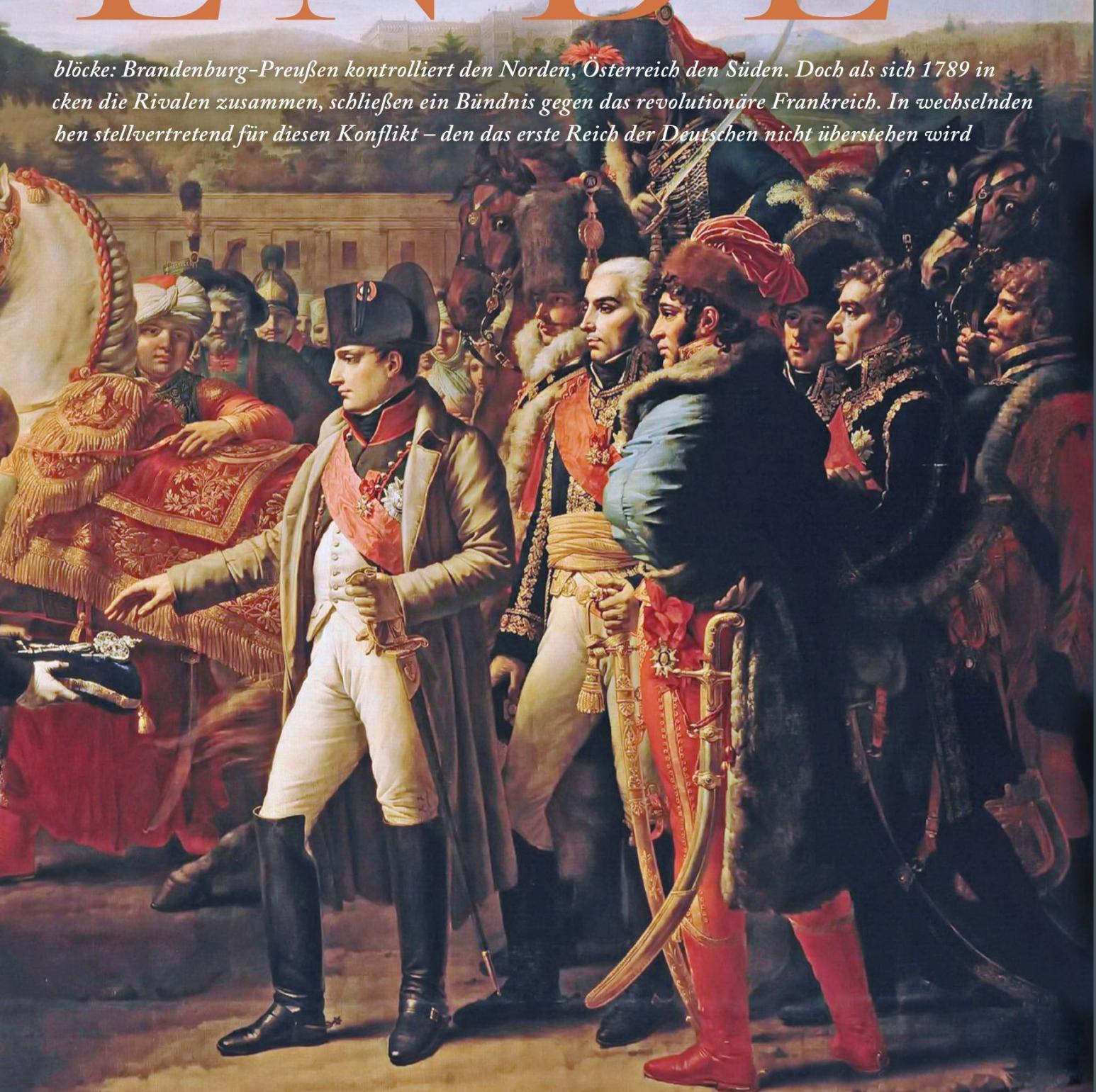
*Im späten 18. Jahrhundert ist das Heilige Römische Reich deutscher Nation zerrissen in zwei Macht
Paris die Bürger gegen ihren König erheben und damit alle Monarchien auf dem Kontinent bedrohen, rü
Konstellationen streiten Europas Großmächte fortan gegen Paris. Sechs Herrscher und Generäle ste*



Er wird das Reich endgültig zerschlagen: Napoleon Bonaparte,
General der Revolutionsarmee und seit 1804 Kaiser der Franzosen,
erhält im November 1805 nach einem Sieg über die Habsburger
in diesem Gemälde symbolisch die Schlüssel der Stadt Wien

ENDE

blöcke: Brandenburg-Preußen kontrolliert den Norden, Österreich den Süden. Doch als sich 1789 in
cken die Rivalen zusammen, schließen ein Bündnis gegen das revolutionäre Frankreich. In wechselnden
hen stellvertretend für diesen Konflikt – den das erste Reich der Deutschen nicht überstehen wird



LEOPOLD II.

Es ist eine denkbar schlechte Zeit, um die Herrschaft in der Wiener Hofburg anzutreten: 1790, als Leopold II. die Führung im Habsburgerreich übernimmt, kämpft Österreich auf dem Balkan gegen die Osmanen und zugleich gegen Rebellen in seinen niederländischen Besitzungen, die von Preußen unterstützt werden, dem Rivalen Habsburgs. Auch in Ungarn droht eine Rebellion – ebenfalls von Preußen befeuert. Denn Berlin will Wien um jeden Preis schwächen.

Vor allem aber haben sich im Jahr zuvor die Bürger Frankreichs gegen Ludwig XVI. erhoben. Und eine Revolution, die die stärkste Macht auf dem Kontinent erschüttert, ist keine regionale Angelegenheit, sondern eine Herausforderung für alle Monarchen.

Eigentlich war Leopold nicht als Oberhaupt der Habsburger und römisch-deutscher Kaiser vorgesehen; er regierte die zum Machtbereich seiner Familie gehörende Toskana. Der Großherzog, ein begeisterter Vertreter der Aufklärung, machte das kleine Land zum liberalen Musterstaat, schaffte Folter und Todesstrafe ab, reformierte das Steuerwesen, plante sogar eine moderne Verfassung mit Volksvertretern. Als „Philosoph auf dem Thron“ rühmen ihn Zeitgenossen.

Doch dann stirbt am 20. Februar 1790 Leopolds älterer Bruder Kaiser Joseph II., ohne einen Erben, und der 42-Jährige tritt in dieser höchst schwierigen Situation die Nachfolge an.

Nicht nur die außenpolitischen Probleme setzen dem neuen Oberhaupt zu, er muss auch um die Kaiserkrone bangen: Nach den eher unerfreulichen Erfahrungen mit Joseph II., der versucht hatte, Bayern zu annexieren, und ansonsten wenig Interesse an Reichsangelegenheiten zeigte, sind die Kurfürsten nicht willens, ohne weiteres den nächsten Habsburger zum Herrn des Heiligen Römischen Reiches zu wählen.

Der römisch-deutsche Kaiser und Herrscher Österreichs hofft anfangs noch auf einen Ausgleich mit den Revolutionären in Paris: Denn die Frau des französischen Königs ist seine Schwester

Daher ist Leopold zu Zugeständnissen bereit, und er weiß, dass er weder den Frieden mit seinen außenpolitischen Opponenten noch die Kaiserkrone ohne eine Verständigung mit Berlin erringen kann. Am 27. Juli 1790 trifft er daher mit Preußens König Friedrich Wilhelm II. eine Übereinkunft: Wien muss Frieden mit den Osmanen schließen und auf die bereits eroberten Gebiete verzichten. Im Gegenzug verspricht ihm der Preuße, zugleich Kurfürst von Brandenburg, seine Stimme bei der Kaiserwahl und stellt seine Unterstützung der niederländischen und ungarischen Aufrührer ein.

Die anderen Kurfürsten folgen dem Beispiel und wählen Leopold am 9. Oktober einstimmig zum Kaiser.

Um eine Verwicklung des Reiches in die Französische Revolution abzuwenden, beschwört der neue Kaiser seine Schwester Marie Antoinette, die Gemahlin des Königs von Frankreich, mit den gemäßigten Kräften der Aufständischen zusammenzuarbeiten. Zugleich hält er militante französische Adelige im Zaum, die ins Reich geflüchtet sind und ein Eingreifen des Kaisers fordern.

Doch Frankreichs Königsfamilie macht die Bemühungen zunichte. Sie flieht im Juni 1791 aus Paris, wird aber nahe der Grenze zu den Österreichischen Niederlanden gefasst. Viele Franzosen fühlen sich verraten, immer zahlreicher werden die Feinde der Monarchie. Sie fordern die Absetzung Ludwigs XVI. Im Kaiserreich bestürmen dagegen die Emigranten den Herrscher nun noch heftiger, seine passive Haltung aufzugeben.

Leopold gibt nach. Bei einem Treffen mit Friedrich Wilhelm im August 1791 erklären die zwei die Lage des französischen Königs zum „Gegenstand eines gemeinschaftlichen Interesses für alle europäischen Souveräne“. Zudem verabreden Berlin und Wien, militärisch einzugreifen – allerdings nur dann, wenn alle Monarchen Europas gemeinsam handeln.

Mit dieser Einschränkung glaubt Leopold, sich abgesichert zu haben gegen einen Krieg mit Paris, den er unter keinen Umständen führen will – er weiß, dass London angekündigt hat, in einem solchen Konflikt neutral zu bleiben.

Tatsächlich aber setzt der Kaiser damit eine Kaskade von Ereignissen in Bewegung, die innerhalb weniger Jahre das Reich zerstören werden. Denn Leopold hat die Wirkung der Deklaration auf die Revolutionäre unterschätzt. Kaum ist die Erklärung der beiden Monarchen in Paris bekannt, schüren Republikaner damit die Ängste der Menschen vor der Rückkehr des verhassten Adels im Gefolge der ausländischen Armeen.

Ein Ultimatum der Franzosen, sich verbindlich zu äußern, ob das alte Bündnis zwischen Wien und Paris aus dem Jahr 1756 noch gelte, beantwortet Leopolds Staatskanzler Mitte Februar 1792 eindeutig: Sollte Frankreich angreifen, werde der Kaiser zurückschlagen. Er wisse sich dabei im Einklang mit Preußen, mit dem Österreich nun auch noch ein Militärabkommen geschlossen hat.

Den folgenden Zusammenbruch seiner Friedenstaktik erlebt Leopold II. nicht mehr; er stirbt am 1. März 1792 an einer falsch behandelten Lungenentzündung. Wenige Wochen später erklärt Frankreich Österreich den Krieg.

Die Folgen der gescheiterten Politik des 17-Monate-Kaisers muss Leopolds Sohn Franz II. tragen.

Er wird dabei komplett versagen. ♦

Anja Fries, Frank Otto



Leopold II. (1747–1792) folgt 1790 seinem verstorbenen Bruder als Kaiser nach. Er übernimmt ein Reich in der Krise. Der Habsburger kämpft verzweifelt um Frieden – und erreicht das Gegenteil

Niedergang

A portrait painting of General Adame-Philippe de Custine. He is shown from the waist up, wearing a dark blue military uniform with gold embroidery on the collar and cuffs. A red and gold belt with a large buckle cinches his waist. He has a white cravat and a white waistcoat underneath. His hair is powdered and powdered, and he has a full, bushy beard. He is looking slightly to his right with a serious expression. The background is a dramatic sky with clouds.

General Adame-Philippe
de Custine (1740–1793)
stammt aus einer adeligen
Familie – und zieht
dennoch für die Revolu-
tionäre in den Krieg

ADAME-PHILIPPE DE CUSTINE

Das revolutionäre Frankreich braucht dringend Offiziere. Aber ausgerechnet diesen? General Adame-Philippe de Custine, 52, ist eitel, cholerisch, unberechenbar. Und seinen Wandel vom königstreuen Großgrundbesitzer zum Kämpfer für Freiheit und Gleichheit nehmen dem Adeligen nicht alle ab.

Doch was sollen die neuen Herren Frankreichs tun? Am 20. April 1792 haben sie Österreich den Krieg erklärt, um einem befürchteten Angriff Wiens vorzukommen – und sich so auch das mit den Habsburgern verbündete Preußen zum Feind gemacht. Frankreichs Truppen aber sind alles andere als kampfbereit. Die meisten adeligen Offiziere sind ins Ausland geflohen, um dort auf einen Gegenschlag des antirevolutionären Europa zu warten. Den Soldaten der regulären Armee fehlt es nun häufig an Führung und Disziplin. Und die freiwilligen Kämpfer, die Paris seit einem Jahr rekrutiert, sind zwar glühende Patrioten, aber militärisch eher unerfahren.

An den Grenzen zum Heiligen Römischen Reich stehen ihnen im Sommer 1792 mehr als 45 000 preußische Soldaten gegenüber, dazu etwa 6000 hessische Kämpfer und ein 4500 Mann starker Verband französischer Emigranten. Im August 1792 greift der Großteil dieser Truppen von Koblenz aus Frankreich an.

Dieser Attacke hat Frankreichs revolutionäre Regierung zunächst wenig entgegenzusetzen, die Festungen Longwy und Verdun fallen schon nach wenigen Tagen. Es zeigt sich immer deutlicher, dass den französischen Truppen erfahrene Schlachtenführer fehlen.

Der Kriegsminister muss handeln: Am 19. September 1792 ernennt er den altgedienten Custine, der sich selbst immer wieder für große Aufgaben vorgeschlagen hat, zum Kommandeur der am Rhein stationierten „Vogesenarmee“.

Als erster Revolutionsgeneral dringt Custine 1792 in das Kerngebiet des Reiches vor: Der Kampf um die linke Rheinseite wird die Front der deutschen Fürsten spalten

Einen Tag später gelingt anderen französischen Truppen ein erster Erfolg: Mit einem Artilleriegefecht stoppen die Franzosen den Vormarsch der Preußen, ohne dass es zu einer Entscheidungsschlacht gekommen ist.

Nun geht Custine in die Offensive. Am 29. September überschreitet seine Armee die Grenzen des Heiligen Römischen Reiches und zieht in Richtung Speyer. Die 3000 dort stationierten Soldaten versuchen vergebens, Stadt und Waffenarsenale zu verteidigen.

Wenige Tage später fällt Worms, am 21. Oktober kapituliert Mainz. In Frankreich feiern die Revolutionäre Custine als Volkshelden, proklamieren den Rhein als natürliche Grenze zum Reich – ein Affront für den römisch-deutschen Kaiser und seine Fürsten, denn trotz der Lage am Rande des Reichsgebietes gilt gerade das Rheinland als eine der Kernregionen des Reiches. Aber die Fürsten dort sind militärisch unterlegen.

Custine schickt Teile seiner Truppen gleich weiter nach Frankfurt. Doch mit diesem Alleingang schwächt er die französischen Linien, die eigentlich – so der Auftrag aus Paris – mit allen Kräften die Rheingrenze halten sollten.

Es ist Custines wohl schwerster Fehler. Zwar kann er auch Frankfurt einnehmen, die Stadt wird aber schon Wochen später von den Preußen zurückeroberzt. Das Ansehen des Generals beginnt zu sinken.

Etwas zur gleichen Zeit beschließt der Reichstag, angesichts der französi-

schen Bedrohung am Rhein mit allen weltlichen und geistlichen Fürstentümern, Grafschaften und Reichsstädten am Krieg seines habsburgischen Kaisers Franz II. gegen Frankreich teilzunehmen.

Die Armeen des Reiches befreien im Sommer 1793 Mainz, die dort unter Custine eingerichtete revolutionäre Republik wird aufgelöst. Mit dem Mainzer Gebiet verliert Frankreich seine wichtigste militärische und politische Eroberung auf der linken Rheinseite.

In Paris haben sich unterdessen die politischen Kräfte immer stärker radikalisiert, ist die Partei der gemäßigten Revolutionäre endgültig unterlegen. Im Januar bereits ist König Ludwig XVI. mit der Guillotine hingerichtet worden. Die Botschaft an die Herrscher Europas ertönt deutlich: Das Zeitalter des Absolutismus ist für immer beendet.

Der gescheiterte Feldherr Custine wird nach Paris einbestellt, wo er sich wegen Landesverrats vor einem Revolutionärttribunal zu verantworten hat. In einem Schauprozess macht man den Adeligen stellvertretend verantwortlich für mehrere seiner Standesgenossen im Generalstab, die tatsächlich zum Feind übergetreten und längst nicht mehr zu greifen sind. Der in Ungnade gefallene Eroberer von Mainz hat keine Chance.

Und so wird Adame-Philippe de Custine – der erste General des revolutionären Frankreichs, der mit seinen Truppen in das Kerngebiet des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation eindringen konnte – zum Tode verurteilt und am 28. August 1793 geköpft.

Doch der Kampf um das Westufer des Rheins, den er so erfolgreich begonnen hatte, ist noch lange nicht beendet.

Schon bald wird dieses Ringen die Einheit des Reiches sprengen. ♦

FRIEDRICH WILHELM II.

Der König von Preußen ist kriegsmüde. Seit zweieinhalb Jahren kämpfen seine Soldaten mit den Österreichern gegen die Franzosen. Der Feldzug war als kurze Strafaktion gegen das revolutionäre Frankreich gedacht. Aber nun, im Herbst 1794, zeichnet sich noch immer kein Sieg der Koalition um Wien, Berlin und das Reich ab. Im Gegenteil.

Die Franzosen, im Jahr zuvor zurückgeschlagen, sind wieder auf dem Vormarsch und treiben die Koalitionsstruppen über den Rhein nach Osten. Zu lange zieht sich der Kampf in den Augen des Hohenzollern schon hin.

Darüber hinaus verfolgt Franz II., sein Koalitionspartner, vor allem dynastische Ziele. Denn der Habsburger setzt in diesem Krieg, den er als Herrscher Österreichs wie auch als Kaiser führt, die Reichsarmee offenbar auch dazu ein, sein Staatsgebiet zu erweitern – was dem Rivalen Preußen missfällt. Zudem zermürben die Streitereien über den Oberbefehl in der Allianz das Verhältnis zwischen den Verbündeten.

Friedrich Wilhelms eigentliche Interessen liegen ohnehin im Osten. Dort teilen seit 1772 Russland, Österreich und Preußen ihren Nachbarstaat Polen immer weiter untereinander auf. Schon zweimal haben die drei Großmächte den von inneren Adelskämpfen zerrissenen Staat gezwungen, Gebietsabtretungen zuzustimmen. Und jetzt wollen sich Katharina die Große, Franz II. und Friedrich Wilhelm II. auch noch den übrig gebliebenen Landstreifen einverleiben.

Doch noch kämpfen polnische Patrioten gegen die russische Armee für ihre Unabhängigkeit. Und Preußens König fürchtet, bei der nächsten Teilung Polens leer auszugehen, wenn er nicht mit eigenen Truppen in die Kämpfe eingreift. Daher schickt er im Frühjahr 1794 gut 40 000 Soldaten nach Polen – obwohl er es sich eigentlich gar nicht leisten kann: Der preußische Staat steht knapp vor

Anfangs steht Brandenburg-Preußen im Kampf gegen Paris an der Seite Habsburgs. Doch 1795 schert der König aus der Koalition aus. Die Folgen für das Reich sind verheerend

dem Ruin, der Staatsschatz ist durch den Krieg gegen Frankreich aufgebraucht. Zum Jahresende, warnt der Finanzminister den König, wird Berlin zahlungsunfähig sein.

Seine Berater drängen den Monarchen, den Feldzug gegen Frankreich zu beenden. Friedrich Wilhelm – dem Okkultismus zugetan, misstrauisch, von seinen wenigen Vertrauten abhängig – schwankt: Eigentlich will er mit den Franzosen, die ihren König ermordet haben, nicht verhandeln, will er seine Zusage an den österreichischen Herrscher nicht brechen, mit ihm gegen die Revolutionäre zu kämpfen.

Andererseits zweifelt er, ob er wirklich an dem verlustreichen Krieg im Westen festhalten soll, von dem seine Minister sagen, er sei aussichtslos.

Zudem könnte er durch eine Eingang mit Frankreich vielleicht sogar zum Friedensbringer für das gesamte Heilige Römische Reich werden, erklären die Berater: er, der König der protestantischen Führungsmacht, höher angesehen und wichtiger als der katholische Kaiser.

Und tatsächlich gelingt es Ende 1794, den König dazu zu überreden, Verhandlungen mit Paris aufzunehmen.

Eine Fehlentscheidung, wie sich schon bald zeigen wird. Denn Berlins Verhandlungsführer bei den Gesprächen in Basel weiß nichts von den heftigen Machtkämpfen, die zwischen den einzelnen Fraktionen der Revolutionäre in Paris tobten. Und auch nichts davon, dass sich die hungernden Einwohner der Kapitale gerade gegen die neuen Herrscher erheben und man ihnen vermutlich

nur Getreide bieten müsste, um den Krieg zu beenden und die französische Monarchie wieder einzuführen.

So schließt Preußen am 5. April 1795 zwar einen Frieden – doch aus diplomatischer Dummheit zu einem viel zu hohen Preis: Frankreichs Truppen wird gestattet, bis zu einem Friedensvertrag mit dem gesamten Reich die preußischen Gebiete links des Rheins weiter besetzt zu halten.

Friedrich Wilhelms Rolle als Vermittler eines Friedens zwischen Frankreich und dem Reich wird zwar festgeschrieben. Doch Preußens Plan, andere (zum Teil ebenso kriegsmüde) Reichsfürsten für einen Vertrag mit Paris zu gewinnen und so Österreich zu isolieren, scheitert in den Monaten darauf – unter anderem deshalb, weil die französische Regierung entgegen der Abmachung mit den Staaten einzeln verhandelt und weitere Separatfrieden anstrebt.

Für das Reich ist das Ergebnis desaströs: Frankreich bleibt Besatzungsmacht im Rheinland, Preußen und der von ihm dominierte gesamte Norden des Reichs bis zur Mainlinie bilden eine neutrale, frankreichfreundliche Zone, während der Süden unter Führung von Österreich weiterhin Krieg führt – nun allerdings erheblich geschwächt.

Dem Preußenkönig nützt sein Verrat nur wenig. Zwar gewinnt er in der dritten polnischen Teilung Gebiete um Warschau, doch sein Frieden hält nur wenige Jahre: Schon 1806 wird Berlin wieder gegen Paris kämpfen, da sich beide Staaten nicht über ihre Einflussphären einigen können. Und dieser Krieg wird in einer katastrophalen Niederlage enden.

Friedrich Wilhelm II. erlebt das nicht mehr. Er stirbt Ende 1797, mit nur 53 Jahren, an einer Flüssigkeitsansammlung im Brustkorb, vermutlich ausgelöst durch sein massives Übergewicht. ♦

Marion Hombach

A portrait painting of King Friedrich Wilhelm II of Prussia. He is shown from the waist up, wearing a dark blue military uniform with red cuffs and a white cravat. A large silver star-shaped medal is pinned to his left shoulder. He has a white feathered plume in his bicorne hat. He is pointing his right hand towards the horizon over a landscape with a town and hills in the background. His left hand rests on a map spread out on a table. The sky is filled with dramatic, billowing clouds.

Weil sein Land fast
pleite ist, wird Preußens
König Friedrich Wilhelm II.
(1744–1797) von Beratern
gedrängt, den Krieg gegen
Frankreich zu beenden

Niedergang

Unbändiger Ehrgeiz
treibt Napoleon Bonaparte
(1769–1821). 1804 erklärt sich
der einstige General der
Revolutionstruppen gar zum
Kaiser der Franzosen



NAPOLEON BONAPARTE

E r wird das Heilige Römische Reich zerstören und den Kontinent erschüttern. Den „Gott des Krieges“ nennt ihn ein preußischer Heeresreformer. Der Aufstieg dieses Mannes aus dem niederen Adel der Insel Korsika an die Spitze Europas verläuft so steil, wie es nur in Zeiten großer Umwälzungen möglich ist.

Als wütende Bürger am 14. Juli 1789 in Paris die Bastille erstürmen, ist Napoleon Bonaparte 19 Jahre alt. Der junge Offizier studiert die Schriften großer Heerführer und Militärtheoretiker und wird schon bald einer der wenigen Hoffnungsträger der führungslosen französischen Armee. Er brennt vor Ehrgeiz, will Karriere machen, sein Land verteidigen – und die Revolution.

Der Korse führt 1793 seine Männer als Major persönlich zum entscheidenden Angriff auf die belagerte Hafenstadt Toulon, die von konterrevolutionären Aufständischen und Soldaten einer britisch-spanischen Flotte gehalten wird. Dabei zieht er sich eine schwere Stichverletzung am Bein zu. Sein Mut, sein Selbstbewusstsein, sein großes militärisches Wissen und Geschick überzeugen die Vorgesetzten. Innerhalb von drei Monaten steigt er vom Major zum General auf.

Doch es ist der Krieg gegen das Habsburgerreich unter Kaiser Franz II. und dessen Verbündete, der ihm die Chance bietet, Großes zu erreichen.

1796 erhält Bonaparte den Oberbefehl über Frankreichs Armee in Italien, die dort gegen die Österreicher kämpft. Er gewinnt Schlacht um Schlacht, dringt mit seinen Truppen in die österreichischen Kernländer vor. Die Franzosen stehen im April 1797 nur noch 160 Kilometer vor Wien.

Der Kaiser bittet um Frieden für Österreich. Im Vertrag von Campo Formio muss Franz II. unter anderem auf seine Gebiete in den Niederlanden und auf die Lombardei verzichten.

Ende 1799 putscht sich der General in Frankreich an die Macht. Mit ihm erwächst dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation und dessen Kaiser ein furchtlicher Gegner

Bereits im März 1799 aber erklärt Paris Wien erneut den Krieg, weil Österreich russische Truppen nach Italien durchmarschieren lässt und damit ein neues antifranzösisches Bündnis zwischen Russland, England und dem Osmanischen Reich unterstützt.

Bonaparte führt währenddessen einen Feldzug in Ägypten an. Doch als in Europa die ersten Schlachten der Franzosen gegen die Habsburger verloren gehen, deren Truppen bis an den Rhein vorstoßen und gemeinsam mit russischen Verbündeten Italien größtenteils zurückerobern, sieht der General die Gelegenheit für einen Staatsstreich gekommen.

Frankreichs Regierung ist unbeliebt, sie gilt als korrupt – Napoleon hingegen ist längst ein Kriegsheld. Er kehrt aus Afrika zurück und ergreift im November 1799 mit einem Militärputsch die Macht an der Seine: Der neue starke Mann lässt Regierungsmitglieder von Soldaten verhaften und sich selbst von willfährigen Abgeordneten die Staatsführung übertragen.

Kurz darauf versucht Napoleon, inzwischen de facto Alleinherrscher, Norditalien zurückzuerobern. Bei Marengo, in der Nähe von Genua, kommt es zur Entscheidung. Ein Teil seiner Armee wird am Morgen des 14. Juni 1800 überraschend von Österreichern gestellt: Napoleon steht mit 22 000 Mann und 20 Geschützen vor einem Feind, der ihm mit 32 000 Soldaten und 100 Kanonen weit überlegen zu sein scheint.

Bis zum Mittag drängt die österreichische Infanterie die Franzosen immer weiter zurück. Napoleons erste große

Niederlage scheint unabwendbar. Doch dann treffen frische Truppen an seiner Seite ein; vereint können die Franzosen die müden Österreicher in die Flucht schlagen. Große Teile Norditaliens fallen an den Sieger.

Nach einem weiteren Triumph Frankreichs bei Hohenlinden in Bayern gibt Franz II. auf. Der Friedensschluss Anfang 1801 bedeutet den Anfang vom Ende des Reiches.

Denn aus dem Revolutionsgeneral Bonaparte, der sich mit Ehrgeiz und Raffinesse an die Macht geputscht hat, ist inzwischen der Herrscher Napoleon geworden, der längst über Frankreich hinausblickt, Europa seinen Vorstellungen unterwerfen und auch nach dem höchsten weltlichen Amt des Abendlandes greifen will – dem Kaisertum.

Das Heilige Römische Reich muss nach den verheerenden Niederlagen alle seine Gebiete links des Rheins an Frankreich abtreten. Zudem setzt Napoleon den Umbau des deutschen Imperiums nach seinem Willen durch: Als Ausgleich für verlorenes Land erhalten Paris-freundliche Fürstentümer wie Bayern, Baden und Württemberg sowie das neutrale Preußen größere Gebiete rechts des Rheins, die dortigen Herrscher werden enteignet (siehe Seite 156).

Doch lange wird auch dieser Frieden nicht halten. Napoleon nutzt die Zeit ohne Schlachten, um seine Streitkräfte zu modernisieren. Unter anderem lässt er Offiziere systematisch ausbilden und sammelt seine besten Soldaten in einer Elite-Einheit. Beförderungen erfolgen seit der Revolution bei den Franzosen vor allem nach Talent und Leistung, nicht wie bei den Habsburgern üblich nach adeliger Herkunft.

Mit dieser Armee wird Napoleon Europa überrennen.

Und das Heilige Römische Reich endgültig niedermachen. ■

FRIEDRICH VON WÜRTTEMBERG

Friedrich von Württemberg ist ein Choleriker und Machtmensch. Er hasst es, wenn man ihm nicht gehorcht. 1786 wird der Adelige, bis dahin hoher Beamter in Diensten der Zarin, aus Russland ausgewiesen, weil er seine Frau verprügelt hat.

Im Krieg des Reiches gegen Paris führt der Herzogssohn 1796 die württembergischen Truppen auf den Pässen im Schwarzwald an. Aber Friedrich kann den Einmarsch der Franzosen nicht verhindern; die erwartete Unterstützung durch den Kaiser bleibt aus. Alleingelassen, muss er die Waffen strecken und schließt im August 1796 einen Separatfrieden mit Frankreich. Damit beginnt nun – ein Jahr nachdem Preußen die Koalition mit den Habsburgern verlassen hat – auch der Zusammenhalt des Reiches im Süden zu bröckeln.

1797 folgt Friedrich seinem Vater als Herzog nach. Kurz darauf flammt der Krieg mit Frankreich wieder auf. Um weitere Verwüstungen zu verhindern, erklärt er Württemberg zur neutralen Zone. Doch die verfeindeten Truppen schert das wenig: Das Herzogtum ist das ideale Aufmarschgebiet.

Friedrich hat keine Wahl: Will er nicht zwischen den Machtblöcken zerrieben werden, muss er sich für eine Seite entscheiden. Er schließt sich, wie es sich für einen Reichsfürsten gehört, dem Kaiser an. Doch die Franzosen sind zu stark, besetzen Württemberg erneut. Offenbar kann das Reichsoberhaupt das Herzogtum nicht schützen.

Friedrich sucht daraufhin Anschluss an die Großmacht der Stunde: Frankreich. Er versucht, die Besatzung Württembergs zu lockern, doch es kommt zu keiner Einigung mit Napoleon.

Ende 1800 ist der Krieg nach den Katastrophen der Schlachten von Marengo und Hohenlinden für Österreich und das Reich verloren. Napoleon dik-

Sein Land droht zerrieben zu werden im Krieg zwischen Paris und Wien, und so muss der Herzog sich für eine Seite entscheiden. Napoleon hat viel zu bieten. Aber er stellt Bedingungen

tiert Kaiser Franz II. nun seine Bedingungen: Das siegreiche Frankreich erhält die linksrheinischen Gebiete.

Der Franzose will aber deren deutsche Besitzer, die nun Teile ihres Territoriums abtreten müssen, nicht gegen sich aufbringen – er sieht sie als potenzielle Verbündete. Und so legt er dem Reich auf, sie mit Ländereien in anderen Teilen Deutschlands zu entschädigen.

Die Einzelheiten plant eine Kommission, die Napoleons Vorgaben umsetzt. Unter anderem gehören ihr Vertreter von Mainz, Bayern, Württemberg und Brandenburg-Preußen an. Sie schaffen eine grundsätzliche Neuregelung der Reichsterritorien und bereichern sich dabei selber: 112 geistliche und weltliche Kleinstaaten werden kurzerhand aufgelöst, ihr Gebiet wird verteilt und militärisch besetzt. Vor allem jene Länder, die der Franzose als künftige Partner sieht, profitieren von dem Landraub, so Bayern, Baden und Württemberg.

Der „Reichsdeputationshauptschluss“ trifft (mit Ausnahme von Mainz) nahezu alle geistlichen Fürstentümer, 41 Reichsstädte, 19 Hochstifte und 44 Reichsabteien. Zudem nutzen einige Staaten wie Bayern die Gelegenheit, kleine Territorien zu besetzen, die sich nicht wehren können.

Die mehr als 1000 Herrschaften im Reich werden so binnen weniger Jahre auf nur rund 30 reduziert. Etwa 45 000 Quadratkilometer Land wechseln den Besitzer, fast fünf Millionen Menschen bekommen einen neuen Herrn. Dem

Reichstag bleibt 1803 nichts anderes übrig, als dem Beschluss zuzustimmen. Einige Herrscher profitieren noch auf ganz andere Weise von der Reform, so der Herzog von Württemberg: Er wird zum Kurfürsten erhoben.

Damit dürfte Friedrich in Zukunft den Kaiser mitwählen.

Doch was ist dieses Recht noch wert? Das Reich ist schwach, und in Europa bestimmt nun Paris, nicht Wien. 1804 krönt sich Napoleon zum Kaiser der Franzosen – eine Herausforderung des römisch-deutschen Kaisers, der zuvor als Einziger diesen Titel im Abendland trug.

Eine neue Koalition um Österreich, Russland und Großbritannien will den Emporkömmling 1805 endlich stoppen. Wieder muss sich Friedrich entscheiden, wo er steht. Während der Kämpfe trifft er Napoleon – und schließt ein Bündnis mit ihm. Im Gegenzug wird Paris Schutzmacht des Kurfürstentums.

Ende 1805 steht Napoleons Armee in Wien. Kaiser Franz II. ist geschlagen, Habsburg am Boden. Der Sieger belohnt seinen deutschen Verbündeten: Österreich muss sieben Städte und zwei Grafschaften an Württemberg abtreten. Zudem wird Friedrich zum König erhoben.

Doch Napoleon will das Heilige Römische Reich weiter schwächen: Friedrich soll dem Rheinbund beitreten, einem von Frankreich abhängigen Zusammenschluss der süddeutschen Fürsten. Dafür muss Württemberg allerdings das Reich verlassen. Friedrich sträubt sich, doch nach der Zusage der Herrscher Bayerns und Badens stimmt schließlich auch er der Gründung des Bundes zu, um die Isolation seines Landes zu verhindern.

Im Juli 1806 treten die 16 Mitglieder des Rheinbundes geschlossen aus dem Reich aus. Der Kaiser steht vor den Trümmern seines Imperiums. ■

Christina Rietz



Friedrich von Württemberg
(1754–1816) wird ein König von
Napoleons Gnaden. Dafür
muss er 1806 aus dem Reich
austreten — so wie 15 weitere
deutsche Verbündete
des Franzosen

Niedergang

Franz II. (1768–1835) ist
der letzte Kaiser des Heiligen
Römischen Reiches deut-
scher Nation. Als Franz I.
wird er jedoch bis zu seinem
Tod 1835 Kaiser bleiben –
in Österreich



FRANZ II.

Im Sommer 1806 regiert Kaiser Franz II. über ein sterbendes Imperium: Von dem Heiligen Römischen Reich, zu dessen Herrscher ihn die Kurfürsten 1792 nach dem frühen Tod seines Vaters Leopold II. bestimmt haben, ist kaum mehr als ein Schatten geblieben.

Nachdem die nördlichen Reichsgebiete mit Brandenburg-Preußen schon 1795 aus dem Krieg gegen das revolutionäre Frankreich ausgetreten waren, gingen dem Kaiser bald auch die Fürsten im Süden von der Fahne. Nun, am 12. Juli 1806, schließen sich 16 Staaten, darunter Bayern, Württemberg und Baden, zum Rheinbund zusammen, einer Konföderation von Napoleons Gnaden, und treten aus dem Reich aus. Franz kann es nicht verhindern.

Ohnehin ist dem engstirnigen Monarchen das Wohl Österreichs wichtiger als das des Reiches. Und offenbar glaubt selbst der Habsburger kaum noch an die Zukunft des römisch-deutschen Kaiserstums. Denn bereits 1804 hat er sich den erblichen Titel Kaiser von Österreich verliehen, obwohl dies gegen das Reichsrecht verstieß. Dass er durch die Schaffung eines weiteren Kaisertums die Reichskrone entwertete, nahm er in Kauf: Denn wichtiger war es ihm, in seinen Erblanden einen ebenso hohen Rang wie Napoleon (der sich inzwischen auch Kaiser nannte) innezuhaben.

Nur wenig später griff der Habsburger wieder in den Krieg gegen Frankreich ein. Das Reich war nicht beteiligt, doch Bayern, Baden und Württemberg standen nun als Verbündete auf der französischen Seite. Napoleons Armeen fügten den Truppen des Österreichers mehrere Niederlagen zu. Im November 1805 marschierten die Franzosen sogar in Wien ein und hielten die Stadt sechs Wochen lang besetzt. Franz musste um Frieden bitten. Er verlor seine italienischen Besitzungen, Tirol und weitere Gebiete gingen an die deutschen Ver-

Auf Druck Napoleons legt der Habsburger 1806 die Krone des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation nieder – 844 Jahre nachdem Otto der Große zum Kaiser erhoben wurde

bündeten des Franzosen, zudem musste er die Souveränität der neuen Könige in Bayern und Württemberg anerkennen.

Mit dem Austritt der Rheinbundstaaten im Juli 1806 wird das Reich, das nun nur noch aus Österreich, Brandenburg-Preußen und Sachsen besteht (sowie einigen kleineren Staaten und freien Städten), zunehmend zur Farce.

Doch selbst das reicht Napoleon nicht: Unmittelbar nach dem Austritt der Rheinbundstaaten stellt er Franz ein Ultimatum und droht erneut mit Krieg, sollte der Habsburger die Krone des Reiches nicht bis zum 10. August niedergelegen. Am 6. August 1806 kapituliert Franz: Er gibt die Kaiserwürde auf.

Und nicht nur das: Wohl aus Sorge, Napoleon könnte sich selbst zum Nachfolger küren, löst Franz das Heilige Römische Reich deutscher Nation gleich mit auf – ein Schritt, zu dem er ohne Einwilligung des Reichstags gar nicht befugt ist. Von beiden Beschlüssen erfährt die Öffentlichkeit erst drei Tage später aus der Zeitung.

Doch ein Aufschrei bleibt aus. Für das Schicksal des Reiches interessiert sich kaum noch jemand. Johann Wolfgang von Goethe etwa notiert ohne größere Bewegung: „Auch fanden wir bei unserer Rückreise in den Zeitungen die Nachricht: Das deutsche Reich sei aufgelöst.“

Einzig ein Buchhändler aus Nürnberg wird zum Märtyrer: Er verbreitet eine Flugschrift, die Napoleon und die egoistischen deutschen Regenten für die Vernichtung des Heiligen Römischen Reichs kritisiert – und wird dafür von den Franzosen hingerichtet. Ansonsten

endet das Reich, in dem 844 Jahre lang zeitweilig mehr als 1000 Fürstentümer, geistliche Besitztümer, Städte, Dörfer und Rittergüter in den deutschen Landen miteinander zu einer Großmacht im Zentrum Europas vereint waren, nahezu geräuschlos – und gänzlich unbetrüert.

Denn schon lange funktionierte der auf gegenseitigem Schutz und Hilfe gegründete Bund, den Otto der Große und sein Vater mit den deutschen Fürsten geschlossen hatten, nicht mehr. Jahrhundertlang hat das Ringen um Konsens das Reich geprägt, die mühsame Suche nach dem Ausgleich zwischen dem Herrschaftsanspruch der römisch-deutschen Könige und Kaiser und den Interessen Einzelner. Gerade dieser ständige Zwang zur Einigung hielt das Reich zusammen – bis die mächtigsten Mitglieder des Staatengebildes begannen, vor allem ihren eigenen Vorteil zu suchen.

Auch als acht Jahre später, 1814, der Wiener Kongress damit beginnt, nach dem zwischenzeitlichen Sieg der europäischen Mächte über Napoleon den Kontinent neu zu ordnen, wird das Heilige Römische Reich deutscher Nation nicht wiederhergestellt. Der „Deutsche Bund“, der 1815 an die Stelle des Reiches tritt und „die äußere und innere Sicherheit Deutschlands“ erhalten soll, folgt zwar in seiner Ausdehnung weitgehend den früheren Reichsgrenzen (wiederum gehören wichtige Territorien der Großmächte Preußen und Österreich nicht dazu, wohl aber Böhmen und Mähren), doch ein gemeinsames Oberhaupt für den Staatenbund gibt es nicht mehr.

Erst 1871 wird ein deutsches Kaiserreich gegründet. Doch dessen erster Herrscher, der preußische König Wilhelm I., steht einem gänzlich anderen Imperium vor, als es das Heilige Römische Reich deutscher Nation je gewesen ist: einem Nationalstaat. ♦

Marion Hombach

Das Reich der römisch-deutschen Kaiser

Sie treten das Erbe der Antike an: Fürsten aus der Region des heutigen Deutschland, die ab 962 ein christliches Imperium im Herzen Europas regieren. 844 Jahre wird ihr »Heiliges Römisches Reich deutscher Nation« bestehen — Von ANDREAS SEDLMAIR

Im Jahre 476 n. Chr. setzt in Ravenna ein germanisch-stämmiger Heerführer den letzten Kaiser des Weströmischen Reiches ab.
Während die Osthälfte des seit 395 n. Chr. endgültig zweigeteilten Imperium Romanum weiterhin von den Kaisern in Konstantinopel regiert wird, entwickelt sich in Mitteleuropa ab etwa 485 n. Chr. das germanische Volk der Franken zur stärksten Macht. Unter ihren christlichen Königen aus der Dynastie der Merowinger kann es fast ganz Frankreich und Teile des heutigen Deutschland erobern. In Jahrzehntelangen Machtkämpfen reißen später die Karolinger die Herrschaft an sich – eine Adelsfamilie, benannt nach dem um 688 geborenen Ahnherrn Karl Martell, der als Feldherr und Regent das Reich der Franken gesichert und vergrößert hat.
751 erheben die Großen des Reiches Pippin den Jüngeren zum ersten König aus der neuen Dynastie. Pippins Sohn Karl erringt weitere Erfolge, unterwirft etwa ab 772 die heidnischen Sachsen im Norden des heutigen Deutschland. Karl (bald „der Große“ genannt) besiegt zudem das unter anderem in

Norditalien siedelnde Volk der Langobarden, das zur Bedrohung für den Papst geworden war, und wird so zum wichtigsten Beschützer der römischen Kirche.

800

Am Weihnachtstag krönt Papst Leo III. Karl in Rom zum *a Deo coronato magno et pacifico imperatori Romanorum*, zum „von Gott gekrönten großen und Frieden stiftenden Kaiser der Römer“. Die neue Würde erhebt Karl, dessen Reich sich von den Pyrenäen bis Kärnten, von Norddeutschland bis Mittelitalien erstreckt, über alle anderen abendländischen Herrscher. Von nun an ist die Erhebung zum Kaiser an die Krönung durch den Papst gebunden.

814

Karl der Große stirbt im Alter von 65 Jahren. Sein Sohn Ludwig der Fromme kann die Einheit des von seinem Vater geschaffenen Großreichs der Karolinger noch einige Zeit bewahren, doch ab 829 ist er in Kämpfen mit seinen Söhnen verwickelt, die sich mit ihm um ihren Anteil an der Herrschaft im Reich streiten.

843

Drei Jahre nach dem Tod Ludwigs teilen seine Söhne das fränkische Reich in einen westlichen, einen mittleren und einen östlichen Teil auf. Zum König über die Gebiete östlich



OTTO II.
 Der Sachse regiert von 973 bis 983 als Kaiser des römisch-deutschen Reichs

des Rheins wird Ludwigs gleichnamiger Sohn.

Sein Ostfranken ist ein Vielvölkerreich, zu dem unter anderem Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern gehören, die alle nach ihrem eigenen Recht leben. Erst im Verlauf der folgenden Jahrhunderte entwickeln die Einwohner Ostfrankens allmählich eine gemeinsame Identität, bis sie sich schließlich als „Deutsche“ empfinden und das Herrschaftsgebiet ihres Königs als die „deutschen Lande“ bezeichnen.

870

Die Herrscher von Ost- und Westfranken teilen nach dem Tod ihres Neffen den von diesem beherrschten Nordteil des mittleren Reiches untereinander auf. Durch einen weiteren Vertrag zwischen den zwei Reichen gelangt 880 der gesamte Nordteil an Ostfranken, dessen Westgrenze damit in groben Zügen der des späten Heiligen Römischen Reiches entspricht.

911

Die Linie der ostfränkischen Karolinger erlischt mit König Ludwig IV. Die dortigen Adeligen wählen einen der ihren, den Franken Konrad, zum König.

Dessen Regierungszeit ist überschattet von Überfällen ungarischer Reiterheere und Auseinandersetzungen mit dem Adel. Wohl angesichts dieser Bedrohungen empfiehlt Konrad als seinen Nachfolger einen der mächtigsten Fürsten im Reich, den Sachsenherzog Heinrich.

Dem gelingt ein wichtiger Sieg über die Ungarn. So gestärkt, kann er noch zu Lebzeiten seinem Sohn Otto die Nachfolge sichern.

936

Otto wird zum König gekrönt. Später zieht er über die Alpen, besiegt den König von Italien und wird dort selber Herrscher.

955

Auf dem Lechfeld bei Augsburg kann ein ostfränkisches Aufgebot unter Führung Ottos I. ein gewaltiges ungarisches Reiterheer vernichtend schlagen. Der Sieg über die heidnischen Eindringlinge steigert Ottos Ansehen in weiten Teilen Europas und lässt ihn vielen als den Schutzherrn des Christentums und damit den Nachfolger Karls des Großen erscheinen.

962

Otto empfängt in Rom vom Papst die Kaiserkrone. Fortan ist die Kaiserwürde mit dem ostfränkisch-deutschen Königtum verbunden. Die Krönung gilt daher vielen Historikern als Geburt des Heiligen Römischen Reiches.

972

Ottos Italienpolitik bringt ihn in Konkurrenz mit den Kaisern von Byzanz, die den Süden der Halbinsel als ihren Einflussbereich betrachten. Der Ausgleich soll über eine Ehe erfolgen: Ottos gleichnamiger Sohn wird mit Theophanu vermählt, einer Nichte des byzantinischen Kaisers. Die hochgebildete Theophanu nimmt später großen Einfluss auf die Politik des Reiches und bereitet nach dem Tod ihres Mannes als Regentin ihren minderjährigen Sohn Otto auf die Kaiserwürde vor.

1024

Nach dem Tod Kaiser Heinrichs II., der keinen Sohn hat, wählen die Großen des Reiches den Adeligen Konrad (II.) aus dem Hause der Salier zu seinem Nachfolger als König.

1032

Nach dem Tod des burgundischen Königs Rudolf III. entbrennt ein Machtkampf um dessen Erbe, den Konrad II. für sich entscheiden kann. Fortan besteht das mittelalterliche römische Imperium aus drei Reichen: dem der Deutschen (ehemals Ostfranken), dem Königreich Italien, das etwa die Hälfte der Apenninen-Halbinsel bis Benevent umfasst, sowie Burgund, das aus dem Südosten des heutigen Frankreich und Teilen der Schweiz besteht.

1073

Gregor VII., neu gewählter Papst, erklärt König Heinrich IV. für abgesetzt und exkommuniziert den Monarchen. Der Streit zwischen Papst und König ist um die Praxis der römisch-deutschen Herrscher entbrannt, Bischöfe und Äbte im Reich einzusetzen. Im Zuge dieses „Investiturstreits“ nennt Gregor VII. seinen Widersacher „König der Deutschen“ (*rex teutonicorum*) und spricht später auch vom „Reich der Deutschen“ (*regnum teutonicorum*). Fortan finden sich diese Bezeichnungen häufiger im Schrifttum.

1076/77

Durch den Kirchenbann und eine Revolte des Adels im Reich in die Defensive

gedrängt, zieht Heinrich IV. über die Alpen, um sich dem Papst zu unterwerfen. Vor der Burg Canossa wartet er drei Tage in der Kälte im Büßergewand, ehe Gregor VII.



HEINRICH IV.

1077 muss der Herrscher nach Canossa ziehen und sich dem Papst unterwerfen

ihn einlässt und wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufnimmt.

Heinrich erlangt durch den Akt zwar seine Macht zurück, das Ansehen des Königstums erleidet jedoch großen Schaden. Der Investiturstreit wird erst 1122 durch das „Wormser Konkordat“ beendet. In dieser Übereinkunft akzeptiert

Heinrichs Nachfolger, dass der König bei der Einsetzung von Bischöfen nur noch eine untergeordnete Rolle spielt. Der Monarch verleiht ihnen aber noch immer ihre weltlichen Güter und Rechte und kann so weiterhin Einfluss auf die Kirche seines Reiches nehmen.

1095

Auf einem Konzil im französischen Clermont ruft Papst Urban II. zum Kreuzzug gegen „Ungläubige“ auf. Der Pontifex maximus verspricht den Kriegern für ihren Einsatz einen Ablass auf ihre Sündenstrafen. In den folgenden zwei Jahrhunderten ziehen immer wieder Könige, Fürsten und Ritter, aber auch einfache Tagelöhner oder Handwerker aus dem römisch-deutschen Reich und anderen Gebieten Europas ins Heilige Land. Nach anfänglichen Erfolgen, die die Einrichtung mehrerer Kreuzfahrerstaaten im Orient ermöglichen, müssen die christlichen Krieger 1291 der muslimischen Übermacht endgültig weichen, und die Kreuzfahrtidee verliert an Kraft.

1138

Mit Konrad III. wird erstmals ein Angehöriger des schwäbischen Geschlechts der Staufer König. Nicht zum Zuge kommt der eigentlich auserkorene Thronfolger, Kaiser Lothars Schwiegersohn Heinrich der Stolze aus dem Geschlecht der Welfen. Heinrich verweigert Konrad daraufhin die Huldigung. Dies ist

der Auftakt für den Streit zwischen Welfen und Staufern, der die Reichspolitik in den folgenden 80 Jahren prägen wird.

1152

Friedrich I. Barbarossa wird zum römisch-deutschen König gewählt, drei Jahre später erhält er auch die Kaiserkrone. Gegenüber dem Papst betont Barbarossa, dass er die Kaiserwürde direkt von Gott empfangen habe. Sein Reich nennen königliche Notare nun „Sacrum Imperium“, „Heiliges Reich“. Ab 1180 sprechen auch die Urkunden häufiger vom „Sacrum Romanum Imperium“.

1162

Nach langer Belagerung ergibt sich die Stadt Mailand Kaiser Barbarossa, der sie zerstören lässt. Der Kriegszug des Herrschers ist Teil seiner jahrzehntelangen, unterschiedlich erfolgreichen Bemühungen, die kaiserlichen Rechte in Nord- und Mittelitalien gegen das Papsttum und die in dieser Zeit erstarkenden italienischen Städte wiederherzustellen. Nach dem Triumph lässt Barbarossa die (angeblichen) Reliquien der Heiligen Drei Könige von Mailand nach Köln bringen, um so den sakralen Charakter seines Reiches zu betonen.

1180

Unter dem Vorsitz Barbarossas entscheiden die Reichsfürsten auf einem Hoftag, dem Welfen Heinrich (genannt „der Löwe“) dessen Herzogtümer

Sachsen und Bayern abzuerkennen. Der Schiedspruch ist der Höhepunkt in dem jahrzehntelangen Ringen zwischen Staufern und Welfen. Heinrich hatte sich zuvor zu einem der Mächtigsten unter den Großen des Reiches entwickelt und war so in Konflikt mit dem Kaiser und den übrigen Fürsten geraten. Nach dem Verlust seiner Herzogtümer muss er ins Exil nach England gehen.

1197

Heinrich VI., der Nachfolger Barbarossas, stirbt. Da sein Sohn Friedrich erst zwei Jahre alt ist und mit seiner Mutter im Königreich Sizilien lebt, kämpfen im Reich die Söhne Barbarossas und Heinrichs des Löwen um den Thron: der Staufer Philipp und der Welfe Otto. Um die Zustimmung des Papstes zu ihrem Königtum zu erringen, legen beide Seiten schriftlich die Kriterien für eine rechtmäßige Thronnachfolge dar, die bis dahin noch nie systematisch definiert worden sind. Demnach zählen neben der Wahl durch die Fürsten die persönliche Eignung, die dynastische Abstammung und die Ergebenheit gegenüber der Kirche zu den Qualifikationen, über die ein König verfügen sollte. Otto erringt die Zustimmung des Papstes, kann sich aber erst durchsetzen, als Philipp 1208 ermordet wird.

1212

Der Staufererbe Friedrich zieht von Süditalien nach Deutschland und kann

Otto schon bald politisch isolieren. Als Friedrich II. regiert er das Heilige Römische Reich sowie das Königreich Sizilien und gerät dabei mehrmals in Konflikt mit dem Papst, der sich durch die territoriale Umklammerung bedroht sieht und ihn zweimal mit dem Kirchenbann belegt.

um 1225

Der Adelige Eike von Repgow verfasst den „Sachsenspiegel“, das erste bedeutende Rechtsbuch in deutscher Sprache. Neben zahlreichen zivil- und strafrechtlichen Regelungen enthält das Werk auch Angaben zur Verfassung des Heiligen Römischen Reiches. So beschreibt Eike einen festgelegten Kreis hoher Adeliger, der Kurfürsten (von „Kur“ für „Wahl“), die das Recht haben, den König zu wählen. Es sind dies: die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg.

1226

Kaiser Friedrich II. erlaubt dem Deutschen Orden, einer gut drei Jahrzehnte zuvor im Heiligen Land gegründeten religiösen Vereinigung von Rittern, ein von dem heidnischen Volk der Preußen bewohntes Gebiet östlich der Grenzen des Reiches zu erobern und in Besitz zu nehmen. Das „Preußenlande“ genannte Ordensterritorium, das die kriegerischen Ritter in den folgenden Jahrzehnten stetig erweitern, wird von



FRIEDRICH II.

Der 1250 verstorbenen Staufer herrscht sogar über Sizilien

ihnen selbstständig verwaltet und zählt offiziell nicht zum Reichsgebiet.

1231/32

Friedrich II. bestätigt den weltlichen Reichsfürsten eine Reihe von Rechten, die sie sich über Jahrhunderte erkämpft haben, so das Münz-, Markt-, Zoll- und Befestigungsrecht. Dies führt zu größerer Unabhängigkeit der Fürsten gegenüber dem König.

1254

Nach dem Tod von Friedrichs Nachfolger Konrad IV. können sich die Mächtigen des Reiches

auf keinen gemeinsamen König einigen. 1257 bringen konkurrierende Fürstenparteien mit Alfons von Kastilien und Richard von Cornwall sogar landfremde Fürsten an die Spitze des Reiches. Rund 20 Jahre lang gelingt es keinem zum König gewählten Fürsten, allgemein anerkannt zu werden und tatsächliche Macht im Reich auszuüben („Interregnum“). Weil ein starkes Königtum fehlt, können die Fürsten ihre Macht weiter ausdehnen; sie herrschen nun fast selbstständig über ihre Territorien.

1273

Graf Rudolf von Habsburg aus dem Südwesten des Reiches wird zum römisch-deutschen König gewählt. Rudolf hat die Zeit des Interregnums geschickt dazu genutzt, den Machtbereich seiner aus der heutigen Schweiz stammenden Familie auf Kosten anderer Adelsherrschaften auszuweiten.

1282

Rudolf I. belehnt seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den Herzogtümern Österreich und Steiermark. Er legt damit das Fundament für die Herrschaft der Habsburger im Südosten Mitteleuropas, die bis 1918 andauern wird.

1314

In einer Doppelwahl werden sowohl der Habsburger Friedrich der Schöne als auch Ludwig der Bayer aus dem Hause Wittelsbach zu König des Heiligen Römischen Reiches gekürt. Nach achtjährigen Kämpfen kann sich Lud-

wig militärisch durchsetzen. Doch Papst Johannes XXII. erkennt ihn nicht als Regenten an, eröffnet ein Rechtsverfahren gegen den Bayern, unter anderem weil der sich ohne seine Zustimmung die Königswürde angeeignet hat, und exkommuniziert ihn schließlich. Ludwig zieht nach Rom und lässt sich 1328 nicht vom Papst, sondern von Vertretern der Stadt zum Kaiser krönen – ein Bruch der bestehenden Tradition.

um 1348

Die Pest erreicht die deutschen Lande. In den folgenden Jahren fallen etwa ein Drittel aller Stadtwohner der Seuche zum Opfer, die 1347 über Hafenstädte am Mittelmeer nach Europa gelangt ist. Die nun häufig wiederkehrenden Epidemien schädigen die Wirtschaft, weil die Nachfrage zurückgeht und Handelswege unterbrochen werden. Da niemand die Krankheit medizinisch erklären kann, halten die Menschen sie häufig für eine Strafe Gottes. Vielerorts kommt es zur Verfolgung der Juden, in denen man die eigentlichen Schuldigen erblickt.

1356

In der „Goldenen Bulle“, einem nach dem goldenen Siegel der ursprünglichen Urkunde benannten Gesetzeswerk, regelt Kaiser Karl IV. erstmals verbindlich und detailliert die Wahl des Königs. Die sieben Kurfürsten werden als Königswähler bestätigt. Wie schon seit Langem praktiziert, gilt nun auch

offiziell, dass die Mehrheit der Stimmen für eine rechts-gültige Wahl genügt. Als Wahlort wird die Bartholomäuskirche in Frankfurt festgelegt. In der Hoffnung auf mehr Stabilität im Reich dürfen die Territorien der weltlichen Kurfürsten zukünftig nicht mehr aufgeteilt werden und darf nur der jeweils Erstgeborene den Titel erben. Die Bestimmungen dieses wichtigsten Grundgesetzes des Heiligen Römischen Reiches bleiben bis 1806 gültig.

In Lübeck tritt der erste Hansetag zusammen. Die Städte und Kaufleute der Deutschen Hanse haben sich dieses Forum geschaffen, um wirtschaftliche Fragen zu besprechen und ihre gemeinsame Politik zu bestimmen. Zu der Vereinigung gehören etwa 70 See- und Binnenstädte, darunter Lübeck, Hamburg, Bremen, Köln, Danzig und Riga. Wenn auch nur rudimentär organisiert, ist der Bund der Hansestädte doch für lange Zeit eine Macht, mit der die Fürsten im Norden Europas rechnen müssen.

Unterschiedliche Handelsinteressen der Städte, die Konkurrenz englischer und niederländischer Kaufleute sowie eine Reihe anderer Gründe führen vom 15. Jahrhundert an zum langsamem Niedergang der Organisation. Der letzte Hansetag findet 1669 statt.

1375

Kaiser Karl IV. besucht die reiche Handelsstadt Lübeck. Doch die Visite des wirtschaftlich interessierten Herrschers ändert nichts daran, dass der

Norden Deutschlands als „reichsfern“ gilt: Viel geringer als etwa in den Territorien im Süden und Westen des Reiches ist hier der Einfluss der römisch-deutschen Herrscher.

1414

Auf Drängen des römisch-deutschen Königs Siegmund beruft Johannes XXIII., einer von drei amtierenden Päpsten, eine Kirchenversammlung nach Konstanz ein, um die Spaltung der Kirche zu beenden. Das Konzil, eines der größten des Mittelalters, setzt alle drei konkurrierenden Päpste ab oder drängt sie zum Rücktritt und macht damit den Weg frei für die Wahl Martins V. Dem neuen Pontifex maximus gelingt es, das geschwächte Ansehen des höchsten kirchlichen Amtes zu erneuern und die päpstliche Herrschaft über den Kirchenstaat zu festigen.

1438

Nach 130 Jahren wird mit Albrecht II. erstmals wieder ein Habsburger allgemein anerkannter römisch-deutscher König. Mit ihm beginnt die fast ununterbrochene Reihe von Habsburgern an der Spitze des Reiches bis zu dessen Ende im Jahr 1806.

1454

Auf der Frankfurter Herbstmesse wird eine gedruckte Bibel feilgeboten. Sie ist das Werk des Mainz'ers Johannes Gutenberg, der den Buchdruck mit beweglichen Metalllettern erfunden hat. Die neue Technik leitet eine Revolution der Kommunikation ein:

Bücher müssen nicht mehr mühevoll abgeschrieben werden, sondern können nun zu Hunderten und Tausenden gedruckt werden. Um 1500 sind wahrscheinlich bereits 40 000 Buchtitel mit einer Gesamtauflage von acht Millionen Exemplaren gedruckt.

1474

Kaiser Friedrich III. ruft zum Reichskrieg gegen Herzog Karl den Kühnen, den mächtigen Herrscher über das zwischen Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich gelegene Burgund. Als Friedrich die Fürsten zum Kampf aufruft, verlangt er nicht nur Gehorsam, sondern appelliert auch an ihr Nationalbewusstsein: Den



SIEGMUND

Erst nach 22 Jahren als König kann er den Papst bewegen, ihn zum Kaiser zu krönen

Kampfeinsatz seien sie „dem heiligen reich, euch selbs und Deutscher nation schuldig“. Erstmals führt ein Kaiser dieses Argument ins Feld und bezieht sich dabei auf die Nation als Abstammungsgemeinschaft. Schon bald darauf hängen die Schreiber, wenn vom Heiligen Römischen Reich die Rede ist, immer häufiger den Zusatz „deutscher Nation“ an den Titel an. Der Appell ist erfolgreich: Karl der Kühne zieht sich angesichts der Übermacht der deutschen Kämpfer zurück.

1477

Maximilian, der Sohn Friedrichs III., heiratet Maria, die Tochter Karls des Kühnen. Nach dem Tod Karls (1477) und Marias (1482) beansprucht Maximilian die burgundischen Gebiete für seine Kinder und damit für das Haus Habsburg. Nach langen Kämpfen gegen den französischen König, der sich ebenfalls das Erbe Karls des Kühnen aneignen will, gelangen schließlich große Teile der burgundischen Ländereien in den Besitz der Habsburger, darunter die Gebiete der heutigen Niederlande und Belgien. Damit entwickelt sich das „Haus Österreich“ zu einer Dynastie von europäischem Rang.

1493

Maximilian I. folgt seinem Vater Friedrich III. auf dem römisch-deutschen Thron. Seine 25-jährige Regierungszeit ist geprägt von einer Vielzahl von Kriegen, durch die er die Großmachtstellung seiner Familie ausbauen will, sowie

von andauernden Finanzproblemen, die ihn in Abhängigkeit von Bankhäusern wie dem der Augsburger Fugger bringen. Der neue König lässt an seinem Hof noch einmal das Rittertum aufleben, richtet Turniere aus und lässt Ritterepen sammeln. Mit der vermehrten Nutzung von Feuerwaffen und den immer zahlreicher werdenden Söldnerheeren ist die große Zeit der ritterlichen Lebensform jedoch vorbei, und so wird Maximilian als der „letzte Ritter“ in die Geschichte eingehen.

1495

In Worms kommt König Maximilian mit Fürsten und Vertretern der Städte zum ersten „Reichstag“ zusammen, um unter anderem über eine Reform der Reichsstruktur zu beraten. Dabei beschließen die Teilnehmer die Einrichtung eines Reichskammergerichts, das als oberste Instanz in Rechtsfragen fungiert, sowie die Einführung einer reichsweiten Steuer und die Verkündung eines „Ewigen Landfriedens“: Fortan sollen Konflikte – etwa zwischen Adeligen, die bis dahin häufig durch die Anwendung von Gewalt entschieden wurden – prinzipiell auf dem Rechtsweg gelöst werden. Zudem sollen die Stände von nun an regelmäßig zu Reichstagen zusammenkommen, um gemeinsam die Reichsangelegenheiten zu regeln.

1508

Maximilian I. nimmt in Trient den Titel eines „Erwählten Römischen Kai-

sers“ an, ohne dass Papst Julius II. ihn in Rom krönt. Der Heilige Vater erkennt den Kaisertitel jedoch im Nachhinein an. Seither gilt jede Wahl eines römisch-deutschen Königs auch als Kaiserwahl.

1517

Der Wittenberger Theologe Martin Luther verfasst 95 Thesen über Missstände in der Kirche. Tausende gedruckte Flugschriften verkünden bald im ganzen Reich seine Botschaft von einem gewandelten christlichen Glauben, orientiert allein an der Bibel und nicht an einer überkommenen, vom Papst geführten Institution.

1519

Maximilians Enkel wird in Frankfurt als Karl V. zum römisch-deutschen König gewählt. Die Stimmen der Kurfürsten kann sich Karl nur durch gewaltige Besteckungssummen sichern. Wegen der herausragenden Machtposition, die die Habsburger erlangt haben, wird ihr Anspruch auf die Kaiserkrone kaum mehr infrage gestellt, sodass von nun an in der Regel der jeweilige Herrscher des Hauses Habsburg zum König und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches gewählt wird.

1521

Auf dem Reichstag in Worms muss sich Martin Luther vor Karl V. und den deutschen Fürsten für seine Kirchenkritik verantworten. Da der Theologe seine Thesen nicht verwerfen will, verhängt der Kaiser kurz darauf die Reichsacht über ihn. Doch

die Ausbreitung der neuen Konfession in weiten Teilen des Reiches kann Karl, der sich als Bewahrer der kirchlichen Einheit und Verteidiger des rechten Glaubens sieht, nicht verhindern.

1521/22

Karl V. und sein jüngerer Bruder Ferdinand vereinbaren, dass sie die habsburgischen Besitzungen untereinander aufteilen. Ferdinand erhält die österreichischen Herzogtümer und weitere Reichsgebiete zugesprochen, muss dafür seine Erbrechte auf die burgundisch-niederländischen Territorien und das Königreich Spanien aufgeben. Zudem ernennt Karl den Bruder zu seinem Stellvertreter im Heiligen Römischen Reich.

1524

Aufständische Bauern im Schwarzwald verlangen die Aufhebung der Leibeigenschaft sowie die Wiederherstellung traditioneller Rechte auf Jagd und Fischfang. Nach und nach erheben sich auch die Landleute in Franken, Württemberg, dem Elsass, Kurpfalz, Thüringen, Tirol, Salzburg, in Innerösterreich sowie der Nordschweiz. In gnadenlosen Schlachten können Fürstenheere die Aufständischen bis 1526 besiegen. Insgesamt sterben wohl mehr als 70 000 Menschen in dieser blutigsten sozialen Auflehnung der deutschen Geschichte.

1525

Als erste Reichsstadt führt Nürnberg offiziell die Lehre Luthers ein. Die

Reformation breitet sich rasch in den größeren deutschen Städten aus, darunter in Bremen, Magdeburg, Frankfurt, Goslar, Lübeck und Hamburg. Auch einzelne Reichsfürsten treten um diese Zeit zum Protestantismus über, etwa Kurfürst Johann von Sachsen.

Albrecht von Brandenburg-Ansbach, Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen, wandelt das Ordensgebiet in das weltliche, protestantische Herzogtum Preußen um und leistet als dessen erster Herrscher dem polnischen König den Lehnseid. Albrecht reagiert damit auf die sich seit Langem verschlechternde Stellung des Ordens gegenüber dem



MAXIMILIAN I.
Durch Kriege und geschickte Heiratspolitik begründet er die Übermacht der Habsburger

polnischen Monarchen und das Ausbleiben von Hilfe aus dem Reich.

1527

Nachdem sich Papst Clemens VII. in einem Krieg der Habsburger in Italien gegen Karl V. gestellt hat, ziehen dessen spanische und deutsche Landsknechte nach Rom. Weil sie seit Längerem keinen Sold mehr bekommen haben, plündern sie die Ewige Stadt, foltern und töten Tausende Bewohner („Sacco di Roma“). Der Papst flüchtet in die Enghelsburg, muss sich später den Truppen ergeben.

1530 krönt der Heilige Vater Karl V. in Bologna zum Kaiser, obwohl der den Titel bereits seit seiner Königswahl trägt. Es ist die letzte Erhebung eines römisch-deutschen Kaisers durch den Papst.

1529

Ein Heer des Osmanenherrschers Süleyman I. belagert Wien. Die Angreifer ziehen sich nach kurzer Zeit wieder zurück, doch stellen die osmanischen Truppen während der folgenden gut 150 Jahre immer wieder eine Bedrohung für das Heilige Römische Reich dar.

1531

Weil die evangelischen Fürsten und Magistrate im Reich eine gewaltsame Auseinandersetzung mit Kaiser Karl V. fürchten, der entschlossen ist, gegen die protestantischen „Ketzer“ vorzugehen, bilden sie in der thüringischen Stadt Schmalkalden eine politisch-militärische Schutzallianz. Der „Schmalkal-

dische Bund“ wird von Kurfürst Johann von Sachsen und dem Landgrafen Philipp von Hessen angeführt. Die reformatorische Bewegung breitet sich unterdessen weiter aus. In den folgenden Jahren werden etwa Pommern und Mecklenburg, einige schlesische Fürstentümer, die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Württemberg und viele kleine Territorien protestantisch.

1555

Nach Jahrzehntelangen, mitunter gewaltsam ausgetragenen Kontroversen schließen Katholiken und Protestanten auf einem Reichstag den „Augsburger Religionsfrieden“. König Ferdinand I., Stellvertreter Karls V. im Heiligen Römischen Reich, einigt sich mit den deutschen Fürsten und Städtereitern darauf, dass die Lutheraner fortan den Katholiken gleichgestellt sind. Der Vertrag regelt zudem, dass die Landesherren über die Konfession ihrer Untertanen bestimmen dürfen.

Die Bestimmungen des Abkommens sichern dem Reich einige Jahrzehnte des inneren Friedens, doch nicht zuletzt aufgrund einer Reihe unklarer Formulierungen und ausgeklammerter Fragen nehmen die Spannungen zwischen den Konfessionen gegen Ende des Jahrhunderts wieder zu.

Vor allem die katholische Seite versucht nun zunehmend, Zugeständnisse an die Protestanten rückgängig zu machen und so eine Rekatholisierung des Reiches zu erzwingen.

1556

Karl V., der sein Leben lang den Kampf um die Einheit der Kirche als wichtigsten Auftrag verstanden hat, dankt als Kaiser ab, weil er sein Ziel nicht erreicht hat. Im Kaiserreich wird sein Bruder als Ferdinand I. sein Nachfolger; die italienischen, niederländischen und spanischen Besitzungen der Habsburger gehen an Karls Sohn Philipp II. Mit seiner Abdankung zieht Karl die Konsequenz aus den Folgen der Reformation. Die mittelalterliche Idee eines die gesamte Christenheit umfassenden Kaisertums ist damit endgültig gescheitert.

1608

Aufgrund der immer offensiver vorangetriebenen Rekatholisierung im Reich gründen protestantische Fürsten Süddeutschlands ein gemeinsames Schutzbündnis; dieser „Union“ treten später weitere evangelische Herrscher bei. Die katholische Seite antwortet darauf im Sommer 1609 mit der Gründung der Defensivallianz „Liga“, die vom Herzog Maximilian von Bayern angeführt wird.

1618

Prag: Aus Protest gegen die antiprotestantische Politik ihres Königs Ferdinand dringen Anführer der böhmischen Stände in die Prager Burg ein und werfen zwei kaiserliche Statthalter aus einem Fenster in den Burggraben. Der auf den „Prager Fenstersturz“ folgende Aufstand weitet sich durch das Eingreifen

von protestantischen und katholischen Fürsten zu einem allgemeinen Konflikt um Religion und politische Macht aus, an dem sich weitere europäische Staaten beteiligen und der das Zentrum des Kontinents verwüstet: zum Dreißigjährigen Krieg.
Preußen: Als Herzog Albrecht Friedrich von Preußen ohne einen männlichen Nachkommen stirbt, fällt das Herzogtum als Erbschaft seinem Schwiegersohn zu, dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg. Die Bündelung der zwei Territorien in einer Hand ist die Geburtsstunde des neuen Staates Brandenburg-Preußen, der 300 Jahre lang bestehen wird.

1629

Beflügelt durch Erfolge seiner Feldherren im Dreißigjährigen Krieg, erlässt Kaiser Ferdinand II. das „Restitutionsedikt“, das protestantische Fürsten und Städte dazu auffordert, eingezogenen katholischen Kirchenbesitz zurückzugeben. Das Dekret provoziert erbitterten Widerstand der Protestanten im In- und Ausland. Auch katholische Reichsfürsten sehen ihre Freiheit von einem zu mächtigen Kaiser bedroht.

1635

Nach 17 Jahren Krieg will Kaiser Ferdinand II. den Frieden im Reich wiederherstellen und damit seine Autorität stärken. Er schließt deshalb mit dem protestantischen Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen einen Frieden. Nach und nach treten fast

alle Reichsstände bei. Das umstrittene „Restitutionsedikt“ von 1629, wonach protestantische Fürsten und Städte eingezogenen katholischen Kirchenbesitz zurückgeben müssen, wird für 40 Jahre außer Kraft gesetzt. Zudem sollen alle militärischen Allianzen – also auch die katholische Liga – aufgelöst werden. Stattdessen soll ein gemeinsames Heer unter kaiserlicher Führung die fremden Mächte aus dem Reich vertreiben. Den Reichsständen wird zugleich verboten, neue Bündnisse untereinander oder mit fremden Staaten einzugehen. Doch Ruhe bringt der Vertrag nicht. Frankreich tritt in den Krieg ein, der noch 13 Jahre währen wird.

1648

Nach langen Verhandlungen in Münster und Osnabrück beenden Diplomaten aus ganz Europa mit dem „Westfälischen Frieden“ den Dreißigjährigen Krieg. Das größte Friedenswerk der Neuzeit begründet eine neue Ordnung für das Zusammenleben in Europa, die auf dem Prinzip gleichberechtigter, souveräner Staaten beruht. Darüber hinaus erlangen die Vereinigten Niederlande und die Schweizerische Eidgenossenschaft durch das Vertragswerk ihre Unabhängigkeit vom Reich.

1663

Auf Initiative Kaiser Leopolds I. tritt in Regensburg der Reichstag zusammen. Leopold erhofft sich finanzielle und militärische Unterstützung durch die



FERDINAND II.
Der strenggläubige Katholik stürzt das Reich 1618 in den Dreißigjährigen Krieg

an von Gesandten vertreten lassen. Kaiser Leopold kann die Verstärkung des Gremiums zur Stärkung seiner Machtstellung nutzen, da er nun in Notfällen schnelleren Zugang zu den Reichsständen hat und sich weniger häufig mit den Kurfürsten auseinandersetzen muss, die zuvor in den Phasen ohne aktiven Reichstag oft die einzigen Ansprechpartner für den Herrscher waren.

1683

Nach zweimonatiger Belagerung durch ein osmanisches Heer befreien christliche Truppen Wien. Mit diesem Sieg ist die Bedrohung des Reiches durch die seit Jahrhunderten andauernde Expansion der Türken nach Westen abgewendet.

1701

In Königsberg krönt sich der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. aus dem Hause Hohenzollern als Friedrich I. zum König in Preußen. (Könige von Preußen dürfen sich die Hohenzollern erst ab 1772 nennen, als die polnische Herrschaft über Westpreußen endet.) Obwohl sich dieser Titel formal nur auf das vormalige Herzogtum bezieht, wird nun mehr und mehr das gesamte brandenburgisch-preußische Gebiet als „Preußen“ bezeichnet.

Auch andere deutsche Herrscher erlangen in dieser Zeit außerhalb des Reichsgebiets den Königstitel, durch den sie sich den kleineren Reichsständen immer mehr entfremden: Schon 1697 ist der sächsische Kurfürst Fried-

rich August I. als August II. („der Starke“) zum polnischen König gewählt worden, und 1714 besteigt ein Kurfürst von Hannover als George I. den britischen Thron.

1705

Kaiser Leopold stirbt im Alter von 65 Jahren. Während seiner fast 47-jährigen Regierungszeit ist es ihm gelungen, das seit Generationen daniederliegende Ansehen des Kaisertums zu steigern und den Zusammenhalt innerhalb des Reiches zu verstärken. Vor allem die geschickte Instrumentalisierung der militärischen Bedrohung des Reiches habe zum Erfolg seiner Politik beigetragen.

1713

Kaiser Karl VI. lässt in der Wiener Hofburg die „Pragmatische Sanktion“ verkünden, ein Gesetz, das die Erbfolge innerhalb des Hauses Habsburg regelt. Anders als zuvor sollen nun die Töchter eines Herrschers berechtigt sein, ihm nachzufolgen, wenn keine männlichen Erben vorhanden sind. Karl will auf diese Weise vermeiden, dass es in Österreich zu einem Krieg um die Erbfolge kommt.

1714

Der Friede von Rastatt beendet den Spanischen Erbfolgekrieg, einen 13-jährigen militärischen Konflikt, den Frankreich und die österreichischen Habsburger um die Thronfolge in Madrid geführt haben. Zwar können die Habsburger ihren Kandidaten nicht durchsetzen,

doch werden ihnen der zuvor spanische Teil der Niederlande (Belgien und Luxemburg) sowie Gebiete in Norditalien zugesprochen. Das Gewicht der österreichischen Dynastie innerhalb des Reiches nimmt so weiter zu.

1740

Wien: Mit dem Tod Karls VI. erlischt der österreichische Zweig der Habsburger im Mannesstamm. Gemäß der 1713 verkündeten „Pragmatischen Sanktion“ hinterlässt der Kaiser seiner Tochter Maria Theresia die habsburgischen Erblände und die Führung des Hauses Österreich. Frankreich, Großbritannien und Russland erkennen diese Regelung an, doch Bayern erhebt unter Berufung auf verwandtschaftliche Bindungen Ansprüche auf Teile des habsburgischen Erbes.

Schlesien: Der erst seit sieben Monaten regierende preußische König Friedrich II. nutzt die durch die Erbfolgestreitigkeiten geschwächte Position Österreichs und überfällt mit seinem Heer das zum Habsburgerreich gehörende Herzogtum. Der nur durch Machtkalkül und Habgier motivierte Angriffskrieg eines Reichsfürsten gegen einen anderen ist ein klarer Fall von Landfriedensbruch, wird jedoch von keinem Reichsorgan geahndet.

1742

Frankfurt: Mit dem Wittelsbacher Karl Albrecht von Bayern wird zum ersten Mal seit 1411 ein Fürst zum Herrscher des Heiligen Römischen Reiches

gewählt, der nicht dem Haus der Habsburger entstammt. Die Wahl Karl Albrechts (nun Kaiser Karl VII.) ist möglich geworden durch die angespannte militärische Situa-



FRANZ II.

Mit seinem Rücktritt endet 1806 die Geschichte des ersten Reichs der Deutschen

tion Österreichs und den Wunsch einiger Reichsfürsten, die Macht der Habsburger einzuschränken. Die Kandidatur von Maria Theresias Ehemann Franz Stephan, der seinem Schwiegervater Karl VI. auf dem Kaiserthron nachfolgen wollte, fand daher nur wenige Unterstützer. Berlin: Österreich und Preußen schließen ein Friedensabkommen. Das Königreich Friedrichs II.

steigt durch den darin zugestandenen Erwerb Schlesiens endgültig zur zweitstärksten Macht innerhalb des Heiligen Römischen Reiches auf. Der Konflikt zwischen Preußen und Österreich wird für Jahrzehnte die europäische Geschichte prägen.

1745

Nach dem Tod Karls VII. wählen die Kurfürsten den Kandidaten des Hauses Habsburg, Maria Theresias Ehemann Franz Stephan von Lothringen, zum Kaiser. Da Franz Stephan (nun Franz I.) selber kein Habsburger ist, gilt er als der erste Kaiser der neu geschaffenen Dynastie Habsburg-Lothringen. Gemäß der „Pragmatischen Sanktion“ bleibt jedoch weiterhin Maria Theresia Oberhaupt der Familie und Herrscherin über die habsburgischen Erblände.

1756

Österreich und Frankreich schließen einen Vertrag über ein Defensivbündnis. Damit endet eine mehr als zwei Jahrhunderte währende Feindschaft der Habsburger mit den Franzosen. Maria Theresia und ihre Berater sind vor allem daran interessiert, einen Verbündeten gegen Preußen zu finden, dem sie das 1742 verlorene Schlesien wieder abnehmen wollen.

Als das mit Großbritannien alliierte Preußen am 29. August 1756 in einem Präventivschlag Sachsen überfällt und so den Siebenjährigen Krieg auslöst, stehen ihm Österreich, Russland und Frankreich entgegen. Dennoch

gelingt es Maria Theresia nicht, Schlesien zurückzugewinnen; der Friede von Hubertusburg bestätigt 1763 die Vorkriegsverhältnisse.

1765

Mit Joseph II. besteigt ein Vertreter des aufgeklärten Absolutismus den Kaiserthron des Heiligen Römischen Reiches. Doch während der Sohn Maria Theresias in den ersten Jahren seiner Herrschaft noch versucht, die Institutionen im Reich im Sinne der Aufklärer zu modernisieren, verliert er nach einigen Fehlschlägen um 1780 das Interesse an den Angelegenheiten des Reiches. Fortan geht es dem Monarchen lediglich um die Mehrung der habsburgischen Macht.

1778/79

Im Bayerischen Erbfolgekrieg scheitert Joseph II. mit dem Versuch, Teile Bayerns in den Besitz der Habsburger zu bringen. Preußens König Friedrich II. gelingt es durch seine führende Rolle im Widerstand gegen Josephs Expansionsstreben, sich als Verteidiger der Reichsverfassung und Anwalt der kleineren Reichsstände zu präsentieren.

Wie massiv das Ansehen des Kaisers im Reich gesunken ist, wird 1785 offensichtlich, als sich zahlreiche kleine und mittlere Reichsstände unter preußischer Führung zu einem gegen Habsburg gerichteten „Fürstenbund“ zusammenschließen (an dem Preußen jedoch schon bald wieder das Interesse verloren).

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout:

l. = links, *r.* = rechts, *o.* = oben,
m. = Mitte, *u.* = unten

1791

Pillnitz: Als Reaktion auf die zwei Jahre zuvor ausgebrochene Französische Revolution erklären Kaiser Leopold II. sowie der preußische König Friedrich Wilhelm II. das Schicksal des französischen Königspaares zu einer Angelegenheit aller europäischen Monarchen.

Diese „Pillnitzer Deklaration“ wird von den radikalen Revolutionären in Frankreich als Kriegsdrohung und Provokation aufgefasst.

1792

Das revolutionäre Frankreich erklärt Leopolds Nachfolger Franz II. – und damit Österreich – den Krieg. Nach anfänglichen Niederlagen können die französischen Truppen gegen die Streitkräfte der Habsburger und der mit ihnen verbündeten Preußen in die Offensive gehen und westlich des Rheins gelegene Reichsgebiete erobern, darunter die Städte Speyer, Worms und Mainz. Auch das offizielle Eingreifen von Truppen des Heiligen Römischen Reiches im März 1793 kann das Kriegsglück nicht dauerhaft zugunsten der Preußen und Habsburger wenden.

1795

Mit dem Separatfrieden von Basel zieht sich Preußen – das fast bankrott ist und seine Kriegsanstrengungen nicht mehr finanzieren will – aus der antifranzösischen Koalition mit Österreich zurück. Unter Preußens Einfluss stellen

bald auch die übrigen norddeutschen Staaten ihre Kriegsanstrengungen gegen Frankreich ein. Das Reich ist fortan militärisch zweigeteilt: in eine nördliche Hälfte, die Neutralität bewahrt, und eine südliche, die den Gegner weiter bekämpft.

Preußen muss zudem seine linksrheinischen Gebiete vorläufig an Frankreich abtreten, erhält aber von den Franzosen die Zusage, dass es mit rechtsrheinischen Territorien für den endgültigen Verlust entschädigt wird.

Dass Preußens König Friedrich Wilhelm II. bereit ist, Reichsgebiete abzugeben und dafür Ländereien anderer Reichsfürsten an sich zu reißen, zeigt, wie sehr der Verfall der Reichsidee unter dem Einfluss des dynastischen Großmachtdenkens bereits fortgeschritten ist.

1797

Nun muss auch Österreich einen Frieden mit den überlegenen Franzosen schließen, die in Italien von dem General Napoleon Bonaparte angeführt werden. In Campo Formio erkennt Franz II. prinzipiell an, dass linksrheinische Reichsgebiete an Frankreich gelangen und die betroffenen deutschen Fürsten mit rechtsrheinischen Gebieten entschädigt werden.

1801

Nach einem weiteren erfolglosen Kriegszug gegen Frankreich akzeptiert Franz II. im Namen des Reiches den Rhein als deutsch-französische Grenze und die Abtre-

tung der linksrheinischen Gebiete.

1803

Der „Reichsdeputations-hauptschluss“, das Dekret einer Fürstenkommission, entschädigt jene deutschen Territorialherren, die von den Gebietsabtretungen an Frankreich betroffen sind. Als Ersatz erhalten die Herrscher die Territorien fast aller geistlichen Fürsten im Reich. Besonders Preußen und die süddeutschen Staaten Bayern, Baden und Württemberg profitieren davon. Die geistlichen Fürsten erhalten zum Ausgleich Pensionen.

1804

Franz II. nimmt den Titel „Kaiser von Österreich“ an (als Franz I.). Anders als die Kaiserwürde im Reich soll dieser Titel erblich sein, also stets im Hause Habsburg-Lothringen verbleiben. Franz reagiert damit auf die Rangerhebung Napoleon Bonapartes, der sich kurz zuvor zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärt hat.

1806

16 deutsche Staaten, darunter Bayern, Baden und Württemberg, treten auf Druck Napoleons aus dem Reich aus und bilden den Rheinbund, eine Allianz unter französischer Oberherrschaft, der sich die meisten deutschen Fürsten anschließen. Nach französischem Vorbild beginnen in den Rheinbundstaaten liberale Verwaltungs-, Verfassungs- und Rechtsreformen; so werden beispielsweise Adelsprivilegien abgeschafft.

Am 6. August kommt Kaiser Franz II. einem Ultimatum Napoleons nach und legt die römisch-deutsche Kaiserkrone nieder. 844 Jahre nach der Kaiserkrönung Ottos des Großen hört das Heilige Römische Reich deutscher Nation damit auf zu existieren.

Auch nach dem Ende der Herrschaft Napoleons

1814 ersteht das von ihm hinweggefegte Heilige Römische Reich nicht neu. An seine Stelle setzen die Teilnehmer des Wiener Kongresses den „Deutschen Bund“, einen lockeren Zusammenschluss von 34 souveränen Fürstentümern und vier freien Städten, mit einem Bundesstag in Frankfurt, aber ohne ein gemeinsames Staatsoberhaupt.

Wie schon während der letzten Jahrzehnte des Reiches prägt bald auch im Deutschen Bund die Rivalität der Großmächte Preußen und Österreich das Geschehen. Erst als Berlin unter Führung seines Ministerpräsidenten Otto von Bismarck gelingt, Wien von einer Neugestaltung der deutschen Verhältnisse auszuschließen, entsteht 1871 ein deutscher Nationalstaat.

Doch das neue Kaiserreich ist nicht annähernd so stabil wie das erste Reich der Deutschen: Schon nach 47 Jahren muss der deutsche Kaiser 1918 zurücktreten.

Und Deutschland wird zu einer Republik. ●

Andreas Sedlmair, Jg. 1965, ist Verifikationsredakteur im Team von GEOEPOCHE.

DIE WELT VON GEO

Neues aus den Redaktionen

GEOEPOCHE Digital



Jede aktuelle sowie immer mehr frühere Ausgaben von **GEOEPOCHE** sind jetzt auch als eMagazine erhältlich

Seinigen Monaten ist **GEOEPOCHE** als digitales eMagazine verfügbar, grafisch aufbereitet für iPad und Android-Tablets. Die elektronische Version von **GEOEPOCHE** ist inhaltlich identisch mit dem gedruckten Heft – als Bonus aber können sich die Käufer viele Beiträge vorlesen lassen, so auch bei der aktuellen Ausgabe über „Karl den Großen und das Reich der Deutschen“.

Nach und nach werden darüber hinaus ältere Hefte digitalisiert. Bereits veröffentlicht sind: „Kapitalismus“, „Wilder Westen“, „Germanen“, „Dreißigjähriger Krieg“, „Erster Weltkrieg“, „Preußen“, „Deutschland im Mittelalter“, „Weimarer Republik“ sowie „Israel“ (dieses eMagazine kann kostenlos heruntergeladen werden). Nun stehen auch die beiden Ausgaben über „Deutschland unter dem Hakenkreuz“ zum Download bereit.

Erhältlich sind die eMagazines als Einzelausgaben in der **GEOEPOCHE**-Kiosk-App (die Sie gratis im App Store von Apple oder bei Google play bekommen) sowie in unterschiedlichen Abonnements auch im **GEO**-Shop. Näheres zu den Abo-Modellen erfahren Sie unter www.geo-epoch.de/digital.

Zudem sind mittlerweile sechs **GEOEPOCHE**-eBooks in allen wichtigen eBook-Stores erhältlich: neu zusammengestellte Lesekompendien mit jeweils unterschiedlichen Längen und Preisen, die auch ohne Bilder faszinierende Panoramen entscheidender Zeitabschnitte entstehen lassen und über bemerkenswerte historische Phänomene berichten.

Das jüngste dieser eBooks erzählt zum 25. Jahrestag der Grenzöffnung im November 1989 die Geschichte der Berliner Mauer. Die Reihe wird mit weiteren Titeln fortgesetzt. ⚠

Digital lesen

Die eBooks von **GEO EPOCHE** lassen Wendepunkte der Weltgeschichte wiederauferstehen. Zuletzt erschienen: das Buch über Bau und Fall der Berliner Mauer



Die Redaktion von **GEOEPOCHE** erreichen Sie in der digitalen Welt über den Facebook-Account und den Briefkasten der Website www.geo-epoch.de

Vom Zauber des Anfangs

Jul 2009

Viele Hobbys für den Blick eines Säuglings auf die Welt. Einem Forscher gleich sammelt er Erkenntnisse über seine Umgebung, nach und nach erweitert sich sein Horizont. Wie können die Eltern ihren Nachwuchs dabei am besten unterstützen?

Foto: ALEXANDRA KROH, Foto: MEYER

Um einen der ersten – oder sogar mit übertriebenen Handbewegungen Klötze aufeinander. Und wieder andere Versuchstiere. Schon als Kleinkinder sammeln Kinder Wissen, während sie auf einem Monatsspielzeug oder Schuhkartons herumtollen. Es ist kein Zufall, dass länger sterben die Unternehmenden Menschen sind. Die darunter amnestischen Versuche laufen häufig etwas ab: Kinder lernen nicht nur, was sie schon gelernt haben, sondern auch, was sie noch laufen, ja häufig nicht einmal aus dem Gehirn wissen. Ein Kind kann also mit seinen Eltern ein Spiel spielen, das es nicht kennt, und es kann darüber lachen, ohne zu wissen, was es ist. Das ist eine Art von Intelligenz, die man nicht leicht messen kann.

Schon im Kopf von Kleinkindern spielt sich eine faszinierende geistige Entwicklung ab

Essen, Sex, Intelligenz

Auch GEOkompakt präsentiert nun erstmals ausgewählte Beiträge im eBook-Format

Für die ersten digitalen Bücher von GEOkompakt hat die Redaktion die besten Beiträge zu folgenden drei Themen zusammengestellt.

In „Essen und Trinken: Wie wir uns richtig ernähren“ erklären Autoren

unter anderem, weshalb wir so gern zu Süßem greifen, wie Kinder richtig essen lernen, weshalb fettes Essen nicht unbedingt fett macht – und dennoch immer mehr Menschen unter Übergewicht leiden.

In „Intelligenz: Die Kraft des Geistes“ geht es darum, wie man den Verstand messen kann, wieso Menschen unterschiedliche Talente haben und auf welche Weise Gefühle unser Denken beeinflussen.

Die Ausgabe „Sex: Die Macht der Begierde“ beantwortet Fragen rund um die körperliche Nähe. Etwas: Wieso erleben Frauen den Orgasmus anders als Männer? Was läuft im Hirn frisch Verliebter ab? Und: Warum gibt es überhaupt zwei Geschlechter, Mann und Frau? ●



Ernährung, Intelligenz, Sex: die neuen eBooks von GEOkompakt

Die digitalen Bücher von GEOkompakt kosten je 2,99 Euro und sind in allen wichtigen eBook-Stores erhältlich.

Was Eltern lernen können

GEO WISSEN über die wichtigsten Fragen der Kindeserziehung

W er seinem Nachwuchs ein guter Begleiter sein will auf dem Weg zum Erwachsensein, steht vor vielen Fragen. Etwa: Wie findet sich die richtige Balance zwischen Überbehütung und Gewährenlassen, zwischen Lob und

Kritik, Nähe und Distanz, zwischen Jassen und Neinsagen? Oder können Eltern positive Charaktermerkmale ihres Kindes – beispielsweise Empathie, Kreativität oder Neugier – stärken? Und vor allem: Welcher Erziehungsstil passt zu mir, lässt sich der „richtige“ Umgang mit Schutzbefohlenen überhaupt erlernen?

Auch wenn es keine vorgefertigten Rezepte gibt, so haben Experten doch etliche Erkenntnisse darüber gewonnen, wie Eltern eine vertrauensvolle Beziehung zu ihren Kindern aufbauen können. Die neue Ausgabe von GEO WISSEN präsentiert sie – und erklärt darüber hinaus, welchen Einfluss bestimmte Geschwisterkonstellationen sowie die Wahl des Freundeskreises auf ein Kind haben. Und weshalb Eltern die Pubertät nicht nur als Krisenjahre betrachten sollten.

Ein umfangreiches Dossier stellt zudem wissenschaftlich positiv beurteilte Erziehungskurse für Eltern vor.

Das Abenteuer Erziehung: im neuen GEO WISSEN. ●



GEO WISSEN »Wie Erziehung gelingt« kostet 9,50 Euro, mit DVD (»Jesper Juul: Mit Gelassenheit erziehen«) 16,50 Euro. Weitere Themen: Babys – Wie Nähe Körper und Seele schützt / Internet – Warum Verbote nicht helfen / Dossier – Die besten Erziehungskurse für Eltern

Auferstehung: Manche Wissenschaftler haben ernstlich vor, den Neandertaler – hier eine Rekonstruktion – mit moderner Gentechnik wiederzuschaffen. Doch wie würde er sich in der Moderne zurechtfinden?

Wie der Neandertaler wirklich war

Anhand jahrtausendealter Relikte können Forscher das Leben des Urmenschen nachvollziehen

Mehr als 150 000 Jahre lang siedelte der Neandertaler im Herzen Europas, trotzte der Kälte und jagte die mächtigsten Geschöpfe der Eiszeitwelt. Doch vieles ist noch immer rätselhaft an unserem nächsten Verwandten. Mithilfe moderner Analysemethoden rekonstruieren Forscher, wie er lebte, wer seine Vorfahren waren; über welche raffinierten Jagdstrategien und Werkzeugtechniken er verfügte; und weshalb unser Vetter vor rund 39 000 Jahren von der Erde verschwand. Die größte Sensation aber offenbarte die Entzifferung seiner DNS: Neandertaler und *Homo sapiens* haben sich einst vermischt – daher trägt jeder Europäer Gene des Eiszeitjägers in sich.

Die neuesten Erkenntnisse aus der Welt des Neandertalers: in der aktuellen Ausgabe von GEOkompakt. ●



GEOkompakt „Der Neandertaler“ kostet 9 Euro, mit DVD („Das dunkle Geheimnis der Neandertaler“) 16,50 Euro. Einige Themen: Menschheitsevolution – die Galerie der Ahnen / Alltag eines Überlebenskünstlers / Wie ein Fossil das Weltbild revolutionierte / Als fünf Menschen gleichzeitig lebten / Die Entschlüsselung des Urmenschen-Genoms / Wird der Neandertaler wiedererweckt?

Glauben ohne Gott?

In seiner neuen Ausgabe stellt GEO ein Paradox fest: Wir werden weniger religiös. Aber nicht weniger spirituell

Wir leben in tastenden Zeiten, in denen wir neue Antworten auf alte Probleme suchen: auf das Verhältnis der Religionen, den Wert von Toleranz, ja, den Wert des Lebens insgesamt. GEO-Redakteurin Hanne Tügel hat für die Titelgeschichte „Brauchen wir Gott?“ erkundet, wie Menschen hierzulande heute ihren Glauben leben. Sie stieß dabei auf ein bemerkenswertes Phänomen: Die spirituellen Bedürfnisse von Atheisten und Gläubigen, von Kirchennahen und Konfessionsfern gleichen sich an. Das widerspricht den Debatten der vergangenen Jahre, die einen zunehmend scharfen Gegensatz zwischen Frommen und Weltlichen nahelegten.

Statt Konflikt fand Tügel die Spur eines überraschenden Paradoxons: Unsere Gesellschaft wird weniger kirchlich, aber nicht weniger spirituell, wir werden weniger religiös, aber deshalb nicht weniger gläubig. Für diese sich neu entwickelnde Art von Glauben spielt allerdings Gott eine abnehmende Rolle – und geteilte Werte spielen eine zunehmend größere: Toleranz zum Beispiel. Empathie und Offenheit.

Glaubenspuristen mag diese Entwicklung ärgern. Dem Zusammenhalt der Gesellschaft aber tut dieser säkulare Konsens gut. Das belegen die vielen Beispiele, die Hanne Tügel für die GEO-Reportage zusammengetragen hat.



Es gibt sogar Religionsführer, die vor allem Toleranz predigen – nicht nur im Buddhismus



Die neue GEO-Ausgabe ist ab dem 19. Dezember im Handel für 7,00 Euro erhältlich. Die digitale Version für Tablet-Computer kostet 5,99 Euro.
Weitere Themen: Pamir – wie der Wandel in die Bergdörfer kommt / Geschichte – Wie fühlten unsere Großeltern? / Zoologie: Ein Papagei will's wissen / Technik – Drucken in der dritten Dimension / USA – Wer hält es noch in Detroit aus? / Palliativmedizin – Die Suche nach dem guten Tod

Gruner + Jahr AG & Co KG,
Druck- und Verlagshaus
Sitz von Verlag und Redaktion:
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03-0,
Telefax 040 / 37 03 56 48,
E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de;
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper
GESCHÄFTSFÜHRER/REDAKTEUR

Dr. Frank Otto
KONZEPT DIESER AUSGABE
Dr. Anja Fries

ART DIRECTION: Tatjana Lorenz
TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg,
Insa Bethke, Gesa Gottschalk, Johannes
Schneider, Joachim Telgenbücher

AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Cay Rademacher
Freie Mitarbeit: Dr. Ralf Borhorst,

Hauke Friederichs, Dr. Marion Hombach,
Constance Kindel, Reymar Klüver,
Dr. Matthias Mesenhöller, Christina Rietz,

Irene Stratenwerth, Johannes Stremmel

BILDREDAKTION: Christian Gargerle,
Roman Rahmacher, Katrin Trautner
Freie Mitarbeit: Dorit Eichmann,

Bob Heinemann, Edith Wagner
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer,
Alice Passfeld, Andreas Seldmair

Freie Mitarbeit: Tobias Hamelmann,
Dr. Dirk Hempel, Fabian Klabunde, Svenja
Muche, Dr. Jasmin Rashid, Benjamin Will

LAYOUT: Eva Mitschke
Freie Mitarbeit: Andreas Blum, Rio Müller

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Viktoria Trenkle

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters,
Thomas Wachter

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Drosté

ILLUSTRATION: Tim Wehrmann
HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Angelika Fuchs,
Annette Riestenpatt
Freie Mitarbeit: Isabelle Berens, Anette Brandt,
Verena Mogl, Maria Xerisoti
VERANTWORTLICH FÜR DEN
REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

VERLAGSGESELLSCHAFTSFÜHRER

Dr. Frank Stähmer

PUBLISHER:

Alexander Schwerin

DIGITAL BUSINESS DIRECTOR

Daniela von Heyl

DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES

Torsten Koopmann / DPV Deutscher

Pressevertrieb

EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES

Heiko Hager (verantwortlich für den Inhalt der Anzeigen), G+J Electronic Media Sales GmbH

STV. DIRECTOR BRAND SALES

Daniela Krebs, Tel. 040 / 37 03 55 17

KEY ACCOUNT MANAGER

Christiane Berger, 040 / 37 03 75 75;

Sabine Plath, 040 / 37 03 38 89

AD MANAGER

Kathrin Thoben, Tel. 040 / 37 03 23 07,

Fax: 040 / 37 03 58 87

MARKETING:

Kristin Niggel

HERSTELLUNG:

Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Es gilt die jeweils aktuelle Preisliste.

Infos hierzu unter www.gujmedia.de

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)

ISBN: 978-3-652-00347-6;

978-3-652-00341-4 (Heft mit DVD)

ISSN-Nr. 1861-6097

© 2014 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,

Konto 032280000, BLZ 200 700 00

IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00

BIC: DEUTDEHH

Litho: 4mat Media, Hamburg

Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH,

Gütersloh

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion

Telefon: 040 / 37 03 20 98,

Telefax: 040 / 37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo-epoche.de

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFT-BESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO Kundenservice,

20080 Hamburg

persönlich erreichbar: Mo-Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

E-Mail: geoepoche-service@guj.de

Telefon innerhalb Deutschlands:

040 / 55 55 89 90

Telefon außerhalb Deutschlands:

+49 / 40 / 55 55 89 90

Telefax: +49 / 1805 / 86180 02*

GEO-KUNDENSERVICE:

www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo:

54,00 € (D), 60,90 € (A), 99,00 sfr (CH)

Abo mit DVD:

94,50 € (D), 105,90 € (A), 174,60 sfr (CH)

Studentenabo:

32,40 € (D), mit DVD: 56,70 € (D)

Preise für weitere Länder auf

Anfrage erhältlich.

Preise für GEO EPOCHE Digital unter www.geo-epoche.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Kundenservice und Bestellungen

Anschrift: GEO-Versand-Service,

74569 Blaufen

Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27

Telefax: +49 / 40 / 42 23 66 63

E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz;
Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

GEO EPOCHE

SÜDAMERIKA

Geschichte eines Kontinents

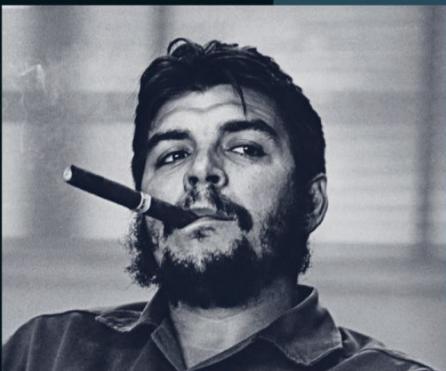
1499–1998



Ab 1499 unterwerfen europäische Konquistadoren die Ureinwohner Südamerikas – und beuten den Kontinent rücksichtslos aus



Unter Befehlshabern wie Simón Bolívar erstreiten die spanischen Kolonien bis 1825 ihre Unabhängigkeit. Etliche Nationalstaaten entstehen



Rebellionen erschüttern die Länder Südamerikas im 20. Jahrhundert. Mit dabei: der Guerillaführer Ernesto »Che« Guevara



Eine Militärdiktatur von vielen: Soldaten pustchen 1973 gegen Chiles demokratisch gewählte Regierung

Die WEIMARER Republik

Im Frühling 1499 überquert der Spanier Alonso de Ojeda mit drei Karavellen den Atlantik. Anders als Christoph Kolumbus, der ein Jahr zuvor die Küste Südamerikas gesichtet, wahrscheinlich aber nicht betreten hat, will der ehrgeizige Ojeda die unbekannte Welt genauer erkunden – vor allem jedoch: Beute machen. Und so beginnt die blutige Eroberung eines ganzen Kontinents.

Denn binnen weniger Jahrzehnte unterwerfen Konquistadoren wie Ojeda im Namen europäischer Herrscher zahlreiche einheimische Völker, zwingen die Ureinwohner zwischen Karibik und Feuerland bald millionenfach zur Sklavenarbeit auf Plantagen, in Gold- und Silberminen. Von ihren neuen Kolonialmetropolen aus organisieren sie die Ausbeutung des Erdeils und den Handel mit der Alten Welt.

Doch irgendwann emanzipieren sich die Nachfahren der Einwanderer von den Herrschern in Europa, denn längst fühlen sie sich als Südamerikaner: Und so erkämpfen sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts gleich mehrere Kolonien die Unabhängigkeit vom spanischen Mutterland.

Gewalt und Ungerechtigkeit aber bleiben. Die neu entstehenden Staaten sind schwach, die Gesellschaften zerissen zwischen den unterschiedlichen ethnischen Gruppen, zwischen gleißendem Reichtum und tiefer Armut. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts putschen sich vielerorts Militärs an die Macht, regieren mit Folter und tausendfachem Mord. Linke Guerilleros, oft nicht weniger brutal, nähren Utopien und begehren gegen die Regime auf.

Bis sich der Kontinent um die Wende zum neuen Millennium schließlich doch nachhaltig zu beruhigen scheint.

Die neue Ausgabe von **GEOEPOCHE** zeichnet ein halbes Jahrtausend südamerikanischer Entwicklung nach: eine Geschichte von Unterdrückung und Befreiung, Armut und Dekadenz, großem Schmerz und leidenschaftlicher Hoffnung.

Die nächste Ausgabe
von **GEOEPOCHE** erscheint
am 11. Februar 2015

Nur kurz existiert die Weimarer Republik: nicht einmal 15 Jahre. Doch die sind die spannungsreichsten der deutschen Geschichte. Nach der Gründung im Chaos der Weltkriegsniederlage, nach Putschversuchen und niedergeschlagenen Revolutionen vernichtet eine nie da gewesene Hyperinflation die Geldvermögen der Bürger. Wenig später taumelt Deutschland in die Weltwirtschaftskrise; bald gibt es mehr als sechs Millionen Arbeitslose. Und 1933 reißen die Folgen der quälenden Depression die Republik in den Abgrund; die Diktatur Adolf Hitlers nimmt ihren Anfang.

Doch als würden die einander jagenden Krisen die Menschen stimulieren, sind die Jahre zwischen November 1918 und Januar 1933 auch eine Epoche des kulturellen Glanzes: Literatur und Theater, Malerei und Design, Kino und Radio erleben vor dem Hintergrund der Katastrophe einen grandiosen Höhenflug.

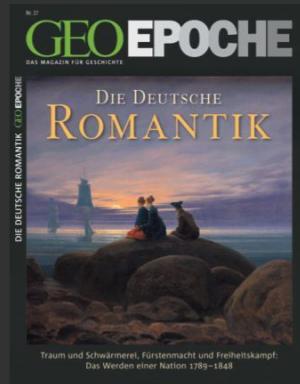
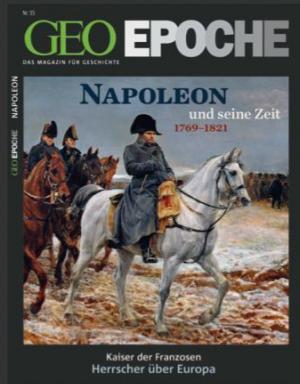
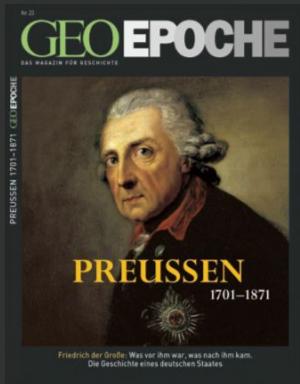
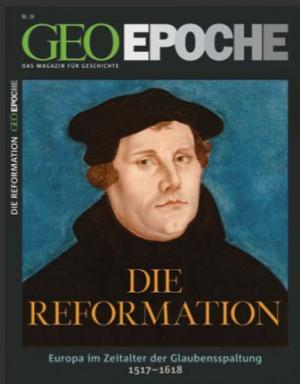
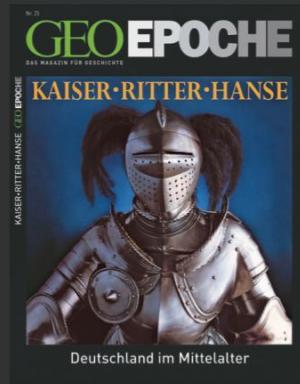
GEOEPOCHE PANORAMA präsentiert in Fotografien und kurzen Texten die bewegte Geschichte der ersten deutschen Demokratie – der Weimarer Republik.



Millionenerfolg: Marlene Dietrich in
dem Film »Der blaue Engel«

Die nächste Ausgabe von
GEOEPOCHE PANORAMA
erscheint am 11. Februar 2015

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder im Internet auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE